Zwei Cents.

Sonntagpost

Zwei Cents.

No. 35 (16 Seiten.) Chicago, Sonntag, den 27. August 1899. Elfter Jahrgang.

Telegraphische Depeschen.

(Spezialdepeschen-Dienst der „Sonntagpost".)

Ausland.

Aus deutschen Gauen.

Die preußische Regierung fügt sich mit gutem Humor in ihre Niederlage.—Keine Landtags-Auflösung und keine Beamten-Disziplinirung. — Aber eine Abrechnung mag noch kommen.—Deutschland und die Beulenpest-Gefahr. —Der angebliche Spion Müller. —Trübe Nachrichten von jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle. — Vermischtes von Nah und Fern.

Berlin, 26. Aug. Kein Mensch glaubt mehr, daß es zu einer Neubildung des preußischen Ministeriums und zu einer Auflösung des Landtages wegen der Niederlage des Kanal-Entwurfes kommen werde. Die Liberalen erkennen mit unverhohlener Verstimmung an, daß die Stellung des preußischen Finanzministers Miquel eine absolut sichere ist, wenigstens so lange, bis die preußische Politik eine, für den Kaiser befriedigende Gestaltung erhält. „Sie sind mein Mann", hatte der Kaiser vor neun Jahren gesagt, als er Miquel auswählte, und dieser Meinung scheint er noch immer zu sein. Es ist möglich, daß einige andere Minister den Abschied erhalten, vor Allem Freiherr v. der Recke-Horst, als dessen Nachfolger die „National-Zeitung" bereits mit Bestimmtheit den konservativen Dr. v. Bitter, bisheriger Bureau-Direktor des Ministeriums des Innern, nennt. Doch sind dies Fragen von geringer Bedeutung, so lange Miquel bleibt.

Wie es scheint, hat die Regierung auch endgiltig die Absicht aufgegeben, irgendwelche Beamte, welche als Mitglieder des Abgeordnetenhauses gegen den Kanal-Entwurf stimmten, dafür disziplinarisch zu bestrafen, weil solches Vorgehen nur zur Verbitterung der Stimmgeber beitragen würde. Dagegen soll sie den Vorschlag begünstigen, künftighin einfach ihren Beamten nicht mehr zu gestatten, als Kandidaten für den Landtag oder für den Reichstag aufzutreten.

Die Liberalen behaupten, es sei den Konservativen darum zu thun gewesen, der Regierung wieder einmal zu zeigen, daß sie ohne ihre Unterstützung nicht regieren könne, und machen kein Hehl daraus, daß ihr eigenes Interesse an den Kanalplänen zum großen Theil auf der Hoffnung beruhte, daß sie eine günstige Gelegenheit zur Verdrängung der Agrarier haben würden.

Der vorläufige Sieg der Konservativen dürfte aber seine Früchte tragen, wenn die Handels-Verträge erlöschen, und die Zeit zur Unterhandlung neuer gekommen sein wird. Einstweilen indeß findet es die Regierung am gerathensten, die weiße Flagge herauszustecken.

Trotz der politischen Aufregungen und Aergernisse findet Kaiser Wilhelm noch immer Zeit und Stimmung zum Enthüllen von Denkmälern. Auch heute hat er wieder zwei solche in der Reichshauptstadt selbst enthüllt: eines für Kaiser Karl IV. und eines für Friedrich den Großen. Auch nahm er an der Einweihung der neuen Kuppel des großen Licht-Refraktors der Astro-Physischen Sternwarte auf dem Telegraphenberg zu Potsdam theil.

Die Spionage-Sensation in Königsberg, resp. Pillau hat sich, wie zu erwarten war, in Nichts aufgelöst, indem der französische Journalist Müller, der als angeblicher Spion verhaftet worden war, nach einer militärbehördlichen Untersuchung wieder auf freien Fuß gesetzt wurde. Es stellte sich heraus, daß er ein harmloser Tourist ist, — nur vielleicht mit einem Zeitungsmenschen-Ehrgeiz, welcher vom Standpunkt der deutschen (und auch sonstiger) Militärbehörden nicht ganz unbedenklich ist.

An einem bischen Sozialisten-Verfolung fehlt es nie, und Berlin oder Sachsen sind gewöhnlich die Schauplätze. Neuerdings hat wieder der preußische Justizminister Schönstedt bei der Kommission des Herrenhauses angeregt, gegen das sozialistische Zentral-Organ „Vorwärts" wegen einer, von diesem veröffentlichten satirischen Schilderung der Herrenhaus-Debatte über die „Zuchthaus-Vorlage" klagbar zu werden, und es scheint, daß dieser Anregung entsprochen werden wird. Bekanntlich droht dem Redakteur dieses Blattes auch eine neue Verfolgung wegen eines kürzlichen Berichtes über eine Majestätsbeleidigungs-Denunziantengeschichte.

Der amtliche „Reichs-Anzeiger" veröffentlicht ein Dekret, wonach im Hinblick auf den Ausbruch der Beulenpest in Portugal die Einfuhr von Kleiderstoffen, Bettzeug und Lumpen von da völlig verboten ist, und Reisende von allen verdächtigen Häfen — portugiesischen und anderen — sich eine Desinfiszirung ihres Gepäckes gefallen lassen müssen. Die Regierung thut in jeder Hinsicht ihr Möglichstes, eine Einschleppung der Seuche nach deutschen Häfen zu verhindern.

Wie ein Telegramm aus Oporto, Portugal, meldet, hat der dortige Handelsverband den berühmten deutschen Bakteriologen Prof. Robert Koch aufgefordert, dorthin zu kommen und die Seuche vom bakteriologischen Standpunkt aus genau zu studiren. Es ist noch nicht bekannt, ob Prof. Koch dieser Aufforderung entsprechen wird.

Drüben in Oesterreich stehen mehr oder weniger tumultuarische Kundgebungen gegen die nicht-verfassungsmäßige Landesregierung, sowie Nationalitäten-Zwiste noch immer im Vordergrund der nationalen Ereignisse. Neuerdings verlautet in hohen militärischen Kreisen in Wien, daß Kaiser Franz Josef im Hinblick auf die fortwährenden Unruhen in Böhmen diesen Herbst nicht zu den nord-böhmischen Manövern kommen werde. Die mehrerwähnten Krawalle in Graslitz haben ein neues Opfer gefordert, — bereits das fünfte. Der Betreffende starb an Verletzungen, welche er im Kampf mit der Gendarmerie erlitten hatte. Das Begräbniß der vier Anderen hat ohne besonderen Zwischenfall stattgefunden. Die Reichsraths-Abgeordneten Hofer und Verkauf hielten Reden, in denen sie das jetzige Regierungs-System scharf kritisirten, sich aber hüteten, zu einem neuen Einschreiten der Behörden Anlaß zu geben. — Die sächsischen Behörden haben neuerdings wieder gezeigt, daß sie von einem Herübertragen der österreichischen Wirren über die Grenze nichts wissen wollen, indem das Auftreten des vielgenannten österreichischen Reichsrathsabgeordneten Karl Hermann Wolf (der sich von seinem kürzlichen Duell wieder völlig erholt zu haben scheint) als Redner in Leipzig untersagt wurde.

Früher waren die meisten wichtigen Nachrichten von der Balkan-Halbinsel über Wien in die Welt hinausgeschickt worden. Jetzt aber treffen, soweit die Vorgänge in der Türkei in Betracht kommen, solche Depeschen häufig auch direkt in der deutschen Reichshauptstadt ein. So wird neuerdings aus Konstantinopel hierher gemeldet: Es herrscht wieder bedenkliche Unzufriedenheit in Beamten- und Militärkreisen über die lange Stockung in der Auszahlung von Gehältern und Löhnungen, und die Proteste hiergegen nehmen jetzt einen drohend aggressiven Charakter an! Gestern Nachmittag wurde der Finanzminister sogar in seinem Departement von einem wüthenden Menschenhaufen thätlich angegriffen und gezwungen, durch einen geheimen Ausgang aus dem Palast zu fliehen. Wegen der neuen geschäftspolitischen Beziehungen Deutschlands zur Türkei verfolgt man auch hier diese Ereignisse mit ziemlich reger Theilnahme.

Die Transvaal-Wirren.

Die portugiesischen Behörden anhaltend unfreundlich gegen die Boeren.

Lorenzo Marques, Delagoa-Bai (Südafrika), 26. Aug. Mehrere Personen, von denen man glaubt, daß sie Sendlinge der Transvaal-Regierung seien, sind hier in Haft genommen worden. Es herrscht große Aufregung, und in Anbetracht der Möglichkeit eines Einfalles von Transvaal-Truppen in portugiesisches Gebiet werden die portugiesischen Truppen beständig für alle Fälle bereit gehalten.

Buluwayo, Südafrika, 26. Aug. Ein Holländer ist in Figtree auf einen, vom britischen Oberkommissär Alfred Milner ausgestellten Haftbefehl hin festgenommen worden, unter der Beschuldigung, im Bechuanaland Unruhen zu stiften versucht zu haben.

Kapstadt, 26. Aug. Die „Cape Times", ein Organ der Partei von Cecil Rhodes, greift die Regierung der Kapkolonie an, weil sie es zugelassen habe, daß Kriegsmaterial durch den Oranje-Freistaat hindurch nach der Transvaal-Republik befördert worden sei.

Der Ministerpräsident Schreiner vertheidigte vor dem Abgeordnetenhaus das Verhalten der Regierung in dieser Angelegenheit. Er erklärte, daß in Friedenszeiten, wie sie augenblicklich unzweifelhaft beständen, der Zollvertrag dazu zwinge, den Versandt von Kriegs-Munition nach dem Oranje-Freistaat zu gestatten. Sollte — fügte er hinzu — unglücklicherweise Krieg ausbrechen, so werde er schon nicht versäumen, seine Pflicht „als loyaler Unterthan der Königin" zu thun. Zum Schluß bemerkte er, daß zur Zeit noch weitere 500 Gewehre auf dem Durchgang nach dem Oranje-Freistaat begriffen seien.

(Ministerpräsident Schreiner ist der Führer der Partei, welche diejenige des früheren Ministerpräsidenten Rhodes bekämpft. Er wird von den holländischen Bewohnern der Kapkolonie, den sog. Afrikandern, unterstützt. Bei der letzten Wahl war es dieser Partei gelungen, das Rhodes'sche Regime zu stürzen. Von seinen Gegnern wird Schreiner längst beschuldigt, mit den Boeren zu sympathisiren.)

London, 26. Aug. Die britische Regierung hat ein Blaubuch über die vorgeschlagenen Stimmrechts-Reformen für die Transvaal-Republik herausgegeben. Dasselbe enthält meist bekannte Thatsachen.

Pretoria, Transvaal, 27. Aug. Das Votum, mit welchem der Volksraad sich gegen eine Aufhebung des vielbesprochenen Dynamit-Monopols entschied, war ein Zweidrittel-Votum: 18 gegen 9.

Günstig für Dreyfus

Schloß die dritte Woche des Militärgerichts in Rennes ab. — Hauptmann Freystaetter gegen die Generalstäbler.—Ein Zeuge gegen die Bertillon'schen Handschriften-Behauptungen. — Das Militärgericht setzt sich anhaltend über Entscheidungen des Kassationshofes hinweg!—Noch mehr Drohbriefe für Labori. — Allgemeines über die Prozeß-Lage.

Rennes, 26. Aug. Zu der Samstags-Verhandlung des Dreyfus-Prozesses ist noch mitzutheilen:

Das Wortgefecht zwischen dem Hauptmann Freystaetter und dem Oberst Maurel (Letzterer bekanntlich der Vorsitzende, und Ersterer ein Mitglied des Militärgerichts, welches 1894 Dreyfus verurtheilte) dauerte noch etliche Zeit fort. Maurel wurde immer nervöser und lehnte es endlich ab, weiter auf Freystaetters Bemerkungen zu antworten. Letzterer sagte noch, zu Oberst Jouarist gewendet: „Ich habe um Entschuldigung zu bitten, mein Oberst, für meine Unkenntniß der Gesetzesbestimmungen, — denn ich wußte gar nicht, daß es verboten sei, irgend welche Mittheilungen im Privatzimmer des Richters zu machen." (Erregung im Gerichtssaal).

(Hauptmann Freystaetter hatte vorher erzählt, daß 1894 den Richtern solche Mittheilungen im Privatzimmer des Oberst Maurel gemacht worden seien, und dieser über dieselben seine Glossen gemacht habe.)

Der Ex-Kriegsminister General Mercier, welcher den Aussagen Freystaetter's mit großer Spannung gelauscht hatte, trat demselben gleichfalls entgegen und nannte ihn sogar einen Lügner. Freystaetter bestand sehr kaltblütig auf seinen Erklärungen, besonders was einen, dem Kriegsgericht von 1894 mitgetheilten Brief über das Verrathen der Herstellung einer gewissen Granate anbelangt. Keiner von Beiden wich auch nur um Haaresbreite von seinen Auslassungen zurück.

Anwalt Labori sagte dann: „Angesichts solcher Zwischenfälle muß ich nochmals entschieden darauf bestehen, Herr Vorsitzender, daß der Zustand des Obersten Paty de Clam von unparteiischen Aerzten untersucht werde. Die Anwesenheit dieses Zeugen wäre von großem Werth. General Mercier hatte gesagt, daß das Paket, welches die geheimen Schriftstücke enthielt, von Oberst Paty de Clam hergestellt wurde."

General Mercier (ihn unterbrechend): „Verzeihen Sie, ich habe gesagt, daß ich von General de Boisdeffre erfahren hätte, daß Oberst Paty de Clam das Paket herbeigebracht habe. Aber ich sagte auch, Oberst Sandheer habe das Paket zurechtgemacht." (Erregung.)

Labori: „Immer der todte Sandheer, immer der todte Henri. Die Todten müssen beständig als Zeugen herhalten."

Der vorsitzende Richter sagte, diese Worte seien „außer Ordnung." Labori erwiderte auf diesen Protest nichts, sondern nahm ruhig seinen Sitz wieder ein.

Hauptmann Freystaetter's Auftreten machte einen gewaltigen Eindruck auf die Zuhörer, und die Dreyfusfreunde jubelten darüber.

Hr. Paraf-Joupal, ein bekannter Schrift-Zeichner, wurde auf Antrag der Vertheidigung auf den Zeugenstand gerufen, um einen Theil der Aussagen Bertillon's zu widerlegen. Er ließ eine schwarze Tafel auf der Tribüne aufstellen und brachte ein Stück Kreide zum Vorschein, bemerkte aber sogleich, unter großer Heiterkeit des Publikums, seine Darlegung würde immerhin nicht weniger als zwei Stunden in Anspruch nehmen. (Dies war eine Anspielung auf die „wissenschaftlichen" Schwafeleien Bertillon's, welche sich über zwei Gerichtssitzungen hingezogen hatten.) Dann machte er auf der Tafel eine Anzahl kalligraphischer Zeichen, zeigte dem Gerichtshof Photographien der Handschrift des „Bordereau" und der Handschrift von Dreyfus vor und wies darauf hin, in wie vielen Beziehungen die beiden einander unähnlich seien. Daran knüpfte der Zeuge längere fachmännische Erklärungen, mit denen er noch nicht ganz zu Ende war, als die Sitzung vertagt wurde.

Die Gattin Laboris hat abermals einen anonymen Brief erhalten, worin Ermordung von ihr und ihrem Gatten und den Kindern angedroht ist. Dieser Brief ist in einer weiblichen Handschrift geschrieben.

Paris, 26. Aug. Das französische Kabinet erörterte in seiner heutigen Sitzung die, von verschiedenen Seiten eingelaufenen Gesuche um Einberufung der Kammern, gelangte aber noch zu keinem Entschluß.

Es verlautet wieder einmal, daß die italienische und die deutsche Regierung mit einander die Frage verhandelt hätten, ob sie alle, im „Bordereau" aufgezählten Schriftstücke sowie andere, die ihnen aus derselben Quelle zugingen, nach Frankreich senden sollten, nebst einer offenen und unumstößlichen Erklärung über die Person des Franzosen, welcher diese Information lieferte. Die italienische Regierung soll gewillt sein, diesen Schritt zu thun; Kaiser Wilhelm jedoch soll erklärt haben, daß Deutschland, nachdem es bereits endgiltig bekannt gemacht, daß es niemals irgend etwas mit Dreyfus zu thun gehabt, keine Veranlassung habe, sich weiter in diese, rein französische Angelegenheit einzumischen.

Betreffs der jüngsten Verhandlungen im Dreyfus-Militärgericht zu Rennes ist hervorzuheben, daß sich dasselbe mit seinem Zeugenverhör betreffs der Handschrift des „Bordereau" abermals über die Weisungen des Kassationshofes schlankweg hinweggesetzt hat; denn dieser hatte, und zwar nach dem Gesetz endgiltig, bereits eine, für Dreyfus günstige Entscheidung hierüber abgegeben!

Manche dahier, welche den Gang der Verhandlungen genau verfolgen, wundern sich darüber, daß die Vertheidigung nicht gegen diese Auflehnung des Militärgerichtes gegen den höchsten Gerichtshof von Frankreich energisch protestirt hat! Indeß erklärt sich dies einfach damit, daß die Vertheidiger schon im Voraus angekündigt hatten, sie hießen die weitgehendste Untersuchung des Verhaltens von Dreyfus willkommen, ohne alle Einschränkung. Das war eine unnöthig kühne Politik. Man kann allerdings annehmen, daß, wenn Dreyfus auf seinen Rechten bestanden hätte, die er durch die Entscheidung des Kassationshofes erhielt, das Militärgericht offen dieser Entscheidung Trotz geboten und die Verhandlungen doch so geführt hätte, wie sie bisher geführt worden sind: aber dann hätte der höchste Gerichtshof guten Grund gehabt, eine für Dreyfus ungünstige Entscheidung des Militärgerichts sofort umzustoßen, während jetzt diese Frage etwas verzwickter geworden ist!

Paris, 27. Aug. Die jetzige politische Lage in Frankreich läßt sich dahin zusammenfassen: Abwarten auf der ganzen Linie ist Trumpf! So lange in Rennes noch kein Verdikt erzielt ist, wird nichts Entscheidendes in irgend einer Hinsicht gethan werden. Sobald es aber offiziell „bekannt" ist, ob Dreyfus schuldig ist oder nicht, wird in die ganze französische Politik wieder neues Leben kommen, und man wird wieder nach bestimmten Zielen hin arbeiten. Wie aber auch der Dreyfus-Urtheilsspruch ausfallen mag: beim Wiederzusammentritt der Kammern wird es heiß hergehen, selbst wenn es nicht mehr in den Hundstagen zur Einberufung derselben kommen sollte!

Die Regierung wird immer noch von vielen Seiten wegen den jüngsten Antisemiten- und Sozialisten-Krawalle dahier heftig kritisirt. Wahrscheinlich aber waren dieselben für die französischen Gemüther unvermeidlich geworden, — die auf's Aeußerste gespannten Nerven bedurften wieder einmal einer Ausspannung! Viele aber glauben, daß, wenn Dreyfus auf's Neue schuldiggesprochen werden sollte, jene Krawalle eine Rückkehr zu den Tagen der Pariser Kommune in Aussicht stellten!

In Rennes sollen noch einige Handschriften-Sachverständige von beiden Seiten auf den Zeugenstand gerufen werden. Alsdann werden die Hauptzeugen für die Vertheidigung an die Reihe kommen. Bei ihrem Auftreten sind einige aufregende Konfrontirungen zu erwarten. Man hält es jetzt für möglich, daß der Prozeß „ungefähr in der ersten Septemberwoche" zum Abschluß gelangt; aber eine bestimmte Angabe kann Niemand machen.

London, 27. Aug. Eine Spezialdepesche der „Daily News" aus Paris meldet: Die französische Regierung hat Grund zu der Annahme, daß die Gräfin von Paris die thatsächliche Besitzerin der sogenannten „Festung Chabrol" ist, nämlich des Hauses in der Chabrolstraße, wo sich der Antisemiterich Guerin und seine bewaffneten Anhänger verbarrikadirt halten, und daß Guerin weiter nichts als ein vorgeschobener Strohmann ist, welcher in ihrem Namen handelt. Dies erklärt vielleicht, weshalb die Regierung so lange Geduld zeigt, bis sie den Stier bei den Hörnern faßt.

Paris, 27. Aug. Ein Gerücht, daß der Antisemitenführer Guerin in seiner „Festung" Selbstmord begangen habe, stellt sich als unbegründet heraus. Doch ist kaum zu bezweifeln, daß die ganze Partie in dem belagerten Haus der Rue Chabrol schwer krank ist. Madame Charetteloup, welche dies Haus besucht hatte, erklärte, die aufgezogene schwarze Flagge bedeute, daß einer der Belagerten am Sterben liege. Sie berichtete die Sache der Polizei und erwirkte Erlaubniß, nicht nur ihrem Sohn, sondern auch dessen Gefährten, welche alle schwer krank sein sollen, Medizinen (Lebensmittel??) zu senden.

Die Blätter melden neuerdings, daß der Staatsanwalt gegen Guerin jetzt auch die Anklage des Mordversuchs erheben werde, da zwei Revolverkugeln, die er auf die Polizei feuerte, in einem gegenüberliegenden Haus einschlugen.

Ministerschub in Sicht.

Vier spanische Minister sollen gegangen werden.

Madrid, 26. Aug. Es wird mitgetheilt, daß eine Ministerkrise unmittelbar bevorstehe, und zwar wegen der Haltung des Kriegsministers Polavieja. Wie man hört, sollen sich die Kabinets-Veränderungen auf den Kriegs-, den Marine-, den Finanz- und den Justizminister beschränken.

Will sich duelliren!

Militär-Attache Schneider will die französischen Generalstäbler fordern.

Wien, 27. Aug. Hauptmann Schneider, der bekannte Militär-Attache der österreichischen Botschaft in Paris, welcher kürzlich einen, angeblich von ihm geschriebenen und von französischen Generälen bei der militärgerichtlichen Verhandlung in Rennes gegen Dreyfus ausgebeuteten Brief für eine Fälschung erklärt hatte, soll am Samstag vom Feldmarschall Beck die Erlaubniß erwirkt haben, jene Generäle zum Duell zu fordern.

Wien, 27. Aug. Hauptmann Schneider, der Militär-Attache der österreichischen Botschaft in Paris, soll bestimmt beabsichtigen, sich mit dem französischen Ex-Kriegsminister Mercier und dem Hauptmann Cuignet zu duelliren, wegen der verleumderischen Aussagen, die sie vor dem Militärgericht zu Rennes über ihn gemacht hatten. Sie hatten, nachdem Schneider bereits den mehrerwähnten angeblichen Brief über die Dreyfus-Angelegenheit für eine Fälschung erklärt hatte, die Frechheit gehabt, an der Echtheit des Briefes, der freilich für sie ein sehr wichtiges „Beweismaterial" bildete, festzuhalten und lieber den Charakter des Militär-Attaches zu verdächtigen, als von ihren Behauptungen zurückzutreten.

Preußischer Landtag.

Er ist am Samstag nicht heimgeschickt worden.

Berlin, 27. Aug. Die Erwartung, daß der Kanzler Hohenlohe am Schluß der Samstagssitzung des preußischen Abgeordnetenhauses im Namen der Regierung die Session für beendet erklären werde, hat sich ebenfalls nicht erfüllt.

Das Abgeordnetenhaus beräth gegenwärtig den amendirten Zivil-Koder, welcher im Herrenhaus (dem oberen Zweig des Landtages) neu eingebracht werden muß.

Daher wird die Vertagung der Session immerhin um mehrere Tage verschoben werden müssen; aber lange wird sie nicht mehr auf sich warten lassen. Im Januar nächsten Jahres soll dann das Haus wieder zusammentreten. Ob die Regierung demselben abermals die Kanal-Entwürfe unterbreiten wird, muß abgewartet werden.

Es wird noch mitgetheilt, daß die Krise, anläßlich des Zwistes zwischen dem Kaiser und den Konservativen, bedrohlicher gewesen sei, als man bis jetzt annahm, und der Kaiser anfänglich seinen Kopf unter allen Umständen habe durchsetzen wollen, daß jedoch ein starker Gegeneinfluß auf ihn geübt, und ihm vorgestellt worden sei, ein dauernder Bruch mit den Konservativen sei für die allgemeine Beständigkeit der Verhältnisse gefährlich und würde die politische Herrschaft den Nationalliberalen überliefern, auf die sich der Thron doch nicht so unbedingt verlassen könne. Deiser Hinweis soll endlich den erzürnten Kaiser umgestimmt haben.

Von der Beulenpest.

In Spanien ist man lebhaft besorgt.

Madrid, 27. Aug. Große Beunruhigung hat hier die, gestern Abend den Behörden zugegangene Nachricht verursacht, daß trotz des sanitären Kordons, welcher um Oporto, Portugal, gezogen worden ist, mehrere neue Pest-Erkrankungen in Außen-Distrikten vorgekommen sind. Die Befürchtung nimmt zu, daß die Sanitäts-Behörden in Portugal nicht imstande sind, die Ausbreitung der Seuche zu hemmen, und jeden Augenblick erwartet werden kann, daß dieselbe epidemisch wird! Man wird sich daher spanischerseits noch schärfer absperren.

Neapel, Italien, 27. Aug. Die Angabe, daß auch hier die asiatische Beugenpest aufgetreten sei, wird für völlig grundlos erklärt.

(Dagegen sind an sizilischen Hafenplätzen einige hochverdächtige Erkrankungsfälle vorgekommen.)

Deutsche Kaiserin noch krank.

Sie wird den Kaiser nicht zu den Manövern begleiten.

Berlin, 27. Aug. Der „Lokal-Anzeiger" läßt sich melden:

Die Kaiserin Augusta Victoria, welche bekanntlich vor längerer Zeit in Berchtesgarden, Oberbaiern, einen Unfall hatte und seitdem leidend ist, befindet sich neuerdings wieder übler, und die Aerzte haben ihr daher verboten, ihren Gemahl zu den Herbstmanövern zu begleiten.

Auch drüben sehr heiß!

Die Londoner müssen tüchtig schwitzen.

London, 26. Aug. Gestern war hier der heißeste Tag im Jahre. Das Thermometer zeigte 128 Grad F. in der Sonne und 88½ Grad im Schatten.

In der jüngsten Zeit hatten auch Deutschland und die meisten anderen Länder des kontinentalen Europa arg von Hitze und Dürre zu leiden.

Baron und Schwindler.

Wird in Paris zu 12 Monaten verdonnert.

Paris, 26. Aug. Baron v. Steinmetz, der sich auch Baron Douglas nannte, ist wegen Beschwindelung der „Sun"-Versicherungs-Gesellschaft von Canada zu zwölf Monaten Strafhaft verurtheilt worden.

Dampfernachrichten.

Angekommen.

New York: Etruria von Liverpool; Exeter City von Swansea; Aral von Hamburg.
New York: La Touraine von Havre.

Inland.

Kriegs-Angelegenheiten.

Wird ein amerikanisches Filipinos-Regiment gebildet?

Washington, D. C., 26. Aug. Es ist leicht möglich, daß in dem Herbst-Feldzug auf den Philippinen-Inseln auch ein Regiment Eingeborener in amerikanischen Dienst gestellt werden mag. Zweihundert der Eingeborenen leisten schon jetzt gute Dienste als Späher für die amerikanische Armee, und die Offiziere in Manila haben erklärt, daß dieselben ganz gut ein vollständiges Eingeborenen-Regiment rekrutiren könnten, wenn das Kriegsdepartement es wünsche. Eine Anzahl Militärbeamte dahier begünstigt diesen Plan, sowohl vom militärischen wie vom politischen Standpunkt.

Das Quartiermeister-Departement trifft Vorkehrungen, wieder eine große Quantität „Khaki" zu kaufen, um die neuen Freiwilligen mit Uniformen zu versehen, welche für die Tropen geeignet sind.

San Francisco, 26. Aug. Das Bundes-Kreuzerboot „Boston" ist heute von Manila angekommen, von wo es am 8. Juni abgegangen war. Es war zu Hongkong in das Trockendock gebracht worden und hatte dann Nagasaki und Yokohama angelaufen. Am 29. Juli war es von letzterem Hafen abgegangen und bereits am 9. August in Honolulu eingetroffen. Dies ist die schnellste bisherige Fahrt für ein Kriegsschiff auf dieser Strecke. Die ganze Reise verlief glatt und ohne Zwischenfälle.

Washington, D. C., 26. Aug. Die Verfügung des Generals Otis betreffs der Ausweisung von Chinesen aus den Philippinen-Inseln hat der Regierung ziemliche Verlegenheit bereitet und sie zwischen zwei Feuer gebracht: einestheils die chinesische, und anderntheils die englische und die deutsche Regierung. General Otis selber hat übrigens noch keinen Bericht hierüber an die Regierung gesandt, und man weiß von der Geschichte hier nur durch den Protest des chinesischen Gesandten. Britische und deutsche Einwohner auf den Philippinen-Inseln sollen bereits ihre betr. Regierungen um Schritte gegen jene Verfügung ersucht haben, welche es ihnen unmöglich macht, chinesische Arbeiter, Köche u. s. w. in das Land zu bringen, wie sie dies von jeher gewohnt gewesen waren.

Wien, 26. August. Die „Politische Korrespondenz" meldet, es bestehe ein zunehmendes Verlangen seitens europäischer Interessenten, daß die amerikanische Regierung die Philippinen-Inseln für britisch-westindische Inseln umtausche, und erstere hierdurch unter die Kontrolle Großbritanniens kämen. Eine mit vielen (darunter auch amerikanischen) Unterschriften bedeckte Petition soll nächstdem an die britische Regierung ergehen, damit dieselbe auf einen solchen Austausch hinwirke.

Washington, D. C., 27. Aug. Das „Army and Navy Register" bringt eine Extra-Meldung aus Manila, wonach Admiral Watson, der Nachfolger Dewey's als Oberbefehlshaber des dortigen Flottengeschwaders, nicht unbedenklich krank ist, und zwar infolge eines Unfalles, den er auf seiner Barkasse gehabt hatte. Es stellte sich bald Herzleiden bei ihm ein, und nach den letzten Nachrichten war sein Zustand ein gefährlicher, obwohl darüber nur wenig verlautete.

Dampfer in Brand!

Ist es das Passagierboot „City of Erie?"

Painesville, O., 27. Aug. Ein großer Dampfer wurde Samstag Nacht auf dem Eriesee, unweit Fairport, in hellen Flammen stehend und offenbar völlig hilflos bemerkt. Die Lebensrettungs-Mannschaft und mehrere Schleppboote machten sich alsbald zum Beistand auf. Eine gewaltige Volksmenge sammelte sich am Gestade an, das Wasserfeuer von Weitem zu sehen.

Bestimmte Auskunft über den Charakter des Schiffes ist noch nicht erhältlich. Einer Depesche aus Buffalo zufolge könnte es jedoch der Dampfer „City of Erie" sein, welcher Samstag Abend um 8 Uhr mit 1200 Passagieren von dort abgefahren war!"

McKinley in Pittsburg.

Empfang des Präsidenten daselbst.

Pittsburg, 27. Aug. Eine große und enthusiastische Menge war Samstagabend am Shadyside-Bahnhof versammelt, um den Präsidenten McKinley und seine Begleiter zu bewillkommnen, welcher per Extrazug um halb 10 Uhr eintrafen. Es wurde ein Begrüßungs-Salut von 21 Kanonenschüssen abgefeuert. Der Präsident und seine Gemahlin wurden nach dem Wohnhaus von Robert Pitcarn gebracht, dessen Gäste sie während ihres Aufenthaltes dahier sein werden. General Wesley Merritt und die übrigen Mitglieder der Präsidenten-Partie wurden nach dem Hotel Schenly befördert.

3000 Maurer am Streik.

Auch die Zimmerleute wollen die Arbeit niederlegen.

Havana, 27. Aug. Der Streik der Maurergesellen dahier hat sich noch weiter ausgedehnt, und 3000 Mann sind jetzt am Ausstand. Wenn der Streik nicht am Montag beigelegt wird, so werden auch die Zimmerleute ausstehen. Die amerikanischen Behörden haben weitgehende Vorkehrungen gegen Unruhen getroffen; bis jetzt aber ist Alles ordnungsmäßig verlaufen.

Kommt es zur Schlacht?

Milizen und bewaffnete Farbige in Georgia.

Darien, Ga., 27. Aug. Ein Gefecht zwischen den Miliztruppen und den bewaffneten Farbigen, welche in der Nähe von hier im Sumpfland Zuflucht gesucht haben, ist jeden Augenblick zu erwarten und vielleicht jetzt schon im Gange. Bis jetzt bestand das einzige Blutvergießen in dieser Angelegenheit in der Tödtung des Hilfssheriffs Townsend und der Verwundung des Hilfssheriffs Hopkins. Unser Städtchen ist sogut wie vollständig verlassen.

(Wie bereits früher berichtet, entstanden die Wirren dadurch, daß die Farbigen sich in Masse der Verhaftung eines ihrer Rassegenossen widersetzten, welcher des unsittlichen Angriffs auf eine weiße Frau beschuldigt ist. Ein Miliz-Regiment, welches herbeibeordert wurde, da die Sheriffsmannschaft der Situation nicht gewachsen war, hat bereits die Farbigen nach dem besagten Sumpfland gedrängt; doch scheinen sich dieselben nicht ergeben zu wollen.)

Zwei Züge prallen zusammen.

Eine Anzahl Passagiere wird verletzt.

Kansas City, Mo., 27. Aug. Es ist hier die Kunde eingetroffen, daß zu Muncie, Ks., 15 Meilen westlich von unserer Stadt, ein schlimmer Zusammenstoß zwischen einem Personenzug der Rock Island und einem solchen der Union Pacificbahn stattfand. Auch sollen verschiedene Personen dabei getödtet worden sein. Doch ist es noch nicht möglich, nähere Auskunft zu erlangen.

(Später:) Der Zusammenstoß der beiden Personenzüge wurde dadurch verschuldet, daß ein Lokomotivführer seine Befehle vergaß. Jeder der beiden Züge fuhr zur Zeit mit einer Geschwindigkeit von 45 Meilen die Stunde, und der Zusammenstoß fand daher mit schrecklicher Wucht statt. Es ist geradezu ein Wunder zu nennen, daß nicht Hunderte von Menschen umgekommen sind! Eine Anzahl Passagiere wurde leicht verletzt, und die Zugbediensteten kamen mit heiler Haut davon. Die beiden Lokomotiven aber wurden vollständig zertrümmert.

Von der Effektenbörse.

Im Allgemeinen thätiges Geschäft, aber Rückgang der Zucker-Papiere.

New York, 26. Aug. Trotz der ziemlich ereignißlosen Woche war die heutige Spekulation im Effektenmarkt merwürdig thätig, und die Geschäfte waren gut vertheilt, obwohl die Transaktionen in gewissen Spezial-Papieren besonders groß waren.

In der Hauptsache war der Markt fest, was noch immer zum großen Theil mit der Erschlaffung des Geldmarktes zusammenhängt. Am schwächsten waren eine Zeitlang die Zucker-Effekten, welche lebhaft zurückgingen, auf Berichte über weitere Herabsetzungen im Preis des raffinirten Zuckers, sowie auf ungünstige Erwartungen betreffs der September-Dividende hin. Die „Grangers" (Papiere der Eisenbahnen in den westlichen Landwirthschafts-Staaten) waren flau und anfangs niedriger, zeigten jedoch später größere Stetigkeit. Unter den Spezialitäten waren die Tennessee'r Kohlen- und Eisen-Effekten bemerkenswerth stark.

Von London aus wurde kein Einfluß geübt, da die Londoner Effektenbörse wegen eines der üblichen Sommer-Feiertage geschlossen war.

Ausstand Tennessee'r Möbelschreiner.

Die Entlassung von Gewerkschaftlern ist schuld.

Chattanooga, Tenn., 26. Aug. Die Angestellten der „Loomis Hart Manufacturing Co.", einem der größten Möbelgeschäfte des Südens, sind an den Streik gegangen, weil verschiedene Angestellte wegen Beitritts zur Zimmerleute- und Schreiner-Gewerkschaft entlassen worden waren.

Freiwillige Lohnerhöhung.

Für Kohlengräber in Tennessee.

Almy, Tenn., 26. Aug. Die „Paint Rock Coal & Coke Co." hat die Löhne ihrer Arbeiter freiwillig um 10 Prozent erhöht. Diese Erhöhung gilt auf unbestimmte Zeit und wird vom Beginn des jetzigen Monats an berechnet.

116 Jahre.

Der älteste Canadier segnet das Zeitliche.

Montreal, Quebec, 27. Aug. Der anerkannt älteste Mann in der canadischen Dominion, William Gaffney, ist zu St. Bazil gestorben. Er erreichte ein Alter von 116 Jahren. Gebürtig war er aus Irland, und vor etwa 85 Jahren wanderte er nach Amerika aus. Bis wenige Stunden vor seinem Tode konnte er herumlaufen und war im Vollbesitz seiner Fähigkeiten.

Muthmaßliches Wetter.

Zur Abwechslung etwas Regenschauer.

Washington, D. C., 26. Aug. Das Bundes-Wetteramt stellt folgendes Wetter für den Staat Illinois am Sonntag und Montag in Aussicht:

Am Sonntag theilweise Regenschauer.

Am Montag wahrscheinlich drohendes Wetter.

Leichte bis lebhafte Nordost- und später Ostwinde. Noch nicht viel kühler.

Dampfernachrichten.

Abgegangen.

New York: Graf Waldersee nach Hamburg; Amsterdam nach Rotterdam; La Normandie nach Havre; British Queen nach Antwerpen; Lucania nach Liverpool; Marquette nach London; Francisco nach Hull.

Am Lizard vorbei: Lahn, von Bremen nach New York.

Lokalbericht.

Tiefe Ebbe.

Der demokratische Kampagne-Kriegsschatz will durchaus nicht anschwellen.

Weshalb viele Parteigenossen Nichts zu demselben beisteuern wollen.

Ex-Kongreßmann Hinrichsens zahme Aspirationen.

Eine demokratisch-populistische und silberrepublikanische Fusions-Konferenz.

Major Marshall gibt in der Baggerfrage nach.

Straßen, die demnächst neugepflastert werden sollen.

Zur erfolgreichen Durchführung einer Wahlkampagne gehört bekanntlich in allererster Reihe ein gut gespickter Geldbeutel. Beide Parteien sehen denn auch darauf, daß ihnen ein möglichst reicher „Kriegsschatz" zur Verfügung gestellt wird, doch hat es in dieser Beziehung bei den Demokraten meistentheils sehr gehapert. Auch heuer beklagt sich Geschäftsführer S. B. Cook, vom demokratischen National-Ausschuß für Mittel und Wege, bitter darüber, daß dieBeiträge der Parteigenossen für die bevorstehende Präsidentschafts-Kampagne sehr langsam einlaufen und daß seine „Brandbriefe" häufig absolut keine Beachtung finden. In vielen Fällen so erzählt Herr Cook weiterhin, erklären die Adressaten in ihrer Antwort ganz unumwunden, daß sie durchaus keine Lust verspürten, den früher versprochenen monatlichen Zuschuß, im Betrage von einem Dollar, weiter zu zahlen, weil sie sich nicht damit einverstanden erklären könnten, daß ihre Gelder jetzt schon für die Agitations-Rundreisen Bryans verausgabt würden. Es sei noch ein ganzes Jahr bis zur National-Konvention, und Bryan würde sich selbst und auch der Partei viel bessere Dienste erweisen, wenn er sich inzwischen hübsch ruhig verhielte, statt von Staat zu Staat zu jagen und sich für jede Rede gut bezahlen zu lassen. Stimmen dieser Art sollen namentlich hier in Chicago vielfach laut werden, wie dem aber auch immer sein mag, Thatsache ist und bleibt es, daß der demokratische Kampagne-Fonds bisher noch Vieles zu wünschen übrig läßt, zumal sich auch die Gold-Demokraten soweit noch reservirt halten.

* * *

Wie in der gestrigen „Abendpost" bereits an vorliegender Stelle kurz erwähnt wurde, hat die Opposition Altgelds gegen Senator Goebel, den „regulären" demokratischen Gouverneurs-Kandidaten in Kentucky, die Harrisoniten veranlaßt, jetzt umso eifriger Partei für denselben zu ergreifen. Gestern hieß es nun, daß es durchaus nicht ausgeschlossen sei, daß Mayor Harrison persönlich, vom demokratischen Marschirklub begleitet, eine politische Reise nach dem Blaugras-Staate antreten werde, um dort im Interesse Goebels zu wirken und die Machinationen des Ex-Gouverneurs lahmzulegen. Auf alle Fälle werden aber die Harrison-Demokraten eine ganze Anzahl von Stumprednern den Parteigenossen in Kentucky zu Hilfe senden, und zwar sind für diese Mission jetzt erkoren worden: Die National-Abgeordneten J. R. Williams und T. M. Jett; ferner Joseph B. Gill; W. H. Hinrichsen; C. K. Ladd; Reed Green, Cairo; T. F. Donovan, Kankakee; O. B. Thompson, Jacksonville; T. F. Ferns, Jerseyville; Henry Phillips, Virginia; ArthurLeeper, Virginia; M. T. Moloney, Ottawa; A. B. Bell, Carlinville; F. Burton, Carlinville; W. L. Mounts, Carlinville; Free P. Morris, Watseka; A. J. Hunter, Paris; H. S. Tanner, Paris; William Hartsell, Chester; J. M. Gray, Decatur; F. P. Quinn, Peoria; W. H. Crow, Pittsfield.

* * *

Wie verlautet, möchte der frühere Nationalabgeordnete W. H. Hinrichsen gerne der Nachfolger von P. J. Devlin, dem bisherigen Vorsitzenden des demokratischen National-Preßbureaus, werden. Hinrichsen weilte gestern in Chicago und hatte dieserhalb eine längere Konferenz mit Thomas Gahan und Robert E. Burke, welch' Letzterer eben erst aus Nebraska heimgekehrt ist. Es heißt, daß die reguläre Partei-Organisation die Aspirationen Hinrichsens gutheißt.

Es soll die Absicht vorliegen, demnächst in Chicago eine National-Konferenz von Demokraten, Populisten und Silber-Republikanern abzuhalten, um die Fusions-Pläne für die kommende Präsidentschafts-Kampagne eingehend zu erörtern.

* * *

Die Steuer-Revisionsbehörde hat sich gestern mit den Einschätzungen des persönlichen Eigenthums der Blättertabak-Händler und Zigarren-Fabrikanten befaßt, und wenn auch die Durchsicht der Steuerlisten in Anbetracht des Halb-Feiertages ziemlich schnell von Statten ging, so werden doch die vorgenommenen „Berichtigungen" die Gesammt-Summe des Steuerwerthes um ein Erkleckliches anschwellen. Die Blättertabak-Händler kamen zuerst an die Reihe, und die vorgeladenen Firmen hatten mit wenigen Ausnahmen Vertreter entsandt, um Rede und Antwort zu stehen. Zwei von ihnen ersuchten gleich von vornherein die Revisoren, die Einschätzung der Assessorsbehörde zu erhöhen; es waren dies: Sutter Brothers und Schroeder, Reiß & Co. Das persönliche Eigenthum der erstgenannten Firma war von den Assessoren mit $55,650 eingeschätzt worden; die Revisoren wurden heute ersucht, diesen Betrag auf $70,000 zu erhöhen. Schroeder, Reiß & Co. waren mit $8,300 eingeschätzt worden; Herr Reis erklärte gestern den Revisoren, daß seine Firma keinen Einwand erhebe, wenn man diese Summe auf $31,000 „berichtige". Wie die übrigen Firmen — Blättertabak-Händler und Zigarren-Fabrikanten — bei der Revision gefahren sind, ist noch nicht bekannt geworden.

Die Großhändler in Blättertabak sind von der Assessorenbehörde wie folgt eingeschätzt worden:

Firma	Betrag
Chicago Leaf Tobacco Company	$ 4,306
Francis Edler & Co.	5,050
L. Abeles & Co.	1,850
American Leaf Tobacco Company	1,850
Crump Brothers	10,000
M. Frank	5,137
J. Friedman	44,870
E. Hecht & Co.	24,755
Hiller & Kallenberg	10,050
Isidor Latzer	5,000
Mack & Co.	2,300
J. H. Meyer & Son	28,150
Rothschild Sons & Co.	27,500
Louis Sachsel & Co.	1,000
Schroeder, Reiß & Co.	8,300
B. Subert & Son	7,500
Sutter Brothers	55,650
Taussig & Wedeles	17,500
Aug. Beck & Co.	6,640
Gradle & Strotz	67,975
Spaulding & Merrick	248,001
S. W. Venable Tobacco Company	1,429
V. M. Schwartz & Co.	6,038
Wengler & Mandell	1,509
Moos Brothers	660
Harry Jonto	740

Morgen wird sich die Revisionsbehörde mit den Distillerie-Besitzern, den Werfte- und Bagger-Gesellschaften, den Kork-Fabrikanten, Kommissionshändlern in Weißwaaren, Cement-Gesellschaften und Restaurateuren beschäftigen.

* * *

Der stellvertretende Mayor Walker hat gestern einen Bürger-Ausschuß ernannt, der Beiträge für den Unterstützungs-Fonds für die Nothleidenden auf Porto Riko einsammeln soll. Soweit sind für besagten Zweck erst $1460 eingegangen. Mitglieder dieses Komites sind die Herren: G. Selfridge, John J. Mitchell, Charles L. Hutchinson, Edward L. Ryerson, John G. Gleßner, Harold F. McCormick, John C. Willing, Otto Young, Graeme Stewart, Andrew Graham, Dunlap Smith, William J. Hynes, Charles H. Wacker, John M. Smyth, B. J. Rosentahl, John C. Spry, William C. Seipp, F. W. Morgan, John V. Farwell, Jr., Alexander D. Hannah, R. T. Crane, Jr., C. K. G. Billings, Walter H. Wilson, F. G. Logan, Hon. George B. Swift, Nelson P. Bigelow, James Deering.

* * *

Ober-Baukommissär McGann erhielt gestern ein amtliches Schreiben von Major W. L. Marshall vom Bundes-Ingenieur-Korps, der bekanntlich die Aufsicht über den hiesigen Hafen und die Ausbaggerung des Flusses führt. In diesem Schreiben erklärt sich Major Marshall bereit, fortan der städtischen Verordnung nachkommen zu wollen, laut welchem keine Baggermassen mehr innerhalb eines Umkreises von acht Meilen vom Ufer in den See geschüttet werden dürfen, um der Verunreinigung des Trinkwassers thunlichst vorzubeugen. Der Bundes-Ingenieur meint übrigens, daß es eigentlich doch wohl die Höflichkeit erfordere, daß man ihn offiziell von dem Vorhandensein einer derartigen Ordinanz in Kenntniß gesetzt hätte. So habe er erst von denKontraktoren erfahren, daß ein solches Verbot existire.

* * *

Vorsteher May, vom städtischen Spezialsteuer-Amt, wird in den nächsten Tagen Angebote für die projektirte Neupflasterung einer großen Anzahl von Straßen einfordern. Die einschlägigen Arbeiten, deren Gesammtkosten etwa $213,000 betragen dürften, sollen dann sobald als möglich in Angriff genommen werden.

Unter den Straßen, die ein neues Pflaster erhalten werden, befinden sich:

S. Campbell Ave., von Harrison bis PolkStr., Zederblock-Pflaster. Kostenanschlag $4800.

Church Place, von Morgan bisAberdeen Str., Steinpflaster, $3500.

Emerald Ave., von 65. bis 66. Str., Ceder, $2800.

Illinois Str., Wells bis Franklin Str., Stein, $4000.

Rundell Place, Morgan bisAberdeen Str., Stein, $3500.

Kedzie Ave., Walnut bis Fulton Str., Stein, $5600.

Clybourn Ave., Division Str. bis North Ave., Stein, $29,500.

Dickens Ave., Kimball Ave. bis Ballou Str., Asphalt, $3300.

Fifth Ave., Van Buren bis Taylor Str., Granit, $30,500.

Fulton Str., Desplaines bis Halsted Str., Granit, $11,500.

N. 44. Court, Grace Str. zur C. N. W. R. R., Stein, $8000.

W. Harrison Str., Halsted Str. bis Center Ave., $21,500.

Normal Ave., Garfield Boulevard bis 65. Str., McAdam Pflaster, $22,000.

W. 17. Str., Rockwell Str. bis Washtenaw Ave., Asphalt, $6500.

Walton Place, State Str. bis Lincoln Park Ave., Asphalt, $10,000.

Prairie Ave., 115. Str. bis Kensington Ave., Asphalt, $24,000.

Gäßchen zwischen Augusta, Iowa, Lincoln Str. und Winchester Ave., Zeder, $1172.

Gäßchen zwischen Center Str., Sheffield Ave. und Osgood Str., Zeder, $800.

Gäßchen zwischen Thomas, Augusta, Lincoln Str. und Winchester Ave., Zeder, $1170.

Gäßchen in Blocks eingeschlossen von Lincoln, Newton, Iowa und Augusta Str., Zeder, $500.

Gäßchen zwischen Milwaukee Ave., Lake, Canal und Clinton Str., Zeder, $500.

Gäßchen zwischen 35. Str., Calumet und South Park Ave., Zeder, $1200.

Gäßchen zwischen Prairie und Calumet Ave. und 47. und 48. Str., Stein, $3200.

Gäßchen zwischen Calumet Ave, Grand Boulevard, 47. und 48. Str., Stein, $2800.

* Dan Coughlin, der durchgebrannte Jurybestecher, soll kürzlich in Toronto, Can., gesehen worden sein. Hiesige Detektives haben sich auf diese Nachricht dorthin begeben, um ihm nachzuspüren.

Arbeiter-Angelegenheiten.

Die große Heerschau am Montag, den 4. September.

Hundert und elf Gewerkschaften zur Betheiligung angemeldet.

Die Arbeiter-Organisationen rüsten in diesem Jahre mit größerem Eifer als je für ihre am Montag kommender Woche zu veranstaltende Heerschau. Zur Betheiligung an dem großen Umzug sind bereits nicht weniger als 111 Gewerkschafts-Verbände angemeldet. Die Parade wird in zwölf Divisionen eingetheilt werden, und folgende Zugordnung wird beobachtet werden:

Eine Abtheilung Schutzleute. Der Großmarschall und seine Adjutanten, eskortirt von den Brückenbauern und Eisenstruktur-Arbeitern.

Erste Division — Sieben Gewerkschaften mit den Bauschmieden an der Spitze.

Zweite Division — Die Piano- und Orgelbauer nebst vierzehn anderen Fachvereinen.

Dritte Division — Brüderschaft der Zimmerleute undBauschreiner, zusammen siebenzehn Lokalverbände. Dazu fünf Organisationen der „Amalgamated Society of Carpenters and Joiners".

Vierte Division — Die Plasterers und elf andere Fachvereine.

Fünfte Division — Neun Unionen mit den Ziegelstreichern an der Spitze.

Sechste Division — Die Vereinigten Holzarbeiter, acht Unionen umfassend.

Siebente Division—Die Stahlbrücken- und Baumaterial-Arbeiter, fünf Unionen.

Achte Division — Die Maurer und Steinsetzer nebst acht anderen Gewerkschaften.

Neunte Division — Die Stubenmaler und Dekorateure, zwölf Unionen.

Zehnte Division — Die Union der Kesselschmiede und fünf andere Verbände.

Elfte Division — Verbände, die sich bisher noch nicht formell zur Betheiligung angemeldet haben.

Zwölfte Division — Mitglieder von Unionen und Freunde in Kutschen.

Der Zug formirt sich an der Michigan Ave., marschirt durch den Jackson Boulevard zur Franklin Str., in dieser zur Washington Str., dann östlich zur Dearborn Ave. und in dieser nördlich bis zum Lincoln-Park, wo er sich am Lincoln-Denkmal auflösen wird. Die Theilnehmer begeben sich dann per Straßenbahn nach dem Nord Chicago-Schützenpark hinaus, wo ein großes Volksfest stattfindet.

* * *

Die staatlichen Stellennachweis-Bureaux haben noch immer sowohl von Arbeitsuchenden als auch von Arbeiter suchenden Parteien zahlreichen Zuspruch. Nachstehend folgt der tabellarische Bericht über eine Tagesarbeit (24. August) der drei Bureaux:

Nordseite—Anmeldungen: Frauen, 16; Männer, 54. In Arbeitsplätzen untergebracht: Frauen, 11; Männer, 31.

Südseite — Anmeldungen: Frauen, 48; Männer, 76. In Arbeitsplätzen untergebracht: Frauen, 23; Männer, 20.

Westseite — Anmeldungen: Frauen, 12; Männer, 25. In Arbeitsplätzen untergebracht: Frauen, 15; Männer, 15.

* * *

Die Kesselfabrikanten PeterMcGregor, Ecke 47. und Halsted Str., und John Gubbins, W. 14. Str. und Western Ave., haben nunmehr dieArbeits-Bedingungen der Kesselschmiede-Union ebenfalls anerkannt, und die Arbeit ist in ihren Werkstätten wieder im Gange.

* * *

Die Union der Metall-Polirer und -Platirer hat ihre Verbindung mit der Chicago Federation ofLabor gelöst. Sie erklärt, der Zentralverband habe sie in ihrem Streik bei der Wolf Ice Machine Co. nicht in gehöriger Weise unterstützt.

* * *

Die Arbeiter-Organisationen in South Chicago und die Bauschreiner von Oak Park werden den Arbeiter-Tag in ihren Distrikten feiern, da es zu kostspielig für sie sein würde, mit Weib und Kind nach dem Stadtzentrum zu kommen und dann noch nach der Nordseite zu reisen.

* * *

Die in den lithographischen Anstalten der Stadt beschäftigten Zeichner haben sich dieser Tage zu einem Fachverein organisirt, der folgende Beamte erwählt hat:

Präsident, H. A. Thiede; Vize-Präsident, James Doyle; Sekretär, W. F. Moses; Schatzmeister, Arthur Williamson; Ordnungshüter, H. A. Hooker; Vollziehungs-Ausschuß — Charles Hibbler, Harry B. Grant, Thomas Rodgers, Emil Kelboe und Adolph Koblowski.

* * *

Im Alexianer Hospital liegt, schwer verletzt, der alte Steinhauer James J. Ostermeyer darnieder. Derselbe war, mit seinen Kollegen Charles Grahofsky und Louis Jackson zusammen, für die Unternehmer Sherman & Flavin, an dem Neubau 1738 Wilson Ave. beschäftigt gewesen. Weil sie nun dem Fachverein ihres Verbandes nicht angehörten, wurden sie erst aufgefordert, den Bau zu verlassen und, als das nichts half, am letzten Donnerstag von Unionleuten überfallen und schwer mißhandelt. Ostermeyer blieb für todt auf dem Platze liegen und im Hospital halten die Aerzte sein Wiederaufkommen noch jetzt für fraglich. Als angebliche Anführer des Ueberfalls werden James Houlihan, Michael Cummings und James Hayes bezeichnet. Gegen diese Drei sind von dem Anwalt der Firma Sherman & Flavin Verhaftsbefehle erwirkt worden.

Familien-Fehde.

Frau Finucane stürzt, in Furcht and Schrecken versetzt, aus beträchtlicher Höhe auf die Straße herab.

Die im Hause Nr. 188 W. Congreß Straße wohnenden Eheleute Finucane haben schon seit längerer Zeit in Unfrieden miteinander gelebt. Gestern war es nun wieder zu einem Streit gekommen, der verhängnißvolle Folgen nach sich gezogen hat. Der Gatte hatte sich am Nachmittage in sehr ärgerlicher Gemüthsverfassung aus der Wohnung fortbegeben, und als er bald darauf wieder zurückkehrte, fürchtete sich Frau Finucane, ihm die Thür zu öffnen. Der Mann begehrte aber mit immer lauterer Stimme und mit immer heftigerem Pochen Einlaß, so daß sich die geängstigte Frau, welche befürchtete, ihr Gatte würde die Thüre einbrechen, schließlich auf das äußere Fensterbrett des Badezimmers flüchtete, um sich dort zu verbergen. Frau Finucane ist dann wohl entweder ohnmächtig geworden, oder sie hat aus anderen Gründen ihren Halt verloren, kurz, sie stürzte aus einer Höhe von 25 Fuß auf den mit Zement gepflasterten Hof herab, wobei sie sich eine Verstauchung des rechten Beines und der rechten Hüfte, mehrfache Kopfwunden und auch innerliche Verletzungen zuzog. Während nun Nachbarn und andere Leute der unglücklichen Frau zu Hilfe eilten, hatte sich ihr Gatte mittlerweile auf die Flucht begeben. Er wurde aber bald von einigen ihm nachsetzenden Männern überholt, die ihn dann, da der Ruf laut wurde, Finucane habe seine Frau ermordet, gehörig mit den Fäusten bearbeiteten. Es wäre ihm wahrscheinlich noch viel schlimmer ergangen, wenn ihn nicht ein herbeieilender Polizist bis zur Ankunft des Patrolwagens in seine Obhut genommen hätte.

Frau Finucane fand Aufnahme im County-Hospital, woselbst die Aerzte ihren Zustand für sehr bedenklich erklärten.

Die Nachbarn geben dem Mann kein gutes Leumundszeugniß, da er schon mehrfach seine Gattin mit dem Tode bedroht haben soll.

Die Strafrechtspflege.

Etwa 1000 unerledigte Fälle stehen auf dem Gerichtskalender.

Staatsanwalt Deneen, welcher morgen aus der Sommerfrische zurückkehrt, gedenkt mit den schwebenden Kriminalfällen so schnell als möglich aufzuräumen. Es wird sein Bestreben sein, auch die seit Jahren schwebenden Fälle, so weit dies möglich, zu erledigen. Die Zahl der gesammten unerledigten Fälle, welche zum Theil noch aus der Amtszeit des Vorgängers des Herrn Deneen stammen, beträgt etwa 1000. Das sind nicht übermäßig viele, wenn man in Betracht zieht, daß Staatsanwalt Kern bei seinem Ausscheiden aus dem Amte 7885 Fälle und sein Vorgänger Longenecker etwa 3000 unerledigt zurückließ. Staatsanwalt Deneen beabsichtigt, diejenigen Fälle, welche aus irgend welchen Gründen nicht erledigt werden können, vorläufig niederschlagen zu lassen, sodaß der Gerichtskalender nicht unnöthig belastet ist. Viele dieser Fälle sind deshalb nicht zu erledigen, weil die Angeklagten, ihre Bürgschaft im Stiche lassend, die Flucht ergriffen haben. Bei dieser Gelegenheit sollen auch die Bürgen veranlaßt werden, ihren Verpflichtungen nachzukommen, soweit sie dies noch nicht gethan haben.

Gleich bei Beginn des September-Termins des Kriminalgerichts wird der Prozeß gegen den Bankier Charles Fr. Gillet aus La Grange, welcher des betrügerischen Bankerottes beschuldigt wird, zur Verhandlung aufgerufen werden. Sehr bald soll auch der der Unterschlagung angeklagte Advokat Paul F. Knefel und der Bankier Geo. L. Magill, welcher beschuldigt ist, Einlagen angenommen zu haben, obwohl er wissen mußte, daß er zahlungsunfähig war, prozessirt werden. Letzterer ist bereits im vorigen Jahre eines ähnlichenVergehens schuldig befunden und zu einer Geldbuße verurtheilt worden. Dreyers Prozeß soll, wie schon berichtet, im Laufe der nächsten Woche beginnen.

Unter den wichtigen Fällen, welche während des September-Termins im Kriminalgericht zurVerhandlung kommen sollen, ist besonders der gegen die Inhaber der großen Oefen-Reparaturwerkstätten wegen angeblicher Uebertretung des Anti-Trust-Gesetzes zu erwähnen.

Bekannte Hotelbesitzerin gestorben.

Eine Pionierin aus Chicagos Vorzeit.

In Folge eines Schlaganfalls ist gestern Frau Charlotte Boardman in ihrer Wohnung, No. 171 47. Str., plötzlich gestorben. Die Dame war mit ihrem, ihr vor 16 Jahren im Tode vorangegangenen Gatten im Jahre 1854 von New York nach Chicago gekommen. Die Beiden haben dann hier zuerst das unter dem Namen „Boardman House" bekannte Hotel, und nach dem großen Feuer das „Woodruff House", Ecke 21. Straße und Wabash Avenue, geführt. Nach dem Tode ihres Gatten hat Frau Boardman noch 10 Jahre gemeinschaftlich mit Willis E. Gilman dem letzteren Hotel vorgestanden, und erst als dieser während der Chicagoer Weltausstellung verstarb, hat sie sich ganz vom Geschäft zurückgezogen.

Im Boardman Hotel, welches sich zu jener Zeit ganz besonderer Beliebtheit unter den aus den Südstaaten kommenden, besser situirten Familien erfreute, ist der jetzige Bürgermeister Chicagos geboren, dessen Eltern längere Zeit Gäste des Hotels gewesen sind.

* Die Neger James Parks und Alphonse Hall sind unter der Anklage, einen Einbruchsdiebstahl im Scott'schen Lagerhause an der 31. Straße verübt zu haben, dem Kriminalgericht überwiesen worden.

Wehren sich ihrer Haut.

Hiesige Photograveure bekämpfen die Bildung eines Trust.

Ein Advokat auf ihr Betreiben als Förderer der ungesetzlichen Handels-Verbindung verhaftet.

Wortlaut der Abmachung.

Seit längerer Zeit war es bekannt, daß die hiesigen großen Photograveur-Firmen die Bildung eines Trusts planen, um ihre kleineren Konkurrenten an die Wand zu drücken. Als die Seele der Bewegung wurde der Advokat W. B. Brewster aus St. Paul, Minn., angesehen. Die in ihrer Existenz bedrohten Photograveure hatten die Bewegungen des Advokaten sorgfältig verfolgt und in Erfahrung gebracht, daß in einer Berathung, welche er mit den großen Photograveur-Firmen am letztenDonnerstag hier arrangirt hatte, die Pläne zur Bildung des Trust abgeschlossen worden waren. Anfänglich sollte der Trust nur die Stadt Chicago umfassen, aber später wurde beschlossen, denselben über das ganze Land auszudehnen. Brewster hatte auch die Firma „Rosenow & Co.", Nr. 373 Dearborn Str., besucht, um angeblich deren Inhaber zum Anschluß an den geplanten Trust zu bewegen, und verabredet, gestern Nachmittag zu einer weiteren Besprechung der Angelegenheit in der Office der genannten Firma vorzusprechen. Herr Rosenow, welcher nicht gewillt war, dem Trust beizutretenten, setzte sich mit seinen gleichgesinnten Geschäftskollegen in Verbindung, und es wurde beschlossen, gegen den Advokaten mit allen Mitteln des Gesetzes vorzugehen. Im Einklang hiermit verlangte William Hughes, Herausgeber derFachzeitung „The Engraver and Electrotyper" gestern vor Polizeirichter Martin gegen Brewster einen Haftbefehl wegen Erlangung von Geld unter falschen Angaben und wegen Verschwörung, eine gesetzwidrige Handlung zur Schädigung eines öffentlichen Handelszweiges durch Festsetzung und Regulirung der Preise für Halbton-Platten und chemischen Zink-Aetzungen zu begehen. — In dem Haftbefehl sind der Theilnahme an der Verschwörung Oscar E. Benner, John E. Behrens, John A. Barnes, Geo. W. Benedict, Fred D. Montgomery und Alfred Bersbach, sämmtlich wohlbekannte hiesige Photograveure, beschuldigt. Brewster erschien eine halbe Stunde früher als verabredet in der Office der Firma Rosenow & Co. und war in einer Unterredung mit Herrn Rosenow begriffen, als ein Detektive der Zentralstation eintrat und ihn für verhaftet erklärte. Der Advokat schien auf's Aeußerste überrascht zu sein, faßte sich dann aber schnell und folgte dem Geheimen nach der Zentralstation. Dort gab er seine Geschäftsadresse als Zimmer Nr. 606 New York Life Insurance Building, St. Paul, an. Der Arrestant erlangte nach kurzer Zeit seine Freiheit wieder, indem er Bürgschaft stellte. Es heißt, Brewster beabsichtigte noch gestern Nachmittag, nachdem er hier den Plan für den Trust perfekt hatte, nach New York zu reisen, um die Photograveure im Osten zum Beitritt zu bewegen und schließlich den Trust über das ganze Land auszudehnen. Diese Reise hat er vorläufig aufgegeben.

Wie verlautet, trägt der neue Trust, dessen Direktoren angeblich schon erwählt sind, den Namen „Photo-Engravers' Association of Chicago". Die Abmachung beginnt mit den Worten: „Wir, die Unterzeichneten, verpflichten uns, behufs Aufrechterhaltung der Preise im Photograveur-Geschäft zusammenzustehen" u. s. w. Die Gegner des Trusts hoffen hauptsächlich auf Grund dieses Wortlauts gegen die Förderer des Trusts vorgehen zu können. Sie behaupten, daß die folgenden Firmen sich durch ihre Unterschriften bereit erklärt haben, dem Trust beizutreten: Binner Engraving Company, Franklin Engraving and Electrotyping Company, The Osgood Company, The Barnes-Crosby Company, Manz Engraving Company, Illinois Engraving Company, Columbia Engraving and Electrotyping Company, Chicago Engraving Company, Chicago Photo and Engraving Company, The Levytype Company, Le Beau Engraving Comp., Bittner Engraving Company und Blongren Bros. & Company.

In der Abmachung, welche die dem Trust beitretenden Firmen zu unterzeichnen hatten, sind die Mitglieder desselben in drei Klassen, wie folgt, eingetheilt: Klasse A: diejenigen, welche 12 Mann oder weniger beschäftigen; Klasse B: solche, die 13—25 Mann beschäftigen; Klasse C: diejenigen, welche über 25 Mann beschäftigen. Jede dieser Klassen hat drei Trustees zu erwählen, welche dann einen Geschäftsleiter mit einemJahresgehalt von $4500—$5000 ernennen. Behufs Bildung eines allgemeinen Ausgabefonds haben die einzelnen Klassen die folgenden Summen aufzubringen: Klasse A: $2500; Klasse B: $5000; Klasse C: $10,000. Das Stimmrecht ist derartig festgesetzt, daß die erste Klasse 5 Stimmen, die zweite 10 Stimmen und die dritte 20 Stimmen hat. Außer den obigen Beträgen nach Klassen haben die einzelnen Mitglieder noch eine Jahressteuer wie folgt zu entrichten: Klasse A: $75; Klasse B: $150; Klasse C: $300. Als Garantie für die Innehaltung der Bestimmungen der Abmachung haben die einzelnen Mitglieder noch Noten in folgender Höhe auszustellen: Klasse A: $200; Klasse B: $500; Klasse C: $1000. Ein Mitglied, welches sich einer Preisherabsetzung schuldig macht, soll der Kaution verlustig gehen.

In der Abmachung ist unter Anderem die Bestimmung getroffen, daß, wenn zwei oder mehrere Firmen sich um einen großen Kontrakt bewerben, die Firma, welcher der Kontrakt zugesprochen wird, 2 Prozent der Kontraktsumme an den Generalfond abzuführen hat.

Hat Courage.

Straft den Beleidiger mit der Hundepeitsche.

Frau R. W. Clark und ihr Gatte wurden heute wegen thätlichen Angriffs dem Richter Martin vorgeführt. Der Anwalt des Klägers erwirkte eine Vertagung der Verhandlungen bis zum 1. September. Das war den Verhafteten, welche behaupten, im Recht gewesen zu sein, als sie ihren Gegner W. H. Campbell körperlich züchtigten, zwar sehr unangenehm, aber sie fügten sich in das Unvermeidliche und verbleiben vorläufig noch, getrennt von einander, in Zellen der Revierwache an der Harrison Straße. Das Paar wohnt eigentlich im Hause Nr. 1600 Indiana Avenue und hofft, womöglich heute noch, sobald es einen Bürgen gefunden haben wird, dahin zurückzukehren. Wie Frau Clark erzählt, ist sie von W. H. Campbell, dem Agenten des „Beveridge"-Wohngebäudes, an 26. Straße und Calumet Ave., gestoßen und beschimpft worden. Sie sei gerade durch die Hauptthür in das Gebäude getreten, um ihre bei der daselbst wohnhaften Frau Bradley als Dienstmädchen angestellte Schwester Josie Worthington zu besuchen, als Campbell ihr entgegengetreten sei und sie in barschem Tone aufgefordert habe, das Haus sofort zu verlassen. Ihre Weigerung, dem unbilligen Verlangen nachzukommen, habe der Mann damit beantwortet, daß er sie am Arm gepackt, zur Thür hinausgestoßen und ihr Schimpfworte nachgerufen habe, die so gemeiner Art seien, daß sie sich schäme, sie zu wiederholen. Daraufhin habe sie, mit einer Hundepeitsche bewaffnet, noch am nämlichen Abend — vorgestern — in Begleitung ihres Gatten den Agenten in seinem Geschäftszimmer aufgesucht und ihn mit der Peitsche weidlich durchgeprügelt. Als Bradley Miene gemacht habe, sich an Frau Clark zu vergreifen, wäre ihr Gatte dazwischen gesprungen und hätte den Angreifer mit seinem Spazierstock fern gehalten. Die Geschichte sei ihr zwar jetzt recht unangenehm, aber sie würde keine Minute zögern, nochmals zu dieser Züchtigung zu greifen, wenn sie ein Mann so roh und gemein behandeln würde, wie Campbell es gethan habe.

Das Herbstfest.

Der geplante öffentliche Empfang zu Ehren des Präsidenten.

Volney W. Foster, welcher während der Friedensfeier im Vorjahre als Vorsitzender des Empfangskomites fungirte, wird auch während des Herbstfestes diesen Ehrenposten versehen und die Arrangements für den Empfang des Präsidenten McKinley treffen. Der öffentliche Empfang zu Ehren des Präsidenten wird am 11. Oktober im Auditorium-Saale stattfinden, wo Jedermann, der es wünscht, Gelegenheit haben wird, dem Landesoberhaupt die Hand zu schütteln.

Um für die Herbstfestlichkeiten Reklame zu machen, hat der Festausschuß ein offizielles Siegel anfertigen und vervielfältigen lassen, welches aufBriefbogen geklebt werden kann. Diese Siegel werden auf Wunsch den hiesigen Geschäftsleuten in beliebigen Mengen überlassen werden, damit sie dieselben bei der Absendung von Geschäftsbriefen benutzen. Die Stempel tragen die Inschrift „Chicago Autumn Festival, October 4.—11. — 1899."

Einladungen zur Theilnahme an den Feierlichkeiten, welche aus Anlaß der Grundsteinlegung für das neue Postgebäude abgehalten werden, haben unter Anderem die Bundessenatoren William Stewart, Nevada, H. C. Hansbrough, Nord-Dakota, sowie die Kongreßmitglieder Curtis, Kans., McPherson, Ja., N. D. Sperry, Conn., und F. O. Phillips, O., angenommen. Nach den bis jetzt eingelaufenen Antworten zu schließen, dürften 95 Prozent der Postmeister des Landes der Feier beiwohnen. Im Ganzen sind von dem Ausschuß, welcher die Arrangements für diese spezielle Festlichkeit übernommen hat, 4000 Einladungen ausgesandt worden.

Am nächsten Dienstag wird das Komite für die Abhaltung des geplanten Religions-Kongresses seine ersteSitzung abhalten. Der Apollo-Klub hat sich erboten, bei dieser Gelegenheit ein Konzert zu geben, wobei auch ein von Hrn. Gabriel Katzenberger organisirter Kinderchor mitwirken soll.

Nachrichten aus dem Süden berechtigen zu der Hoffnung, daß die Bewohner dieses Landestheils sich in großer Anzahl zu der Herbstfestlichkeit einfinden werden.

Ein Sieg der „Feuchten".

Des einmüthigen Widerstandes der Geistlichkeit ungeachtet haben bei der gestrigen Volksabstimmung in Downer's Grove fast gegen ihr eigenes Erwarten die „Feuchten" einen glänzenden Sieg über die „Trocknen" errungen. In Zukunft werden also Bierfahrer ungehindert durch die Straßen der Ortschaft kutschiren und ihre erquickende Waare an durstige Seelen abliefern dürfen.

Von 323 abgegebenen Stimmen sind 229 zu Gunsten derBierwagen gefallen.

Neuer Zeitungs-Palast.

Die Besitzer der „Tribune" beabsichtigen mit einem Kostenaufwande von $1,000,000 ein neues zehnstöckiges Gebäude an der Ecke von Madison und Dearborn Straße aufzuführen. Der Grund und Boden des ganzen dortigen Häusergevierts ist Schuleigenthum, und die Besitzer der „Tribune" haben nun noch einige der anliegenden Baustellen zugemiethet, so daß das neue Gebäude sowohl an der Dearborn wie auch an der Madison Straße 120 Fuß Front haben wird.

* Der Fuhrmann Al Fencle, Nr. 999 Troy Str. wohnhaft, fiel gestern von seinem Wagensitz herab und brach ein Bein.

Lachende Erben.

Nachkommen von Mathias Sitler behaupten, in Baltimore, Md., und in Frankfurt a. M. Erbansprüche zu haben.

In Deutschland hoffen sie die Hinterlassenschaft ihres Urgroßvaters und in Baltimore die ihres Urgroßvaters zu erheben.

Wenn's nur was wird.

In der bescheidenen, im Hause Nr. 738 North Grove Ave. zu Oak Park gelegenen Wohnung seiner verheiratheten Schwester Frau Elisa E. Smith war gestern Abend durch Herrn W. J. Sitler aus Robinson, Jll., ein gar wichtiger Familienrath zusammengerufen worden. Die neun erwachsenen Kinder der Frau Smith, sieben jungeMänner, die in Chicago verantwortliche Stellungen bekleiden, und zwei verheirathete Töchter, horchten nicht wenig auf, als der Onkel die Mittheilung machte, daß er auf dem besten Wege sei, ein Erbe zum Gesammtbetrage von 63 Millionen Dollars der Sitler'schen Familie zuzuführen. Dieselbe sei jetzt zwar weitverzweigt. Seiner Schätzung nach müsse sie etwa zweihundert Glieder in diesem Lande haben. Aber bei der Größe der Erbmasse käme auf den Einzelner doch ein hübsches Sümmchen. Die Thatsachen, die ihn zu dieser Erklärung berechtigten, seien die folgenden: Matthias von Sitler der Aeltere, ein schwerreicher Edelmann in Frankfurt am Main und treuer Anhänger der katholischen Kirche, habe vor mehr denn anderthalbhundert Jahren seine beiden Söhne verstoßen, weil sie, gegen seinen Willen, sich in die lutherische Religionsgemeinschaft hätten aufnehmen lassen. Beide seien nach Amerika ausgewandert. Matthias, der ältere der beiden Brüder, hätte sich im Jahre 1738 in Baltimore niedergelassen; der jüngere sei später verschollen. Der Alte in Frankfurt habe jedoch ein Testament hinterlassen, in welchem er die letztwillige Bestimmung getroffen, daß seine gesammte Hinterlassenschaft von der Regierung hundert Jahre lang verwaltet werden und alsdann an seine Nachkommen zu gleichen Theilen vertheilt werden solle. Im Jahre 1745 habe der kuriose Erblasser das Zeitliche gesegnet. 1845 sei ein Vertreter der Regierung, (welcher Regierung wurden von Herrn Sitler nicht gesagt, — Frankfurt am Main war zu jener Zeit noch freie Reichsstadt) aus Deutschland nach Amerika gekommen, habe die Nachkommen der beiden Brüder aufgesucht und sie von dem Inhalt des Testamentes in Kenntniß gesetzt. Dieselben seien sich ob des großen Glückes, das sie zu erwarten gehabt hätten, in die Haare gerathen, und der Streit sei so lange geführt worden, bis der Regierungsmann schließlich unverrichteter Sache dieRückreise angetreten habe. Die Erben hätten die Erbschaftsangelegenheit dann auf sich beruhen lassen. — Vor etwa dreißig Jahren sei jedoch in Lancaster, Pa., von einigen derselben die „Sitler GermanSociety" zu demZweck gegründet worden, Ermittlungen nach dem Erbe anzustellen. Im Auftrage derselben sei ein gewisser Thaddeus Stevens nach Frankfurt am Main gereist. Er habe die erfreulicheNachricht mitgetheilt, daß die Erbschaft mindestens $50,000,000 betrage. Für seine Bemühungen hätte er jedoch $2500 im Voraus und fünfzehn Prozent von der Gesammtsumme verlangt, und diese hohe Forderung sei von der Gesellschaft nicht bewilligt worden, — inzwischen wäre es auch den Mitgliedern der Gesellschaft längst bekannt geworden, daß Mathias Sitler der Zweite, welcher sich im Jahre 1738 in Baltimore niedergelassen hatte, daselbst bei seinem Tode in verschiedenen Theilen der Stadt Grundbesitz und zu jener Zeit, als Baltimore knapp 400 Einwohner aufzuweisen hatte, etwa fünfundzwanzig Holzhäuser hinterlassen habe. Den Grundbesitz habe er auf 99 Jahre vermiethet gehabt. Vor zwölf Jahren sei der Miethskontrakt abgelaufen gewesen. Da die noch in Baltimore ansässigen Erben die Abschätzung des Grundeigenthums, wie auch die Abschließung neuer Kontrakte, nicht hätten vornehmen können, ohne die Zustimmung aller Erbberechtigten zu erlangen, und sie sich der Mühe nicht unterzogen hätten, dieselben zusammenzutrommeln, so sei auch diese Erbschaftsangelegenheit unerledigt geblieben. Von Gerichtswegen sei ein Verwalter des Eigenthums ernannt, und dasselbe sei auf'sNeue vermiethet worden. In alle diese Miethskontrakte hat Herr W. J. Sitler aus Robinson, Jll., welcher während der letzten beiden Jahre Nachforschungen in Frankfurt am Main, wie auch in Baltimore mit großem Eifer betrieben hat — wie er behauptet — Einblick genommen und dadurch in Erfahrung gebracht, daß den Mitgliedern der inzwischen weitverzweigten Familie des ErblassersGrundeigenthum in Baltimore gehört, welches zur Zeit unter Brüdern zwölf bis dreizehn Millionen werth ist. Auf dem Grund und Boden sollen sich übrigens auch so bekannte Geschäftshäuser wie das der „Utah Savings Bank" und der „Ford Opera House Block" befinden. Wie Herr W. J. Sitler behauptet, bilden W. H. Sitler von York, Pa., B. S. McClane und James S. McClane von Lancaster, Pa., und er die Exekutive der „Sitler German Society", Morgen, Montag, werde er sich nach Lancaster zu einer gemeinschaftlichen Sitzung begeben, und in derselben würden Mittel und Wege gefunden werden, um die Erben in den Besitz der riesigen Hinterlassenschaft von Mathias Sitler, dem Ersten, und Mathias Sitler, dem Zweiten, zu setzen.

— Einem Stammtische. — „Kohl" ist und bleibt eines der beliebtesten und verdaulichsten Gerichte.

Zur Goethe-Feier.

1749—1899.

Der Olympier.

(Von F. W. Ihne.)

Durch die Jahrtausende lichtloser Zeiten
Schreitet zuweilen ein leuchtender Geist,
Läßt seinen Strahlenglanz niederwärts gleiten,
Lächelnd auf Alles, was Menschenthum heißt.
Ragenden Hauptes, ob Wolken erhaben,
Wandelt sein Fuß doch im irdischen Staub:
Nicht der Olymp nur soll Theil an ihm haben,
Nein, auch der Mensch, der Vergänglichkeit Raub.

Klangvolle Worte, mit Weisheit erwogen,
Künden der Sprache gewaltige Macht,
Haben in ruhmreichen Bannkreis gezogen
Alles, was lebt, in poetischer Pracht.
Mit der Antike ernst prunklosem Wesen
Hat er des Orients Reichthum vermählt,
Hat in den Herzen der Menschen gelesen,
Und uns von Lieb' und von Leiden erzählt.

Doch, was er malt, sind nicht Zwittergestalten,
Nein, es sind Menschen von Fleisch und von Blut,
Die auch nicht immer in Schranken gehalten
Feuriger Leidenschaft lodernde Glut.
Göttlich und menschlich wird immer er thronen
Ueber all' Jenem, was klein und gemein,
Doch in den Herzen der Edelsten wohnen,
Ewig ein Sänger des Menschenthums sein.

Wir können nichts thun, als uns dankbar in's Bewußtsein rufen, was er für uns gethan hat. Wir können rauschende Feste zur Feier seines hundertfünfzigsten Geburtstages veranstalten, wir können es in der ganzen Welt ausschreien, daß vor nunmehr einhundert und fünfzig Jahren der Gewaltigste, Herrlichste, der auf deutscher Erde herangewachsen ist, das Licht der Welt erblickte, aber wir können dadurch unsere Schuld Goethe gegenüber nicht tilgen, sowenig wie wir durch unsere Feste etwas zu seiner Erhöhung beitragen können.

Wir können ihm danken, wir können uns selbst geloben, sein Vermächtniß bis zu unserer Sterbestunde in Ehren zu halten, mit dem von ihm uns hinterlassenen Pfunde zu wuchern — das ist Alles.

Goethe's Vermächtniß!

So reich wie er war keiner von allen, die das vergangene Jahrhundert geboren hat, solche Schätze hat Niemand mit gleich verschwenderischer Hand ausgestreut, so glänzendes Gut ist niemals lachenden Erben zugefallen!

Goethes Bedeutung für unsere Zeit, für alle Zeiten, kann kein Gelehrter, kein Weiser erschöpfend darlegen.

Es kann immer nur angedeutet werden, was er als Dichter, als Denker, als Forscher gewirkt hat.

Er hat die deutsche Poesie aus jahrhundertelangem Schlafe aufgeweckt. Er hat das deutsche Lied neu erschaffen, indem er die schlichten, innigen Töne fand, die solange gewissermaßen in der Seele des Volkes geschlummert zu haben schienen.

Er ist Baumeister und Steinmetz der deutschen Sprache geworden: Er hat die Iphigenie gedichtet.

Wie weihevolle Musik strömen die Verse dahin, in denen die Priesterin der Artemis redet, sie klingen, als hätte der Genius der deutschen Sprache selber sie niedergeschrieben.

Er hat seinem Volke Dramen geschenkt, die nicht veralten können: den Götz von Berlichingen, den Torquato Tasso, den Egmont.

Er ist der Schöpfer des Faust, der großen Hymne kämpfenden, leidenden, siegenden Menschenthums.

Im Faust hat der deutsche Geist seinen stolzesten Triumph gefeiert. Wenn Alles verloren ginge, was deutsche Dichter ersonnen haben, und der eine Faust bliebe allein übrig, die fernsten Geschlechter würden vor diesem deutschen Geiste sich neigen.

Aber Goethe, und das ist es, was ihn zu einer geradezu einzigartigen Erscheinung nicht nur der deutschen Literatur macht, war nicht bloß der große Künstler, der seine Träume und Ideen dichterisch gestaltete, er war auch der exakte, gewissenhafte Forscher, der die Ergebnisse seines Forschens streng wissenschaftlich darzulegen wußte.

Er war einer der ganz wenigen Männer seiner Zeit, die die ungeheure Bedeutung der Naturwissenschaft für die Erkenntniß der Welt und der sie beherschenden Gesetze erfaßt hatten. Er sah in allem Organischen und Unorganischen und Unorganischen ein großes Ganzes, er hatte im stillen Busch, in Luft und Wasser seine Anverwandten, seine Brüder kennen gelernt, ihm dämmerte bereits die Erkenntniß von der Veränderlichkeit der Arten und Formen, eine Erkenntniß, die später eine förmliche Revolution der Geister hervorrufen sollte.

So ist der universalste Mensch, der je gelebt hat, in der Person Wolfgang Goethes über die Erde geschritten.

Die Spur, die er hinterlassen, kann nicht erlöschen, sie ist Flammenschein, der allen Strebenden leuchtet. Sie ist unvergänglich wie jene ewigen Ideen, an denen die Menschheit, seit sie zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde gelangt ist, sich begeistert hat.

Aller Orten werden in diesen Tagen Festlichkeiten zu Goethes Gedächtniß veranstaltet. Die schönste, würdigste Feier wird immer die sein, bei der der Feiernde ganz einsam sich vertieft in eine der Schöpfungen Johann Wolfgang Goethes.

Martin Drescher.

Heute und morgen, am 27. und 28. Aug. — auf morgen fällt bekanntlich der 150. Geburtstag des großen Dichters — findet in South Chicago die von dortigen Vereinen arrangirte Goethe-Feier statt. Dieselbe wird durch einen Festzug eingeleitet, welcher wie nachstehend zusammengesetzt sein wird. Erste Abtheilung: Festmarschall, Adjutanten und Herolde; Polizisten; Kapelle; aktive Turner; Wagen mit Bild (Goethe), Mitglieder des Turnvereins.—Wagen (Iphigenie und Thoas), So. Chicago-Männerchor. — Wagen (Götz v. Berlichingen), Luxemburger Bruderbund. — Wagen (Faust und Gretchen), Gemischter Chor Euphonia. — Wagen (Dores und Philas), Platt. Gilde „Jungs holt fast." — Zweite Abtheilung: Radfahrer-Klubs; Kapelle; Uniformirte Logen C. K. of A. — Wagen (Sirenen-Gruppe), Damenchor „Calumet". — Wagen (Mephistopheles), Gesangverein „Calumet".—Wagen (Herrman und Dorothea), Melomania Loge, D. O. H. — Wagen (Kriegergruppe), Deutscher Kriegerverein von South Chicago. — Wagen (Egmont), Platt. Gilde „H. A. Linnemeier". — Dekorirte Wagen der Geschäftsleute von South Chicago und Kutschen. — Der Abmarsch findet um 12 Uhr 30 Minuten von der 92. Str. und Houston Ave. aus statt. Das Programm der Feier, welche heute Nachmittag und Abend in Jungs Grove stattfinden wird, besteht aus einer deutschen Festrede von Karl Härting; der Begrüßungsrede des Vorsitzenden J. J. Jung vom Festausschuß; einer englischen Ansprache des Stadtoberhauptes; Rezitationen aus Goethes Gedichten; dem Massen-Männerchor-Vortrag „Das ist der Tag des Herrn" und dem vom gemischten Chor zu singenden bekannten Volkslied „Sah' ein Knab' ein Röslein". Für den zweiten Theil der Feier, welcher Abends zur Ausführung gelangt, lautet das Programm wie folgt: Ouverture — Broenimanns Militär-Kapelle; Lied, Damenchor „Calumet"; Chorlied „Heimweh", South Chicago-Männerchor; „Kennst Du das Land", Gemischter Chor „Euphonia"; „Der Trompeter an der Katzbach", Gesangverein „Calumet"; Allegorische Tableaux aus Goethes Werken, arrangirt von Jean Wormser. Als Dirigent der Massenchöre fungirt Prof. Mennesheimer. — Morgen, Montag, wird in Jungs Grove in echter deutscher Gemüthlichkeit ein Piknik begangen werden.

* * *

Ueber die Vorbereitungen für die am kommenden Sonntag im Sunnyside Park vom Chicagoer Deutschthum zu veranstaltende große Feier zu Ehren des größten Dichters deutscher Zunge ist heute folgendes mitzutheilen:

Die Preisrichter Wilhelm Rapp, Max Eberhardt und William Vocke, welche aus den, für den Preisbewerb eingesandten Goethe-Epilogen den gediegensten und würdigsten auszuwählen hatten, haben sich auf die unter dem Motto: „Wo Du auch sei'st, sei Deiner Ahnen würdig" eingesandte Arbeit geeinigt. Der bekannte deutsch-amerikanische Dichter Konrad Nies, zur Zeit in St. Louis ansässig, ist der Verfasser des preisgekrönten Epilogs, und somit auch der Gewinner der als Preis ausgesetzten Prachtausgabe von Goethes Werken. Hugo S. Grosser, Mitglied vom Preßbureau der Festbehörde, wurde mit dem Vortrag des Epilogs betraut. — Heute, Vormittags 9½ Uhr, findet in der Nordseite-Turnhalle die Generalprobe der Festchöre statt. Alle Mitglieder der Männer-, Damen- und Kinder-Chöre sind dringend ersucht, sich pünktlich zu der Probe, welche mit Orchester abgehalten wird, einzufinden, da bei derselben auch die Festabzeichen für die Sänger vertheilt werden sollen, und nur solche ein Abzeichen erhalten, die an dieser Generalprobe theilnehmen. Auf besonderen Beschluß der Exekutive sind die Dirigenten der einzelnen Vereine eingeladen worden, sich sowohl an der Generalprobe wie an der Feier selbst zu betheiligen. — Die Konsuln von Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Rußland, Frankreich, den Niederlanden, Belgien, Brasilien und der Türkei haben dem an sie ergangenen Gesuch bereits entsprochen und ihre Konsulatsfahnen für die Schmückung des Festplatzes dem Festausschuß zur Verfügung gestellt. — Adolf Georg ist von demselben zum Platzmajor erwählt worden. Vierundzwanzig Adjutanten werden ihn in seinen Bemühungen, die Besucher zurechtzuweisen und auf dem Festplatze so unterzubringen, daß sie alle hochbefriedigt sind, unterstützen. Franz Amberg ist zum Vorstand des aus dreißig Mitgliedern bestehenden Empfangsausschusses auserkoren worden. Den Billetverkauf auf dem Festplatze wird G. F. Hummel, der Schatzmeister der Festbehörde, leiten. — Die mit Spannung erwartete Festschrift wird, wie es heißt, in wenigen Tagen fertiggestellt sein und dann zur Vertheilung an die Vereine, der Mitgliederzahl derselben entsprechend, gelangen. — Morgen, Montag, Abends 8 Uhr, findet in Jungs Halle die nächste Delegatensitzung statt. Unter Anderen wird Adam Ortseifen, Vorsitzender des Finanz-Ausschusses, über den Erfolg der Sammlungen von Beiträgen für den Fest-Fonds berichten.

Aus Goethes Schriften.

— Sich mitzutheilen, ist Natur; Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung.

— Man verändert fremde Reden beim Wiederholen nur darum so sehr, weil man sie nicht verstanden hat.

— Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden.

— Wissenschaften entfernen sich im Ganzen immer vom Leben und kehren nur durch einen Umweg wieder dahin zurück.

— Die Menge fragt bei einer jeden neuen bedeutenden Erscheinung, was sie nutze, und sie hat nicht unrecht; denn sie kann blos durch den Nutzen den Werth von einer Sache gewahr werden.

— Die wahren Weisen fragen, wie sich die Sache verhalte in sich selbst und zu anderen Dingen, unbekümmert um den Nutzen, d. h. um die Anwendung auf das Bekannte und zum Leben Nothwendige, welche ganz andere Geister, scharfsinnige, lebenslustige, technisch geübte und gewandte schon finden werden.

Feste und Vergnügungen.

Bierbrauer und Mälzer. — Die Turngemeinde ‚in's Stadium' gerathen. — Zum Besten des Altenheim.—Wasserfahrt der Bäckermeister.—Ausflug arbeitsloser Typographen—Die Bayerisch-Amerikanerinnen der Südseite.—Fest der Letzelbürger.—Fortgesetztes Piknik des Turnvereins „Garfield". Wasser-Carneval des Meister Mayer. — Hessen-Darmstädtische Landpartie.—Preiskegeln des Westseite Turnverein.

„Grüß Gott, Gesellschaft!"

Die Brauer- und Mälzer-Union Nr. 18 wird heute, Sonntag, im Belmont Grove, Ecke Belmont und Clybourn Ave., ihr 12. jährliches Piknik veranstalten. Die Mitglieder August Statulla, Louis Endres und John Miller, welche mit den Vorkehrungen für das Fest betraut worden sind, haben sich ihrer Aufgabe in der umsichtigsten Weise entledigt. Besonders das Preiskegeln wird große Anziehungskraft ausüben, denn es sind für dasselbe sehr verlockende Preise ausgesetzt, darunter $10 in Baar, eine mit Silber beschlagene Spießbürger-Pfeife, eine Schwarzwälder-Kukuksuhr u. s. w. — Auch für die Frauen und Kinder wird es an Unterhaltung und Lustbarkeiten aller Art nicht fehlen, und das für guten Stoff gesorgt ist, versteht sich am Rande. Die Bierbrauer-Union, welche seit ihrem Bestehen die Gewerkschafts-Bewegung thatkräftiger unterstützt hat, als vielleicht irgend ein anderer Fachverein, erwartet, daß die Arbeiter diese Thatsache durch zahlreichen Besuch anerkennen werden.

Sommerfest der Chicago Turngemeinde.

„Das Stadium" nennt die Chicago Turngemeinde ihr großes Fest, welches sie gestern Abend auf dem freien Platze hinter der Wells Str.-Turnhalle unter den glücklichsten Vorbedingungen eröffnet hat und heute weiterführt. Der Eintritt ist frei zu dem eigentlichen Festplatze, der des Sehenswerthen und sonst Genießbaren in Hülle und Fülle bieten wird. Das Komite macht speziell darauf aufmerksam, daß bei guter Witterung die sämmtlichen Vorstellungen auch heute Abend weitergeführt werden. Es sind Arrangements getroffen, den ganzen Platz taghell zu beleuchten. Heute Abend wird in der Halle ein Ball stattfinden, und findet Jeder Gelegenheit, sich nach seinem Geschmack zu amüsiren. Die Arrangements liegen in den Händen der folgenden, in dergleichen Veranstaltungen besonders erprobten Turner: A. G. Hambrock, B. Ludwig, Chas. Eichin, P. Kraemer, Aug. Fleck und Raymond Dreyer.

Deutsches Altenheim.

Der Frauenverein veranstaltet am nächsten Mittwoch, anläßlich seiner General-Versammlung, die in der Anstalt stattfinden wird, einen Ausflug nach Altenheim, verbunden mit Kinderfest. Mitglieder des Vereins, nebst Familien und Freunden, sind zur Betheiligung an diesem Ausfluge höflichst eingeladen. Spiele für Kinder mit Preisvertheilung stehen auf dem Programm. Erfrischungen sind in der Anstalt zu haben, und ein herzlich freundlicher Empfang wird den Besuchern immer zu Theil. Unter den Verkehrswegen, die nach Altenheim führen, haben die Besucher zwischen der Madison Straße Kabelbahn, mit Anschluß an die elektrische Bahn, und der Lake Straße Hochbahn, die an der 48. Str. mit elektrischen Wagen in Verbindung tritt, die Wahl. Beide Arten der Beförderung bringen Passagiere bis an das Eingangs-Thor zum Altenheim. Anfang der Versammlung um 2 Uhr 30 Minuten.

Ausflug des Bäckermeister-Vereins.

Heute begeben sich die Mitglieder des Chicago Bäckermeister-Vereins mit ihren Familien, wie auch zahlreichen Freunden und Bekannten, auf den Dampfer „America" zu einer Fahrt auf dem See nach Michigan City. Der Ausflug wird für alle Theilnehmer Freuden die Hülle und Fülle bringen, da von erfahrenen Arrangeuren hierfür die umfassendsten Vorbereitungen getroffen wurden. Die Abfahrt erfolgt punkt 9 Uhr 30 Minuten Vormittags vom Landungsplatz an der State Str.-Brücke aus. An Amüsement der mannichfachsten Art wird es den Theilnehmern nicht fehlen.

Ausflug der Arbeitslosen.

Diejenigen Mitglieder des Schriftsetzerverbandes Typographia No. 9, welche zum „Feiern" gezwungen sind, veranstalten heute einen Ausflug, verbunden mit Piknik. Die anläßlich dieser Festlichkeit herausgegebene Festschrift: „Der Arbeitslose" besagt hierüber: „Der Piknik-Platz befindet sich nahe der Graceland Avenue und dem Fluß. Man nehme die Lincoln Avenue Cable Car und lasse sich ein „Transfer"-Billet geben; dann besteige man die elektrische Car mit dem Schild: „Lincoln Avenue, Wrightwood bis Graceland Avenue", und stiefele dann auf Graceland Avenue westlich bis zum letzten Hause links, und gerade gegenüber, also rechts, gehe man auf dem Wagengeleise, das in den Wald führt, ungefähr ½ Meile entlang. — Auf dem alten Platz. Das Andere kann man schon sehen oder wenigstens hören. Für ein stattfindendes Wettlaufen sind Preise ausgesetzt, und zwar wie folgt: 1 Preis für Wett- und 1 Preis für Sacklaufen für Männer; 2 Preise für Wettlaufen für Frauen; 1 Preis für Wett- und 1 Preis für Sacklaufen für Knaben; 1 Preis für Wett- und 1 Preis für Sacklaufen für Mädchen. Für Wein, Bier und Lunch ist gesorgt. Jeder Kollege ist eingeladen.

Der „Bayrisch-Amerikanische Frauenverein der Südseite."

In Reuß' Grove, No. 418 117. Str., veranstaltet der vorgenannte Verein heutigen Sonntag ein großes Piknik und Sommernachtsfest. An Vergnügungen der verschiedensten Art, wie Preiskegeln für Damen und Herren, wofür so verlockende und Jedem willkommene Preise, wie eine goldene Herren-Uhr, ein seidener Damenschirm u.s.w., ausgesetzt worden sind, Bewegungsspielen für die liebe Jugend, an Tanzvergnügen und sonstigen Belustigungen wird es nicht fehlen, da ein aus so rührigen Mitgliedern — wie es die Damen Lina Schumacher, Anna Zipf, Barbara Brendler und Margarethe Götz sind — bestehendes Arrangementskomite die Vorbereitungen in die Hand genommen hat. Der Festplatz ist entweder mittels der Alley L-Hochbahn oder der Cottage Grove Ave.-Straßenbahn, auf beiden Strecken mit Anschluß an die West Pullman elektrische Bahn zu erreichen.

Luxemburger, heraus!

In Oswalds Grove, an Halsted und 52. Straße, hält der „Luxemburger Bruder-Bund" heute sein 13. Jahres-Piknik ab. Das Arrangements-Komite hat die umfassendsten Vorkehrungen getroffen, um den hoffentlich recht zahlreich erscheinenden Besuchern einige recht vergnügliche Stunden zu bereiten. Preiskegeln, Preisschießen und Volksbelustigungen werden veranstaltet und an heimathlichen Leibspeisen wie auch köstlich mundenden Getränken wird es nicht fehlen.

Sommerfest des „Garfield".

Das am 2. Juli durch Regenwetter unterbrochene Piknik des Turnvereins „Garfield" findet heute, Nachmittags und Abends, im Kleinen Schützenpark seine Fortsetzung, hoffentlich ohne die unfreundliche Einmischung des Herrn Pluvius, dem bei Wohlverhalten Dankopfer versprochen worden sind. Man erreicht den Festplatz mit den Cars an Clybourn, Western, Belmont und Lincoln Aves. Das Arrangements-Komite verspricht alle üblichen Belustigungen und noch einige mehr. Einige Gesangvereine, insbesondere der „Soziale Sängerbund," haben ihre Betheiligung zugesagt und werden das Publikum mit ihren Liedern erfreuen. Mitglieder von Turnvereinen, und derjenigen Vereine, die speziell eingeladen sind, haben, wenn sie sich legitimiren, freien Eintritt.

Wasser-Karneval.

In der bekannten und vielbesuchten Fritz Mayer'schen Schwimmschule, Nr. 684 Wells Str., findet heute ein Wasser-Karneval statt. Außer Fritz Mayer, dem kundigen Schwimmlehrer, wirken verschiedene preisgekrönte Schwimm- und Tauchkünstler, die bewundernswerthe Dauerschwimmerin May Huhn und leistungstüchtige Schwimmer und Schwimmerinnen mit. Die Vorstellungen finden um 4, 5, 6 und 8 Uhr Abends unter Leitung des Schwimmmeisters Fritz Mayer statt.

„Hesse-Darmstädter sei mir."

Der Hessen-Darmstädter-Unterstützungs-Verein der Südseite trifft für kommenden Sonntag, den 3. Septbr., Vorkehrungen zu seinem vierten großen Piknik. Dasselbe wird in Peterson's Grove, Ecke 59. Str. und Western Ave., stattfinden. Das Fest-Komite hat außergewöhnliche Vorbereitungen getroffen und verschiedene Preisspiele arrangirt, unter andern: Wettlaufen für Damen, großes Wettradeln, Preiskegeln u. s. w. Den Kindern wird eine außergewöhnliche Ueberraschung zu Theil werden. Bei ungünstiger Witterung findet das Piknik an einem späteren Sonntag statt. — Um den Grove zu erreichen, nehme man die Halsted Str., Wentworth Ave., State Str. oder Cottage Grove Ave. Cars bis zur 59. Str., von dort westlich bis zum Grove. Für gesellige Unterhaltung der Besucher ist bestens gesorgt.

„Alle Neun!"

Der Westseite-Turnverein wird vom heutigen Sonntage an bis zum Sonntag, den 17. September, in seinem hübschen Vereinslokal, Nr. 770—776 W. Chicago Avenue, ein Preiskegeln veranstalten, für das eine große Anzahl von verlockenden Preisen ausgesetzt ist. Herren-Kegeln: Sonntag von 2 bis 6 Uhr Nachmittags und von 8 bis 12 Uhr Abends, Montag von 8 bis 12 Uhr Abends, Mittwoch von 8 bis 12 Uhr Abends, Sonnabend von 8 bis 12 Uhr Abends. Montag: Herren- und Damen-Kegeln.

Zum Schaden den Spott.

Von einem Leser dieses Blattes geht der Redaktion die Mittheilung zu, daß Frau Anna Kerker die spöttische Beurtheilung, welche ihrer Klagesache wider den H. J. Sullivan durch die Presse widerfahren ist, nicht verdiene. Die Frau müsse sich mühsam mit ihrer Hände Arbeit ernähren, und sei durch Sullivan, der lange Wochen bei ihr gewohnt und gegessen habe, ohne einen Cent zu bezahlen, schwer geschädigt worden. Schließlich hätte der Bursche sich unter Mitnahme von verschiedenen Sachen des Sohnes der Frau Kerker entfernt. Wenn die Frau nun von einer Strafverfolgung des Diebes Abstand genommen, so sei das aus Herzensgüte geschehen.

* Der Heizer Louis Witt wurde gestern bei seiner Arbeit in Hunes' Hobelmühle, Ecke Blue Island Ave. und Robey Str. von der Hitze überwältigt und mußte in's County-Hospital geschafft werden, wo die Aerzte seine Wiederherstellung für zweifelhaft erklärten. Witt wohnt Nr. 1046 W. 22. Str.

* In der Fabrik der „Union Wire Mattreß Co.", an Carroll und Sacramento Ave., entstand gestern ein Feuer, der Feuerwehr war es zu verdanken, welches das ganze Gebäude zu vernichten drohte. Dem prompten Einschreiten daß den Flammen schnell Einhalt geboten wurde. Der angerichtete Schaden beträgt etwa $500.

Ein Weiberkrieg.

In Englewood richtet ein Mike Butler schönes Unheil an.

Vor etwa zwei Monaten glaubte die Nr. 1329 Michigan Ave. wohnende Frau Sadie Butler die Entdeckung gemacht zu haben, daß ihr Ehegespons auf Abwege gerathen sei und der Madame Katie Walmo, von Nr. 2219 W. 67. Place zu sehr die Cour schnitte. Also machte sie sich auf den Weg, um besagter Dame einmal gründlich „die Wahrheit zu sagen". Damit lief Frau Butler aber bei der Madame Walmo schief an, denn diese ergriff ohne viel Federlesens einen derben Knüppel und trieb damit ihren unwillkommenen „Besuch" von dannen. Damit aber war der Weiberkrieg in Englewood eröffnet. Frau Butler ließ Madame Walmo wegen thätlichen Angriffs verhaften, und diese erhob ihrerseits gegen Frau Butler eine Anklage wegen unordentlichen Betragens. Eine Nachbarin, Frau Annie Parnentier mit Namen, mischte sich in die Fehde, und die Folge war, daß auch sie mit der Polizei in Konflikt kam, weil Madame Walmo sie der Ruhestörung bezichtigte. Nicht genug mit dem Weiber-Gezänk, geriethen nun noch die Männer aneinander, und Richter Hennessy wird jetzt am nächsten Dienstag versuchen müssen, den Frieden wieder herzustellen.

Seltene Feier.

Gestern haben Herr und Frau Joseph Fischer in ihrer Wohnung, Nr. 690 Armitage Avenue, umgeben von ihren Kindern und Enkeln bei voller Gesundheit das Fest der goldenen Hochzeit gefeiert. Herr Fischer, welcher jetzt 76 Jahre alt ist, kam im Anfang des Jahres 1849 nach Chicago; er heirathete einige Monate später seine ebenfalls in Deutschland geborene Gattin, die nun während 50 Jahren Leid und Freud mit ihm getheilt hat. Das Jubelpaar wurde von zahlreichen Freunden beglückwünscht, und viele nahmen auch an der gestern Abend zu Ehren des Tages arrangirten Festlichkeit theil.

Er stand im Wege.

In der Gegend von May Straße und Chicago Avenue wurde gestern George McCann, als er einem von nachsetzenden Verfolgern gehetzten Straßenräuber den Weg vertrat, von diesem durch einen Messerstich schwer in der Brust verwundet. Der Räuber wurde nachher doch verhaftet. Er nennt sich Maurice Howe.

Leset die „Sonntagpost".

Brandstiftung?

Feuer, das angelegt gewesen zu sein scheint, richtete gestern Abend in dem Waarenlager der Lakeside Piano Co., Nr. 246 W. Lake Str., gegen $8000 Schaden an. Das Gebäude hat bei dem Brande nur wenig gelitten.

Ist abhanden gekommen.

Ein Russe der französischen Abschied nimmt.

Dimitri Friedländer war Agent der Brauerei von Wacker & Birk und zugleich Mitglied des Vorstandes der russischen St. Wladimir-Gemeinde. Er hat dieser Tage stillschweigend beide Stellen niedergelegt und ist „alle" geworden. Seine Familie hat er mitgenommen, dagegen hat er eine Menge von leidtragenden Gläubigern hinterlassen. Der Pope der Gemeinde, welcher einen ziemlich genauen Einblick in die Finanz-Verhältnisse des Entschwundenen gewonnen hat, hat folgende, freilich noch nicht vollständige Liste der Bekümmerten zusammengestellt, mit Angabe des Grades der Bekümmerniß: Jacob Pasto, 87 Nester Ave., $1100; Alexander Vilvickin, 730 Noble Str., $1000; Stephen Corbick, 30 Lucy Str., $1250; Basili Corbick, 1144 Lincoln Ave., $2700; George Belonstebeck, 24 Hamburg Str., $500; John Litinki, 730 Noble Str., $550; Anna Labamb, 30 Lucy Str., $830; Michael Corbick, 1144 Lincoln Ave., $300; Sophia Crusenick, 730 Noble Str., $250; John Stanka, 37 Fay Str., $200; Stephen Crintz, 1144 Lincoln Ave., $200; Anton Stanka, 37 Fay Str., $100; Christian Chawantz, 1144 Lincoln Ave., $100.

Einige von den Betrogenen haben zu ihrer zeitweiligen Beruhigung gegen den Durchgebrannten Verhaftsbefehle erwirkt.

Postalisches.

Im vergangenen Monat sind vom hiesigen Hauptpostamt und den verschiedenen Zweigbureaux 4,700 mehr Expreßbriefe — im Ganzen 23,438 — durch Spezialboten abgeliefert worden, als während des korrespondirenden Monats des vorigen Jahres. Im Ganzen sind hier 77 solcher Spezialboten angestellt. Die Durchschnittszeit für die Ablieferung der Briefe betrug etwas mehr als 12 Minuten.

Beim Postmeister Gordon sind in letzter Zeit mehrere Dankesbriefe eingelaufen, in welchen sich die Schreiberinnen über die Höflichkeit der Chicago'er Postbeamten lobend aussprechen. Einer dieser aus St. Louis kommenden Briefe schließt mit den Worten: Chicago ist eine sündige Stadt, aber sein Postmeister und seine Untergebenen sind O. K.

Kurz und Neu.

* An der Ecke von Wells Str. und Superior Str. verletzte gestern der Italiener Raphael Galli sein Pferd, welcher ihn durch unzeitiges Anziehen geärgert hatte, während er Hafersäcke auflud, durch einen heftigen Steinwurf schwer am Hinterfuß. Die Polizisten Hanson und Bowman, welche Augenzeugen des Vorfalles waren, nahmen den rohen und jähzornigen Menschen in Haft.

Hitzige Leute.

Unter den Zuhörern von W. G. Patrick, einem Quacksalber, welcher gestern an der Ecke von Clark und Washington Straße seine Waare mit schallender Stimme anpries, befand sich auch L. G. Trelian, ein Angestellter der Gasgesellschaft. Dieser wollte nicht recht glauben, daß die angepriesenen Medikamente wirklich so wunderbare Wirkungen hervorbringen könnten. Er forderte deshalb den Doktor, wie sich Patrick selbst titulirte, auf, seine Behauptungen auch zu beweisen. Darob ist dann der „Doktor" sehr in Zorn gerathen, und anstatt höflich zu antworten, hat er eine in seinem Wagen befindliche Wasserkanne ergriffen und mit derselben den Kopf Trelians gehörig bearbeitet. Das nahmen aber wieder die Freunde des Letzteren sehr übel, und sie ließen dem „Doktor" eine tüchtige Tracht Prügel angedeihen. Einige hinzueilende Blauröcke machten schließlich der allgemeinen Keilerei ein Ende. Trelian kühlt jetzt in seiner Wohnung, Nr. 4346 Calumet Ave., mehrere schmerzhafte Kopfhautwunden, während Patrick in der Harrison Str. Revierwache darüber nachgrübelt, wie es möglich ist, daß es so ungläubige Menschen gibt.

Erwischt.

Myron B. Spencer, welcher während der letzten Wochen als Buchhalter bei der Firma Lyons Bros., Nr. 250 Madison Str. beschäftigt war, ist gestern nachdem die Polizei in allen größeren Städten des Landes jahrelang vergeblich auf ihn gefahndet hat, von hiesigen Detektives verhaftet worden. Spencer wird in Sioux City gesucht, wo er als Vertreter der „Barber Asphalt Co." von Buffalo im Jahre 1896 der Unterschlagung von $4000 sich schuldig gemacht haben soll. Die Gesellschaft, der er den Betrag unterschlagen, hatte ihn, als er aus Sioux City verduftet war, verfolgen lassen. Doch vergeblich. Spencers Familie war etwa zwei Jahre darauf, nachdem ihr Ernährer verschwunden, nach Chicago übersiedelt. Seit mehreren Monaten wohnt dieselbe im Hause Nr. 4219 Calumet Avenue. Ob Spencer dort ebenfalls geweilt, oder seine Frau und Kinder nur heimlich besucht hat, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden.

Toll geworden.

Eine große dänische Dogge des Schankwirthes Philipp Stockhausen, No. 2739 Evanston Ave., ist gestern toll geworden. Die Polizei wurde von dem Zustande benachrichtigt, und Sergeant Robinson tödtete das Thier, ist vorher von demselben aber in die Hand gebissen worden. Der kranke Hund hatte schon vorgestern auch zwei kleine Köter aus der Nachbarschaft gebissen, welche man nun ebenfalls abgethan hat. Robinsons Wunden sind geätzt worden, doch wird der Beamte sich der Sicherheit halber auch einer Impfkur im Pasteur-Institut unterziehen.

Sonntagpost.

Erscheint jeden Sonntag. Preis der einzelnen Nummer 2 Cents. Jährlich (außerhalb Chicagos) $1.00.

Herausgeber: THE ABENDPOST COMPANY.

„Abendpost“-Gebäude......203 Fifth Ave.
Zwischen Monroe und Adams Str.
CHICAGO.
Telephon Main 1498 und 4046.

Entered at the Postoffice at Chicago, Ill., as second class matter.

Das Aussterben des Rindviehs.

Wie alle Wohlthäter der Menschheit, so werden auch die „Fleischverpacker“ verkannt, verlästert und verleumdet. Es wird ihnen nachgesagt, daß sie einen „Trust“ gebildet haben, der auf der einen Seite die Preise für lebendes Vieh herunterdrückt und auf der anderen die Fleischpreise hinauftreibt. Die Einbildungskraft ihrer Feinde hat sogar das Märchen ausgeheckt, daß sie, um auch den englischen Markt zu monopolisiren, ihre australischen Mitbewerber bedeutend unterbieten, und die Verluste, die sie hierdurch erleiden, den amerikanischen Fleischverzehrern aufbürden.

Zum Glück gibt es aber eine Wissenschaft der Statistik, mit deren Hilfe alle grundlosen Anschuldigungen zahlenmäßig widerlegt werden können. Die „Viehkönige“ haben also zunächst den Nachweis geliefert, daß sie, weit von dem Gedanken entfernt, das australische Fleisch aus dem englischen Markt vertreiben zu wollen, in der jüngsten Zeit ihre Lieferungen nach Großbritannien sogar ganz bedeutend verringert haben. Mit dieser „Abfuhr“ noch nicht zufrieden, haben sie weiterhin bewiesen, daß das Fleisch in den Ver. Staaten theurer werden m u ß t e, weil das Angebot erheblich gefallen und die Nachfrage noch mehr gestiegen ist. Der Armeelieferant Schottländer soll im deutsch-französischen Feldzuge den um die Fleischzufuhren besorgten König von Preußen mit der Bemerkung beruhigt haben: „Solange wir Beide leben, Majestät, stirbt das Rindvieh nicht aus“. Armour, Swift, Morris und Cudahy dagegen haben nach ihren eigenen Angaben das Rindvieh so zusammenschmelzen lassen, daß es in wenigen Jahren vollständig ausgestorben sein wird, wenn es so weitergeht.

Seit 1890 hat sich der Rindviehbestand — von den Milchkühen abgesehen — um ein Viertel verringert, und da sich gleichzeitig die Bevölkerung vermehrt hat, so ist das Angebot im Verhältniß zur Nachfrage sogar um 35 Prozent gefallen. Demnach wird es in längstens einem Menschenalter kein einziges eßbares Stück Vieh in den Ver. Staaten geben, und die großen Stock Yards, welche den Stolz Chicagos und Omahas bilden, und in denen Hunderte von Millionen Dollars angelegt sind, werden verödet sein, wie das mit des Sängers Fluch belegte Schloß. Die Dynastien Armour, Swift, Morris und Cudahy werden gestürzt, ihre Reichthümer in alle Winde zerstreut und ihre kühnen Pläne der Lächerlichkeit verfallen sein. Wenn die Söhne und Enkel der Könige, gleich den preußischen Prinzen, nicht bei Zeiten Schuhe flicken oder Bücher binden lernen, so mögen sie vielleicht noch die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch nehmen.

Die Zahlen, die bekanntlich nie lügen, stellen, wie gesagt, den jammervollen Untergang der Fleischindustrie in durchaus sichere Aussicht. Im Jahre 1890 gab es 36,849,024 Schlachtrinder in den Ver. Staaten, sodaß auf je 1000 Einwohner 589 Stück vierfüßiges Rindvieh kämen. Im folgenden Jahre stieg zwar der Viehbestand noch um rund 25,000 Stück, aber da die Bevölkerung sich in weit höherem Grade vermehrt hatte, so kamen auf je 1000 Einwohner nur noch 575 Rindviecher. Aehnlich verhielt es sich im Jahre 1892, aber von 1893 an fiel der Viehbestand fort und fort nicht blos verhältnißmäßig, sondern auch an und für sich, bis er im Jahre 1899 auf 27,994,225 gesunken war, also mit 1890 verglichen, um 9 Millionen Stück. Die 1000 Einwohner, die sich früher an 589 Rindern satt essen konnten, müssen jetzt mit 365 Stück vorlieb nehmen. Kein Wunder, daß sie sich schon um die „Chucks“ zu streiten beginnen, während sie früher kaum mit Steaks, Roasts und Chops zufrieden waren. Sie werden bald Knochen nagen.

Man steht hier vor einer Erscheinung, welche nicht nur alle Lehren der sogenannten Wissenschaft zuschanden macht, sondern auch alle Geschäftsgrundsätze. Es ist augenscheinlich nicht wahr, daß sich ein Angebot einzustellen pflegt, wenn eine Nachfrage vorhanden ist. Die amerikanischen Farmer vernachlässigen die Viehzucht um so mehr, je gewinnbringender sie zu werden verspricht, und verschenken lieber ihren Mais, als daß sie Ochsen damit satt machen. Ebenso ungeschäftlich verfahren die Fleischkönige, denn sie lassen die Gans zugrunde gehen, die ihnen die goldenen Eier legt und balgen sich überdies um ausländische Absatzgebiete, während sie nicht einmal die einheimische Nachfrage befriedigen können. Die Narren, die im Irrenhaus sitzen, sind offenbar nicht die schlimmsten.

Oder sollten die nie lügenden Zahlen vielleicht doch nicht ganz richtig, oder wenigstens unvollständig sein? Die mitgetheilte Statistik weist bei näherem Zusehen allerdings einige Lücken auf. Sie zeigt nicht, ob die 1000 Einwohner im Jahre 1890 die ihnen zufallenden 589 Rinder auch wirklich gekauft und gegessen haben, und sie wird weder durch eine Statistik der Preise, noch durch eine Statistik der Ausfuhr ergänzt. Es ist also immerhin möglich, daß im Jahre 1890 ein Ueberfluß an Rindvieh herrschte, der die Preise drückte, die Viehzucht unlohnend machte und die Farmer bewog, sie in richtigem Verhältniß zur Nachfrage einzuschränken. Und es ist ferner denkbar, daß das amerikanische Rindfleisch im Auslande durch die bekannte „Miles Investigation“ im Ansehen und Absatz verloren hat, und die 28 Millionen Ochsen für den augenblicklichen Bedarf der Fleischverpacker vollständig ausreichen. Im Interesse der Fleischkönige — von den Fleischessern ganz zu schweigen, — ist sehr zu wünschen, daß ihre Befürchtungen unbegründet sind. Auf das Fleischessen kann das amerikanische Volk am Ende verzichten lernen, aber seine Industriekapitäne kann es niemals missen.

Eine neue Pflicht des Mannes.

Die Frauen kriegen immer mehr Rechte, den Männern werden immer mehr Pflichten zuerkannt. Das New Yorker Staatsobergericht hat jüngst entschieden, daß es Pflicht des Mannes ist, darauf zu achten, wie seine Gattin sich kleidet. Das Gericht erklärte: Wenn auch eine verheirathete Frau Kontrakte abschließen, Geschäfte führen und mit ihrem Gelde und sonstigen Eigenthum schalten und walten kann, wie sie nur mag, und ganz so als ob sie nicht verheirathet sei, so ist ihr Gatte doch nicht von der Zahlungspflicht entbunden hinsichtlich solcher Gegenstände, die sie für sich selbst, für ihren eigenen Gebrauch kaufen mag, solange sie in Menge und Güte der Lebensstellung der Frau entsprechen, den Mitteln ihres Gatten und der Art und Weise, wie er ihr gestattet zu leben. (Als ob der Mann der Frau darin überhaupt Vorschriften zu machen hätte!) Diese Entscheidung wurde abgegeben in dem Klagefalle der Schneiderin Mary A. Graham gegen einen Mann Namens Abraham B. Schleiner, welcher sich geweigert hatte, die Rechnung für ein seidenes Kleid zu bezahlen, welches die Klägerin für seine Frau gemacht hatte, und es heißt zur Begründung des oben Gesagten wörtlich weiter: „Wenn ein Ehemann seiner Frau gestattet, in seiner Gegenwart und mit seinem Wissen Gegenstände zu tragen, für welche er unter gewöhnlichen Umständen als für nothwendige Bedürfnisse (necessaries) würde bezahlen müssen, und er erhebt keinen Einwand, so wird er dadurch zahlungspflichtig, denn seine Erlaubniß für seine Frau, sich jener Gegenstände zu erfreuen und sie zu behalten, ohne Ersparniß seinerseits, ist gleichbedeutend mit einer Billigung des Kaufs.“

Angesichts dieser Entscheidung und der zunehmenden Rechtlosigkeit des Mannes ist es Zeit, daß er sich mehr mit der Kleidung und dem Putz seiner Gattin beschäftige als bisher. Im Allgemeinen hat sich bis in die jüngste Zeit der Ehemann nur sehr wenig um die Kleidung seiner Gattin gekümmert, man kann sagen, daß der Durchschnitts-Ehegatte einer Erörterung des Kleiderthemas, wo er nur konnte, sorgfältig aus dem Wege zu gehen pflegte, denn die Erfahrung hat ihn gelehrt, daß nur wenig, und das noch höchst selten, Gutes dabei herauskommt. In der Regel endet eine derartige Erörterung doch mit einem schmerzlichen Aderlaß des Familien-„Pocketbuches“, und das ist dem guten Hausvater einer der größten aller Schrecken, denn von ihm wird doch erwartet, daß er es wieder fülle. Es gibt nun Ehefrauen, die sich diese natürliche Abneigung des Gatten gegen die Erörterung des Kleider-, Hut- und Putzwaarenthemas zu Nutze machten (und machen) und einfach von den schönen Sachen auf Rechnung kauften, was ihnen gefiel und was sie meinten ganz unbedingt nöthig haben zu müssen. Anstatt bei Zeiten ihren Protest einzulegen, haben die Ehemänner das Gebahren ihrer Gattinnen ruhig mit angesehen, und gewartet, bis die Rechnungen kamen. Dann haben sie gekickt, kräftig und ausdauernd, ohne zu wissen, daß das die nutzloseste Kraftverschwendung war, die sich denken läßt. Gleich im Anfang hätten sie einschreiten müssen, als sich die unverkennbaren Anzeichen eines geplanten Beutezuges gegen die Kasse meldeten, die größere Zärtlichkeit und Rücksichtnahme, das bereitwillige Herausrücken des Hausschlüssels, das Studiren der schön illustrirten Geschäftsanzeigen, der in die Ferne gerichtete Blick, wenn von dem neuen Hut oder Kleid geträumt wird u. s. w. Da hätte er auch sein „Halt!“ rufen und ein Wort mitreden können, nachdem er das versäumte, blieb ihm nichts weiter übrig als: zahlen.

Der kleine Ehemann wird in Zukunft, nun da das Gericht entschieden hat, daß er nachher nichts mehr zu sagen hat (ob er vorher etwas zu sagen wagen darf, wird er am besten selbst wissen), jetzt also wird der kluge Ehemann, sobald er die Vorläufer eines neuen Kleides in dem Benehmen seiner Gattin bemerkt, einen Familienrath abhalten, in dem über die Quantität und Qualität der zu machenden Einkäufe entschieden werden muß. Dann muß er auf Grund seines Kassenbestandes die Preishöhe, welche nicht überschritten werden darf, feststellen. Thut er das Alles, dann ist er geborgen und wird er das Gesetz auf seiner Seite haben. Thut er das nicht, dann muß er bezahlen, was immer die holde Gattin zu kaufen für gut befindet. Nicht allein das, der Mann hat in Zukunft gar nicht einmal das Recht, zu kicken „nur zur Erleichterung,“ auch wenn er gar nicht beabsichtigt, die Bezahlung der Rechnungen zu verweigern. Die Gattin wird ihn, wenn er mit seinem greulichen Donnerwetter loslegen will, einfach darauf aufmerksam machen, daß es laut obergerichtlicher Entscheidung seine Pflicht ist, auf ihre Kleidung u. s. w. zu achten, und sie wird ihn bei dem ersten Kickversuch als ein pflichtvergessenes Scheusal hinstellen und sich selbst beweinen als eine vernachlässigte Frau. Das ist das schlimmste an jener Entscheidung, daß sie den Mann des moralischen Rechtes auf eine kräftige Gefühlsäußerung angesichts bezahlt sein wollender Rechnungen beraubt. — Sie sind wirklich zu bedauern, die armen Ehemänner. — —

Durch das Fernrohr.

Der deutsche Durchschnittseinwanderer kommt hieher, um seine wirthschaftliche Lage zu verbessern und „Amerikaner“ zu werden. Er weiß, daß er durch Arbeit hierzulande etwas vor sich bringen kann, daß es hier Klassenunterschiede, andere als solche, die durch die wirthschaftliche Lage geschaffen werden, nicht gibt; er weiß aber auch, daß er fleißig und schwer wird arbeiten müssen, wenn er guten Verdienst finden und sich eine angenehme wirthschaftliche Lage schaffen will, und er fühlt es — mehr als er es weiß — daß er um so schneller zum Ziele kommen wird, je besser er sich den hiesigen Verhältnissen anschmiegen kann. Seine Gedanken sind auf den wirthschaftlichen Erfolg gerichtet, alles Andere ist ihm vorderhand gleichgiltig.

Ein solcher Einwanderer wird die Verhältnisse nehmen, wie sie sind. Er wird sich nicht berufen fühlen, zu bessern und gute Rathschläge zu ertheilen; er wird suchen, sich in die Verhältnisse zu schicken — auch wenn ihm nicht alles gefällt — nicht suchen, die Verhältnisse nach seinem Geschmack zu ändern. Kommt dann bald der wirthschaftliche Erfolg in größerem oder geringerem Maße, so wird er erst recht nicht viel zu tadeln finden; er wird zufrieden sein mit den Verhältnissen, die es ihm ermöglichten, sich eine angenehme Existenz zu schaffen, und er wird anderen gegenüber diese Verhältnisse rühmen, lobend von ihnen sprechen, stolz reden von „Amerika“ und sich auch als „Amerikaner“ zeigen wollen. Ein sich selbst vielleicht gar nicht eingestandenes Dankbarkeitgefühl drängt ihn dazu! Der Deutschamerikaner hat die Entwicklungsstufe erreicht, auf welcher er den Deutschen im alten Vaterlande „verloren“ scheint für die deutsche Sprache, die deutsche Kultur, das deutsche Geistesleben.

Herr Professor Hugo Münsterberg, von der Harvard Universität, der in letzter Zeit infolge seiner feindseligen Haltung gegenüber der deutsch-amerikanischen Bewegung in weiteren Kreisen viel genannt wurde und wird, befindet sich augenscheinlich jetzt auf jener deutschamerikanischen Entwicklungsstufe. Er hat's gut getroffen hierzulande. Es geht ihm gut — sehr gut, und er besitzt die volle Schwärmerei der erfolgreichen, aber noch verhältnißmäßig „grünen“ Deutschamerikaner. Er sucht sich erkenntlich zu zeigen für die gute Aufnahme, die ihm ward, und den Erfolg, den er hatte. Er besitzt das Dankgefühl des deutschen Durchschnittseinwanderers, der leichten Erfolg hatte, nur äußert sich das bei ihm anders, als bei dem „ungebildeten Bauern“. Während dieser die Sitten der auf seiner Bildungsstufe stehenden Amerikaner nachzuahmen sucht und seinen deutschen Landsleuten die Größe der hiesigen Hotels und Fabriken, der Maisstauden und Schweine rühmt, sucht der hochgebildete Mann sich bei den Amerikanern dadurch angenehm zu machen, daß er gegen deutschamerikanische Bewegungen, die jenen mißfallen, Stellung nimmt und Artikel schreibt, in denen er die Deutschen, zu denen er sich rechnet, herausstreicht auf Kosten der Deutschamerikaner, die, das steht überall zwischen den Zeilen, tief unter ihm stehen.

* * *

Der Artikel, auf den hier Bezug genommen wird, findet sich im August-Heft des "Atlantic Monthly". Professor Münsterbeg sagt darin, daß eine Abneigung bestehe zwischen Deutschen und Amerikanern, und daß die Deutsch-Amerikaner einen guten Theil der Schuld daran trügen. Sie bestärken, nach Herrn Münsterberg, die Amerikaner in ihrer Abneigung gegen die Deutschen, weil sie sich unterscheiden von der Mehrheit durch „ihr schlechtes Englisch ihre schlechten Lebensgewohnheiten, Manieren, durch ihre Geschmacksrichtungen und Vergnügungen“. Sie bestärken die D e u t s c h e n in ihrer Abneigung gegen Amerikaner dadurch, daß sie in ihren Briefen nur von der Größe und dem Reichthum des Landes, niemals von seinen geistigen Bestrebungen reden. Sie sind unfähig, ein Bindeglied zu sein zwischen den beiden Nationen, weil sie unter dem Durchschnitt der Deutschen stehen und die Amerikaner gar nicht kennen, da sie nicht mit ihnen zusammenkommen.

Daß das ein sehr schiefes und einseitiges Urtheil ist, weiß Jeder, der die Masse der Deutschamerikaner kennt, was sich von Professor Münsterberg n i c h t sagen läßt.

Die geistige Atmosphäre, in der Professor Münsterberg an der Harvard Universität und in Boston athmet, ist eine ganz ausnahmsweise. Schon die gute Lebensart jener Kreise, die, Dank seiner Professur an der Universität, zu den seinen wurden, schützt ihn vor den verächtlichen Bemerkungen und Flegeleien, die Durchschnitts-Deutschamerikaner so häufig zu hören bekommen oder bekamen. Die gute Lebensart verbietet dort schon, in verächtlicher Weise von einem Volke zu sprechen, in Gegenwart eines Vertreters desselben, und was Herr Münsterberg von den Deutsch-Amerikanern auch halten mag, er wird doch zu ihnen gezählt werden. Damit soll nicht gesagt sein, daß jene Kreise durchaus deutschfreundlich sind, man spricht aber nicht so, wie man denkt, und es mag ganz gut sein, daß Herrn Münsterberg nicht ganz angenehm klingen würde, was man „unter sich“ über seine neueste Schrift sagt,, denn die Liebedienerei ist dem echten Amerikaner verhaßt und — man merkt die Absicht und wird verstimmt.

* * *

Wüßte man nicht, daß Herr Münsterberg erst verhältnißmäßig kurze Zeit im Lande ist, so müßte man sich wundern, daß er sagen kann, „wenn die Deutsch-Amerikaner der letzten zwanzig Jahre so gut ihren Pflichten (den Amerikanern Verständniß und Achtung für deutsches Wesen beizubringen) nachgekommen wären, wie ihre Vorgänger in den fünfziger und sechziger Jahren,“ so würde es jetzt besser sein. Leute, die lange im Lande sind, meinen, es sei jetzt Vieles besser als damals, der Deutsch-Amerikaner von heute werde viel mehr respektirt, als der von Anno '60 und '70. Sie entsinnen sich der Straßenkämpfe, die deutsche Turner und Sänger in jener Zeit noch durchzumachen hatten und der allgemeinen Benutzung des Wortes „Dutchman“, das ihnen heute nur noch höchst selten an's Ohr schlägt. Sie wissen auch, daß heute die anglo-amerikanische Presse viel respektvoller von den Deutschen schreibt, als damals, und daß sie für die Deutsch-Amerikaner gerade neuerdings nur Lob und Bewunderung hat, wenn sie sich auch über den „War Lord“ William lustig macht. Das haben wir gerade der deutsch-amerikanischen Bewegung zu verdanken, die Professor Münsterberg verwirft und verdammt, weil sie seinen Freunden, den Amerikanern, denen er gern gefallen möchte, gegen den Strich ging, und über deren Beschlüsse er abfällig urtheilte, ohne sie gelesen zu haben. Hätte er sie gelesen, so könnte er der deutschamerikanischen Bewegung von Chicago nicht so ganz falsche Absichten zugetraut haben, wie die, welche er ihr andichtete.

Professor Münsterberg meint, die deutschamerikanischen Zeitungsleute seien nicht befähigt, die Amerikaner zu beurtheilen, weil sie dieselben nicht kennten, vielleicht niemals ihre Beine unter einen „amerikanischen“ Tisch gestreckt hätten und ganz in der deutschamerikanischen minderwerthigen Atmosphäre lebten. Nun, wenn er unter amerikanischen Kreisen die Universitätskreise von Harvard versteht, so mag das zum Theil stimmen, aber sonstige amerikanische Kreise kennt der deutschamerikanische Journalist gut genug, und wahrscheinlich sehr viel besser, als Herr Münsterberg, der mit dem trefflichen Stubengelehrten Wagner im „Faust“ sagen kann:

„Ach, wenn man so an sein Museum gebannt ist,
„Und sieht die Welt kaum einen Feiertag,
„Nur durch ein Fernrohr, so von Weitem. . . .“

* * *

Die Deutschamerikaner können den Tadel des Herrn Münsterberg leicht nehmen. Die bedeutendsten Amerikaner, der große Geschichtsschreiber George Bancroft, William Cullen Bryant und viele andere, und in neuester Zeit der Gesandte White, Edward Atkinson, Ex-Gouverneur Boutwell u. s. w. u. s. w., haben für ihren Werth und ihre Kulturarbeit Zeugniß abgelegt, und selbst die angloamerikanische Presse nimmt die Deutschamerikaner gegen die Verläumdungen des deutschen Professors in Schutz, und die ist nach Herrn Münsterbergs eigener Aussage die Dienerin des Volkes, sie gibt damit also nur der Volksstimmung Ausdruck.

Wenn Professor Münsterberg Land und Leute (einschließlich der Deutschamerikaner) einmal kennen gelernt haben wird, dann wird auch er manchmal denken: auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil, und nur dem wird Achtung, der sich selbst Geltung zu verschaffen weiß. Bis jetzt hat er nur geschadet, wahrscheinlich am meisten sich selbst. Renegaten werden wohl belohnt, aber selten geachtet. —

Das „Hofmachen.“

Zu den Kourmachern — Hofmachern — par excellence gehörte Fürst Bismarck, der durch seine liebenswürdigen Eigenschaften und Umgangsformen die Franzosen derart bezauberte, daß sie für ihn das Wort "charmeur" erfanden, das von da ab an Stelle des früher gebräuchlichen "courtisan" der „offizielle“ Titel der Hof- und Kourmacher wurde. Die Erfinderin des Wortes war keine andere als die Herzogin von Alba. Es war im Sommer des Jahres 1865, als Bismarck, damals preußischer Minister, zu Biarritz in seiner Urlaubszeit Erholung von den Mühsalen seines schweren Amtes suchte. Wenige Tage nach seiner Ankunft traf auch Kaiser Napoleon III. mit seinem Hofe in dem südfranzösischen Badeorte ein. Und nun zeigte sich so recht, in wie hoher Gunst der frühere preußische Gesandte in Paris bei den Damen des Hofes stand; denn wo die Kaiserin Eugenie Bismarcks nur ansichtig wurde, ließ sie ihn zu sich kommen, führte ihn in den Kreis der Damen, wo er dann mit weltmännischer Gewandtheit so hinreißend liebenswürdig plauderte und den Schönen in so bezaubernder Weise den Hof machte, daß die Herzogin von Alba, entzückt und hingerissen von der Galanterie des sonst so strengen Diplomaten, ihm den Kosenamen "le charmeur" verlieh.

Die bis auf den heutigen Tag gang und gäbe gebliebene Bezeichnung Kour- oder Hofmacher brachte die Sitte mit, die an den Fürstenhöfen zur Zeit des Mittelalters im Verkehr mit Damen üblichen Umgangsformen getreulich nachzuahmen. Heute versteht man unter dem Kourmachen, das keinem Volke der Welt fremd ist, selbst von den Negern oft sogar in zudringlichster Weise ausgeübt wird, eine Dame in Gesellschaft, auf einem Feste oder bei einem Spaziergange besonders auszuzeichnen und mit Geist und Witz auf die möglichst angenehme Art mit Rücksicht auf Sitte und guten Ton zu unterhalten und ihre Zuneigung zu erlangen.

Daß diese Kunst aber nicht leicht und keineswegs jedem angeboren ist, erkannte schon Albertus Sommer, Bürger und Notar zu Hamburg, der die erste gedruckte Anleitung zum Hofmachen 1662 unter dem Titel „Der deutsche Anführer zu anmuthigen und zierlichen Konversationsgesprächen“ herausgab und in derselben auch Belehrung betreffs Kleidung und Benehmens ertheilte. Natürlich muß es höchst komisch gewirkt haben, Jüngling und Jungfrau sich nach diesen gekünstelten und geschraubten Vorschriften benehmen zu sehen.

Kostspielig und beschwerlich war zu jener Zeit das Hofmachen in Oesterreich. Man durfte es sich nicht verdrießen lassen, allmorgendlich der Angebetenen mit Blumen aufzuwarten, sie zur Kirche zu begleiten, wieder nach Hause zu führen, knieend sie bei den Mahlzeiten zu bedienen, in ihrem Dienst völlig aufzugehen und sie mit Geschenken zu überhäufen. Ein Jahrhundert später fordert man in Frankreich von den Hofmachern nur Geist und Witz bei natürlichem und ungezwungenem Benehmen. Marquise de Deffaud, eine berühmte Salondame, die ihres Geistes wegen allgemein unter dem Namen „Madame Voltaire“ bekannt war, war eine so begeisterte Freundin des Hofmachens, daß sie die Scheidung mit ihrem Gatten rückgängig machen wollte, wenn er ihr eine Zeit lang regelrecht die Kour machen würde.

In voller Blüthe steht das Hofmachen heute unter der Bezeichnung "flirt", wie hierzulande so in England. Auf keinem Balle, keiner größeren Gesellschaft dürfen die flirtation corners (Liebeserker) fehlen, und die sie bildenden spanischen Wände gehören zu dem nothwendigsten „Möbel“ moderner englischer Säle. Diese Erker sind der begehrteste Platz der flirtenden Paare vor oder nach dem Tanze, und keine Engländerin stört ihre Tochter, wenn sie sich von einem "gentleman" den Hof machen läßt. Ernste Gedanken an eine dereinstige Verbindung kommen der Lady aber dabei nicht; denn hat sie sich einige Jahre in der Rolle der Verehrten gefallen, heirathet sie gewöhnlich einen Mann, mit dem sie niemals geflirtet hat. Die Herkunft des Wortes leiten die Meisten von fleari = schmeicheln ab; es bedeutet also der Flirt die zu nichts verbindende Art und Weise des Hofmachens, als deren größter Meister der Sonnenkönig Louis XIV. angesehen werden kann. Er vergaß seine königliche Würde allen Damen gegenüber, grüßte selbst die Hofdamen zuerst, ohne deren Gruß erst abzuwarten.

Das schwärmerische Hofmachen pflegt man oft Süßholzraspeln zu nennen, boshafterweise; denn man verglich es mit dem Holzraspeln der Gefangenen und sah es als eine süße Strafarbeit an.

Bei richtigem und ausdauerndem Hofmachen wird der Erfolg nicht fehlen, der selten von dem Alter des Hofmachers abhängt. Seit jeher haben ältere Herren auf dem Gebiete des Hofmachens mehr geleistet als ihre jungen Nebenbuhler, weil sie nicht mit Befangenheit der Schönen gegenübertreten und in der Kunst, über alles zu sprechen durchs Leben gebildet sind. Don Castillejo, ein 80jähriger Greis, trug über einige junge Kavaliere den Sieg davon, als er sich mit ihnen auf einem Fest am Wiener Hofe um die Gunst einer schönen Gräfin bemühte. Der 75jährige Lord Peterborough feierte am Hofe Georgs I. beim Hofmachen die größten Triumphe, und Herr von Franceuil galt noch bei seinen 70 Jahren als der feurigste Kourmacher, er blieb, wie George Sand, seine Enkelin, schreibt, „schön, elegant, anmuthig, fröhlich, liebenswürdig, liebevoll und galant bis zur Todesstunde.“

Lokalbericht.

Die Woche im Grundeigenthums-Markte.

Es läßt sich auch für die verflossene Woche nichts von Bedeutung über den Stand des Grundeigenthums-Marktes sagen. Die gegenwärtige Zeit ist eben eine des Abwartens. Es kann jedoch mit Fug und Recht behauptet werden, daß die vorherrschende Unthätigkeit keine Entwerthung bedeutet, denn Besitzer von nutzbringenden Liegenschaften halten an ihren schon seit Anfang des Jahres gesetzten Preisen fest. In unparzellirten Komplexen, welche seit der Panik von '93 bis etwa vor Jahresfrist kaum verkäuflich waren, hat eine verstärkte Nachfrage ebenfalls eine Kräftigung der Werthe zu Wege gebracht, doch sind in diesem Zweige des Marktes die gegenwärtigen Werthe immerhin noch nahezu ein Drittel hinter denen zurück, welche vor der Panik gehalten wurden. Dies gilt besonders von solchen Ländereien, welche sich weder für Fabrikzwecke eignen, noch durch ihre Lage in der Nähe von Transportations-Linien zu unmittelbarer Besiedelung einladen. Für große Komplexe für Fabrikanlagen ist ziemliche Nachfrage, welcher jedoch im Angebot vollständig die Stange gehalten wird.

Die Leiter von Fabrikstädten wie Chicago Heights und West Pullman, und städtische Gemeinden wie Waukegan und Maywood, sind eben sehr geneigt nicht allein Ländereien für Fabrikanlagen unentgeltlich herzugeben, sondern in besonders günstigen Fällen, in denen es sich um den Zuzug von Hunderten von Arbeitern handelt, noch einen beträchtlichen Bonus darauf zu zahlen. Dies ist natürlich für Privatpersonen, welche auf unbebautes Land Steuern zu zahlen aber keine Einkünfte haben, eine harte Nuß.

Ermuthigend ist jedoch die Thatsache, daß in ganz jüngster Zeit Auktionen von einzelnen Baustellen, besonders im südwestlichen Theile der Stadt und dem angrenzenden Cicero Township ganz erfolgreich in Bezug auf erzielte Preise waren. Im nordwestlichen Theile der Stadt ist der aus Anlaß der Vollendung der Northwestern Hochbahn erwartete „Buhm“ merkwürdiger Weise nicht eingetreten, und auch die Bauthätigkeit entlang der neuen Linie ist keine bedeutende.

* * *

Die während der Woche eingetragenen Verkäufe stellen sich nach Zahl und Betrag wie folgt:

Stadt	286	$1,128,905
Landbezirke	63	121,755
Zusammen	349	$1,250,660
Vorhergehende Woche		1,569,729
Entsprechende Woche von 1898		1,187,720
Entsprechende Woche von 1897		1,779,836
Entsprechende Woche von 1896		2,000,602
Entsprechende Woche von 1895		1,796,361

Ein interessanter Acres-Verkauf war der eines Komplexes von 111 Acres an der Nordwest-Ecke der Archer und Central Aves. von dem Nachlasse von Thomas Suffern von New York an Frank A. Vance für $50,083, nach der Rate von $450 per Acre. Das Land ist eine Meile nördlich von dem bekannten Stidmey Eigenthum gelegen und wird in einzelnen Baustellen in den Markt gebracht werden, sobald die geplanten Verbesserungen auf dem Stidmey Land gemacht sind, wozu jetzt alle Aussicht ist.

George S. McReynolds kaufte von Wm. R. Linn und John H. Dwight den „Wisconsin“ Getreidespeicher nebst zwanzig Baustellen an der Südwest-Ecke des W. 15. Place und der Wood Str. für $60,000, wovon $10,000 baar bezahlt wurden, während $50,000 als Hypothek für fünf Jahre zu 5 Proz. Zinsen stehen blieben. Der Speicher hat eine Lagerkapazität von 1,000,000 Bushel.

Drei Landkomplexe von zusammen 35½ Acres, davon 15 an der Südwest-Ecke der Argyle Str. und Albany Ave., 10 an der Nordwest-Ecke der Lawrence und Spaulding Aves. und 10½ an der Lawrence Ave., östlich von Harding Ave., sind für $39,000 verkauft worden.

* * *

In Bezug auf Miethsverträge für den Herbsttermin läßt sich eine merkliche Besserung in den Raten verzeichnen. In manchen Fällen finden Häuser und Flats, die seit langer Zeit leer standen, und für die es schwer war Miether zu erhalten, willige Nehmer. Die Thatsache ist ziemlich bemerkbar, daß frühere Bewohner von Flats sich nach Häusern umsehen, eine sehr erfreuliche Wahrnehmung für spekulative Bauunternehmer. Trotz dieser günstigen Umstände ist keine Rede von Erhöhung der Miethspreise. Konservative Eigenthümer und Agenten ziehen es vor ihre Häuser und Flats zu gangbaren Raten zu vermiethen, anstatt Miether durch Aufschrauben der Preise abzuschrecken. Es ist eine alte Erfahrung, daß Leerstehen von Häusern dem Eigenthum bedeutend schadet, auch über die Einbuße der Miethe hinaus. Im Falle von Flats und großen Miethskasernen, die nach moderner Methode gebaut sind, belaufen sich die Kosten für Heizung und Betrieb auf dieselbe Höhe, ganz gleich ob nur ein Theil der Flats oder die ganze Anzahl bewohnt sind.

Die bedeutendsten Agenturen behaupten daß Miethen während der letzten zwei Wochen bedeutend besser waren als in derselben Periode während mancher Jahre. In einem Falle wurden zehn Miethsverträge in zwei Tagen abgeschlossen, davon sieben in denen ein Miether den andern ablöste, während es sich in drei Fällen um die Vermiethung von leerstehenden Lokalitäten handelte. Die Nachfrage nach möblirten Häusern ist besonders stark, namentlich im Hyde Park Distrikt.

Das Hypothekengeschäft erfuhr einen nennenswerthen Aufschwung während der verflossenen Woche. Auf das als Atlas-Block bekannte Eigenthum, 169 bei 138 Fuß mit fünfstöckigem Gebäude, an der Nordwestecke der Wabash Ave. und Randolph Str., ist eine Anleihe von $250,000 für fünf Jahre zu 3½ pCt. Zinsen gemacht worden. Das Eigenthum, welches von der Swiftschen Steuerkommission auf $823,260 bewerthet war, wurde vor zwei Jahren für den McCormick-Nachlaß erworben, wie es heißt für $500,000. Der wirkliche Preis ist nie bekannt gegeben worden. Die jetzigen Eigenthümer haben nahezu $100,000 für bauliche Verbesserungen ausgegeben. Mit Rücksicht auf das Verhältniß zwischen Anleihe und Werth der Sicherheit ist der Zinsfuß ein sehr geringer.

Auf das Eigenthum 545—549 Wabash Ave., 67 bei 165 Fuß, mit fünfstöckigem Gebäude, hat die New England Mutual Lebensversicherungs-Gesellschaft $75,000 für fünf Jahre zu 4 pCt. geliehen. Der Werth der Sicherheit beziffert sich auf $189,020, wovon $55,690 auf das Gebäude kommen.

Ein gleicher Zinsfuß ist für eine Anleihe von $10,000 zu verzeichnen, die für einen Termin von fünf Jahren auf das Eigenthum 177 West Madison Str., 30 bei 187 Fuß mit vierstöckigem Gebäude gemacht wurde. Diese Anleihe ist zu dem Zwecke eine bereits bestehende Belastung in gleicher Höhe, aber zu 4¾ pCt., zu refundiren.

Andere bemerkenswerthe Anleihen der Woche waren: $20,000 für drei Jahre zu 4 pCt. auf 88 bei 83 Fuß an 3946—3948 Drexel Boulevard; $12,000 für fünf Jahre zu 5½ pCt., auf 150 bei 191 Fuß an Diversey Ave., zwischen N. Halsted und Clark Str.; $11,000 für fünf Jahre zu 6 pCt., auf 50 bei 236 Fuß an Drexel Boulevard, zwischen 41. und 42. Str.; $12,000 für fünf Jahre zu 6 pCt., auf 10 Acres an der Nordostecke der Front Str. und Bryn Mawr Ave. in Chittenden; $10,000 für drei Jahre zu 6 pCt., auf 50 Fuß Westfront an Clarendon Ave., zwischen Wilson Ave. und Sulzer Str.; $22,000 für fünf Jahre zu 5 pCt., auf 150 bei 161 Fuß, an der Nordwestecke der Prairie Ave. und 58. Str.; $31,000 für zehn Jahre zu 5 pCt., auf 40 Acres in Worth Township und 75 bei 160 Fuß an Calumet Ave., zwischen 56. und 57. Str.; $10,000 für fünf Jahre zu 5 pCt., auf 52 bei 125 Fuß an der Nordostecke der Sheffield Ave. und Center Str.; $20,000 für fünf Jahre zu 5½ pCt., auf das Eigenthum 141—143 Ontario Str., 50 bei 100 Fuß, zwischen der N. Franklin und Wells Str., mit fünfstöckigem Fabrikgebäude.

* * *

Die Bauthätigkeit der verflossenen Woche ist in Zahl und veranschlagten Kosten der Neubauten, für welche Bauerlaubnißscheine ausgestellt wurden, nach Stadttheilen geordnet, wie folgt:

Südseite	18	$149,150
Südwestseite	20	63,000
Nordseite	7	109,600
Nordwestseite	13	21,400
Zusammen	58	$343,150
Vorhergehende Woche		398,200
Entsprechende Woche von 1898		610,400
Entsprechende Woche von 1897		476,930
Entsprechende Woche von 1896		309,905
Entsprechende Woche von 1895		404,540

Von der Fred. W. Wolf Co. sind Pläne für ein großes Lagerhaus gemacht worden, welches in Verbindung mit der Standard Brauerei, an der W. 12. Str. und Campbell Ave., errichtet werden soll. Das Gebäude wird vierstöckig, mit 90 bei 57 Fuß Grunddimensionen, feuerfester Konstruktion, und soll $50,000 kosten.

Eine lokale Architektenfirma hat Pläne für eine Brauerei gemacht, die in Homestead, Pa., mit einem Kostenaufwand von $85,000 gebaut werden soll.

Eine andere Firma ist beauftragt worden, Pläne für ein Schulhaus für Carroll College, in Waukesha, Wis., herzustellen. Das Gebäude soll $25,000 kosten.

Für eine $10,000 kostende Fabrik am Washington Blvd. und der Morgan Str., 75 bei 100 Fuß groß und ein Stockwerk hoch, sind Kontrakte vergeben worden. Das Gebäude ist für eine Ventilatoren-Fabrik.

Die Sargent Co., Fabrikanten von Eisenbahn-Material, lassen in Chicago Heights eine aus sechs Gebäuden bestehende Fabrikanlage errichten, die $75,000 kosten wird. Die Installirung der nöthigen Maschinerie wird $300,000 kosten.

Für di Western Electric Co. wird an der Jefferson Str., nahe der West Van Buren, eine Maschinenwerkstätte mit einem Kostenaufwand von $40,000 errichtet.

Von Flat- und Apartmentgebäuden, für welche während der Woche Kontrakte vergeben wurden, sind erwähnenswerth: Fünf zweistöckige Bauten, 22 bei 61 Fuß jeder, an der St. Louis Ave., nahe der W. 16. Str., $22,500; vierstöckiger Bau, 33 bei 75 Fuß, an der Südwest-Ecke der Union Ave. und 54. Place, $12,000; dreistöckiger Bau, 27 bei 76 Fuß, an 5542 South Park Ave., $15,000; dreistöckiger Bau, 44 bei 59 Fuß, an 946—948 Cuyler Av., $14,000.

Die „Tribune“-Gesellschaft wird demnächst an der Ecke der Madison und Dearborn Str., der jetzigen Lokalität der Zeitung, einen Prachtbau aufführen lassen, dessen Kosten sich auf ungefähr $1,000,000 belaufen werden. Das Land ist Schuleigenthum und hat 120 Fuß Front an jeder der beiden Straßen, so daß die Gesammtfläche sich auf 14,000 Quadratfuß beläuft. Hiervon hatte die „Tribune“-Gesellschaft ursprünglich 72 Fuß Front an der Dearborn Straße, hat jedoch durch den Kauf des John Mackin'schen Grundpachtvertrages weitere 48 Fuß gewonnen. Eine Neuerung in dem projektirten Bau wird ein zweistöckiges Kellergeschoß sein.

Gestorben: Paul Matsche, am 26. August, geliebter Gatte von Marie Matsche. Beerdigung vom Trauerhause, 743 — 35. Str., am Dienstag, den 29. August, 2 Uhr Nachmittags, nach dem Oakwood-Friedhof.

Musik.

Zahllos sind die Werke über Richard Wagner's Bedeutung; fast unmöglich will es erscheinen, den viel beleuchteten Gegenstand für eine kurze Besprechung zusammenzufassen, oder ihm gar neue Seiten abgewinnen zu wollen. Und doch fordert der schier unerschöpfliche Stoff zu immer neuer Forschungslust auf, als wäre es ein Krystall, der stets durch neue Strahlenbrechung bezaubert und zu immer neuer Betrachtung reizt. Wagner's Genie deutete nach den verschiedensten Richtungen hin.

Das heutige Leben ist zu vielseitig, als daß es noch möglich sein sollte, irgend eine große Persönlichkeit nur von einer bestimmten Seite her zu beurtheilen. Umsomehr sollte die Thätigkeit eines so umfassenden Geistes von so ungeheurer Universalität nicht nach der Richtung der Musik allein beurtheilt werden, in welcher er freilich das Größte geleistet hat. Tausendfältig sind die Fäden, welche den rastlosen Geist mit den entlegensten Wissensgebieten verbanden. Dichtung, Kunst, die Beobachtung des geheimnißvollen Waltens der Natur, die er so wunderbar im „Siegfried" schildert, — Weltphilosophie zuletzt, das Ringen des menschlichen Geistes um die höchsten Probleme, alle diese Früchte eingehendster Studien und Empfindungen setzen sich in Wagner's Forschergeist zur produktiven Thätigkeit um, alle auf e i n Ziel hinarbeitend: Einheit der Künste und mit Hülfe derselben Ausbau seines gewaltigen Geisteswerkes, der Schöpfung des Musikdramas; und dieses mit dem Vorwurf nationaler Heldensagen, auf einer Nationalbühne aufgeführt. Für diesen Zweck verbessert er die Bühne, ist Techniker, Szeniker, Maler; er schafft vollkommenere Musik = Instrumente um gewisse Tonwirkungen zu erzielen; er studirt die Sagen der germanischen Völker, bis er die poetisch verklärten Gestalten der Eddasage für sein großes National=Epos heranzieht. Für diesen Zweck studirt er auch die altdeutschen Reime, die er vielleicht zu viel anwendet, als daß sie schön klingen sollten, die aber sehr packend ausdrücken, was Wagner ausdrücken wollte und dabei in ihrer alliterirenden Form sehr musikalisch wirken.

Wir können Wagner's Musik gar nicht mehr trennen von den großen Ideen, welche dieselbe verkörpert. Alle Fragen, welche eines denkenden Menschen Herz bewegen, alle Stadien der Empfindung und Gemüthsbewegung, von der Liebe seligster Lust und des Leides herbstem Schmerz, vom Himmelsstürmen bis zum endlichen Frieden sind vom Tannhäuser anfangend bis zum Parsifal durchlaufen und für den verschiedenartigsten Gefühlsausdruck findet Wagner's Dichtung den passenden Ausdruck, findet seine Musik stets das passende Kolorit. Liegt nicht die Parallele zwischen Goethes Faust und den letzten Wagner'schen Werken nahe? Wie kein ähnliches Werk, als gerade Goethes Faust, berührt die Trilogie und Parsifal alle die innersten Fragen. Auch Parsifal findet Erlösung, Frieden. Goethe drückte dem Beginn unseres Jahrhundert seine Signatur auf; das Ende des Jahrhunderts dagegen bringt uns einen immer mächtiger anschwellenden Kreis von Bewunderern der Wagner'schen „Gesammtkunst". Siegreich schreitet diese von Erfolg zu Erfolg und erst kommende Jahrhunderte werden Wagners Bedeutung voll zu würdigen im Stande sein. Versuchen wir, die so tief einschneidende Bedeutung Wagners in kurzen Umriß zu fassen, so ergibt diese für die Dichtkunst die Wiederbelebung und edle Darstellung alter, volksthümlicher Sagen, welche seitdem in unendlichen Variationen dichterisch verbraucht worden sind. Für die Malerei eine ganz bedeutende Erweiterung des Ideenkreises mit einer Fülle von Motiven, — die Münchener Maler waren die ersten, welche an den Meistersingern Gefallen fanden und die Figuren des Evchens und Hans Sachs, sowie den Renissancestil des Mittelalters für ihre Gemälde verbrauchten. Für den gesanglichen Theil der Oper stellen wir seit Wagner die höchsten Anforderungen an Intelligenz, Darstellungsgabe, leidenschaftliche Empfindung; Stimme allein und Triller=Schulung genügen nicht mehr. Der Stil der komischen Oper ist reformirt durch die Meistersinger. Volksthümlich muß die moderne Oper, muß die ganze Musik der Zukunft sein. Das Musikdrama hat noch keine Nachahmung gefunden der ungeheuren Anforderungen wegen, die nur der Riesengeist Wagners bewältigen konnte. Die „Versunkene Glocke", das Musikdrama Heinrich Zoellners hat bei der Berliner Aufführung nicht befriedigt, trotzdem der hochpoetische Stoff zu adäquatem Ausdruck durch die Musik herausforderte. Die Musik in das sichere Verhältniß zur Dichtung und Handlung gebracht und ihr durch unübertroffene Instrumentation die reiche Farbenpracht verliehen zu haben, das bleibt für immer das unsterbliche Verdienst Wagners. Von den Epigonen hat ihn Keiner erreicht, viel weniger übertroffen. Nur Einer darf ihm würdig zur Seite gestellt werden: der Freund, welcher mehr denn irgend Einer das Werden der Wagner'schen Kunst ermöglicht hat, — Franz Liszt. Nur ein Mann überstrahlt noch den Glanz der Wagner'schen Kunst durch klassische Plastizität: Beethoven. Dem Genius Beethovens brachte Wagner selbst seine Huldigung dar durch den unvergleichlichen Kommentar zur 9. Symphonie.

Von der Meyerbeer=Stiftung für Tonkünstler werden drei Preisaufgaben gestellt! Erstens: Komposition einer Chor=Doppelfuge; zweitens: einer Ouvertüre für großes Orchester, drittens: einer „Cantata" „Coriolan vor Rom" nach einer Dichtung von Theodor Rehbaum. Ausgesetzt sind 4500 Mark. Näheres ist von der königlichen Akademie der Künste in Berlin zu erfragen.

Von dem reizenden Gedicht „Mein Lied" von Hans Eschelbach („im silbernen Mondlicht wallte der Rhein", Gedichte von Hans Eschelbach, Paul Neubauer in Köln) sind bis jetzt 49 Kompositionen erschienen. Vielleicht animirt diese Mittheilung einen unserer Tondichter zur fünfzigsten Komposition. Eugen Käuffer.

Sehr vernünftig.

Wie das Kabel schon meldete, hat die „Köln. Ztg." sich in einem anscheinend halbamtlichen Artikel für die Beschickung des internationalen Handelskongresses in Philadelphia ausgesprochen. Aus dem Artikel, der die Ueberschrift „Deutschland und Amerika" trägt, geben wir den Schluß im Wortlaute wieder:

Auch wir gehören zu denen, die sich oft gegen die Art und Weise aufgelehnt haben, in der die Amerikaner uns zollpolitische Schwierigkeiten zu machen suchen. Das sollte aber unseres Erachtens kein Grund sein, sich deshalb seitab zu stellen und zu thun, als ob die Aufgabe wirthschaftlicher Beziehungen mit Amerika eine Sache sei, die man auf die leichte Schulter nehmen könnte. In Folge fremder Verhetzung gab es eine noch nicht weit zurückliegende Zeit, wo auch politisch zwischen Deutschland und Amerika starke Spannung herrschte, die zum mindesten in der Presse sehr schroff zum Ausdruck kam. Wenn damals das politische Deutschland auch das Verfahren eingeschlagen hätte, wie es jetzt für die Handelspolitik empfohlen wird, so würden kaum die befriedigenden Beziehungen wiederhergestellt worden sein, die jetzt politisch zwischen Amerika und Deutschland herrschen. Manche verfahrene Sache ist schon durch verständige und freundliche Aussprache wieder in die richtige Bahn gebracht worden, und wir zweifeln auch nicht daran, daß das auch trotz vieler Schwierigkeiten zwischen Deutschland und Amerika der Fall sein kann. Von diesem Standpunkt aus können wir keinen Nachtheil, sondern nur einen Vortheil darin sehen, wenn angesehene und einflußreiche Persönlichkeiten der höflichen Einladung der Amerikaner in ebenso höflicher Weise folgen. Die Politik des Schmollens und der passiven Enthaltung hat nur selten Erfolge zu verzeichnen gehabt. Ob es den Herren, die nach Philadelphia gehen, gelingen wird, die Amerikaner davon zu überzeugen, daß eine andere handelspolitische Stellungnahme uns gegenüber gerecht und ihnen selber nützlich ist — denn in diesen Fragen dreht sich fast alles um die Nützlichkeit —, das wissen wir nicht, aber daß die Anwesenheit der Deutschen schaden könnte, das ist doch völlig ausgeschlossen. Und wenn unsere handelspolitischen Beziehungen zu Amerika auch in manchen Punkten zu wünschen lassen, so sind sie doch nicht so hochgradig schlecht, daß es gegen die Würde der Deutschen verstoßen würde, sich auf einem Handelstage ruhig und sachlich mit den Amerikanern auszusprechen.

11 Jahre in Schnee und Eis begraben.

Hermann Tanner, Mitglied der Sektion Bernina des Schweizer Alpenklubs, aus Samaden, ging am 29. Juli dieses Jahres in die Beverser Alp mit einer Gesellschaft von zwei Damen und fünf Herren. In der letzten Sennhütte des Beverser Thales wurde übernachtet. Von dort aus brach man am nächsten Morgen um ½5 Uhr zur Besteigung des Piz d'Err auf. Nach zwei Stunden wurde die untere Gletscherzunge erreicht, so dann die steile Firnhalde erstiegen, welche die zweite Gletscher=Etage mit der ersten verbindet. Nach zwei weiteren Stunden entdeckte die Gesellschaft auf der Gletschermulde in einer Höhe von ungefähr 3090 Meter etwa 1½ Stunde unter der Spitze in der Nähe eines großen Moränenblocks ein dunkelblaues Kleidungsstück. Näher gekommen bemerkte man, daß es sich um einen menschlichen Leichnam handelte, der mit den Beinen in einer Gletscherspalte lag. In der Umgebung derselben wurde nur ein hölzernes Brillenfutteral, aber weder Rucksack noch Hut noch Stock gefunden; ein Beweis dafür, daß der Betreffende für eine Hochtour nicht ausgerüstet war. Die Entdeckung wurde sofort den Behörden gemeldet, und die Leiche zwei Tage nachher geborgen. Bei der Leiche wurde ein Portefeuille mit einer 100 Francs = Banknote, 24 Francs in Kleingeld und eine schöne goldene Uhr, aber keine Legitimationen gefunden. Als Anhaltspunkt zur Identifizirung der Leiche konnte ein Abonnementsbillet für die Züricher Tonhalle vom Jahre 1888—89, zwei Taschentücher mit den Initialen A. H. und Hosenknöpfe dienen, auf welchen sich die Firma Pfenniger in Zürich fand. Es ist nun inzwischen festgestellt worden, daß es sich um einen Herrn August Hoffmann von Zürich=Riesbach, damals 50 Jahre alt, handelte. Derselbe hatte im Jahre 1888 mit Bekannten eine Tour ins Engadin gemacht und sich von ihnen am 19. August des genannten Jahres getrennt. Während die übrige Gesellschaft nach Alp Grün ging, wollte Herr Hoffmann wahrscheinlich durch das Beverser Thal über den Weißensteinpaß ins Albula=Thal. Er muß den sehr bald vom Beverser Thal abgehenden, schwer aufzufindenden Paßweg verfehlt haben und so immer weiter in die Schnee= und Eisregion hineingerathen sein. Die Art seines Todes ist mit Sicherheit nicht näher festzustellen. Keinesfalls ist sie eine gewaltsame gewesen. **Vielleicht war es ein Ermüdungstod. Es herrschten zu der Zeit Schneestürme im Hochgebirge, denen er wahrscheinlich zum Opfer gefallen ist. Interessant ist es, daß diese Leiche, die elf Jahre im Schnee und Eis begraben war, vollkommen gut erhalten ist. Die Bergschuhe waren wie neu und die Metalltheile daran vollkommen glänzend.**

Harzreise im Sommer.

Tanne, 9. August.

Meine Idee, von den Sommerfrischen Thüringens nach denen des Harzes hinüberzuwechseln, war leichter gesagt, als ausgeführt. Die paar Dutzend Kilometer von Friedrichsroda nach St. Andreasberg, wohin ich mich zu wenden beabsichtigte, nehmen sich auf der Landkarte viel kürzer aus, als auf dem Eisenbahnfahrplan. Acht Stunden braucht man, um sie zurückzulegen, und viermal hat man das Vergnügen des Umsteigens, das mit dem Reisegepäck auf den trägerlosen Stationen in siedender Hochsommerhitze nicht zu den beneidenswerthesten gehört. Und ließen die Züge noch pünktlich ein! Aber jetzt in der Reisezeit häufen sich die Verspätungen von Station zu Station — man fragt sich zuletzt, wozu die Fahrpläne denn wohl eigentlich da sind, wenn sie nur in der verkehrsarmen Zeit innegehalten werden, aber sofort versagen, wenn die Eisenbahn wirklich als Volksbeförderungsmittel dienen soll. Und wenn bei diesen Beschwerlichkeiten wenigstens unterwegs wenigstens auf einige Stärkung gerechnet werden könnte! Aber das Mittag, das uns für schweres Geld auf dem Bahnhof zu Nordhausen vorgesetzt wurde, war schlimmer als eine Fastenstrafe. Wer viel im Süden und im Orient gereist ist, gewöhnt sich an manche Entbehrungen, allein das Bahnrestaurant der Schnapsstadt schlägt doch den Weltrecord in Bezug auf schlechte Küche.

Die Mühen werden freilich reichlich entschädigt. Die seltsame Lage des kleinen St. Andreasberg macht es zu einem der interessantesten Orte Deutschlands. Hoch über dem scharf eingeschnittenen Thal zieht es sich einen schmalen Bergrücken entlang, wieder überragt und eingeschlossen von noch höheren Kämmen, so daß es mit den beiden Schenkeln seiner dorfartigen Hauptstraße mit den hingewalzten Reihen seiner rothdachigen Dorfhäuser zwischen Himmel und Erde zu hängen scheint. In den steilsten Winkeln streben die Straßen auf und nieder, so daß man in Angst für Pferde und Wagen schwebt, das Erdgeschoß des einen Hauses steht wie in japanischer Perspektive über dem Dach des vorderen — nur Hellstadt im Salzkammergut bietet Straßen von ähnlichen Steigungsgraden. Ringsum das rothgraue Städtchen mit grünen Wiesenflächen, auf und nieder, und weiterhin ein dunkler, schwermüthiger, endloser Kranz tiefgrüner Wälder. Am Tage, in der weißgelben Lichtfluth, stehen die Farben ein wenig hart neben einander, aber die Abendsonne verwischt und versöhnt sie, sie mildert die kantigen Perspektiven, und Häuser, Matten, Bergwälder ruhen dann, wie für einander geschaffen, in einem stillen Frieden, einer unvergleichlichen Lieblichkeit. Hochbeladene Heuwagen, mit Erntekränzen geschmückt, schwanken heimwärts, der herrliche Duft bleibt auf den Landstraßen liegen, die rothbraunen Harzer Kühe kommen in starken Trupps von den Weiden herein, das Geläut ihrer Halsglocken klingt harmonisch durcheinander, jedes Thier findet führerlos sicher nach seinem Stall und schwenkt an der rechten Ecke ab und aus den tiefen Seitenthälern steigen der Nebel und der Rauch der Schornsteine ruhig und idyllisch zu den Höhen empor. Der Blick vom obersten Punkt der Nachbarschaft, dem Glockenberg, ähnelt dem vom Katzenbuckel über den Odenwald: Eine weite Hochfläche, nach deren Rande zu immer tiefere Schmalthäler eingeschnitten sind, immer höhere, langhingestreckte, gleichmäßige Waldbergrücken wellenartig auftauchen. Hier ist nichts von dem Zackigen, Wildgewachsenen des Nordharzes — hier im Südharz ist alles ruhig, ernst und freundlich. Und so sind auch die Menschen, ganz genau wie die Natur. Kein lautes, kein überflüssiges Wort. Sie sind meist Bergleute, und der Bergmann ist kein Schwätzer. Er schweigt unter der Erde nothgedrungen, über ihr freiwillig. Aber eine höfliche Antwort, einen freundlichen Gruß, einen treuen Bescheid hat er immer bereit. Ueber seiner gefurchten Stirn, in seinen klugen Augen, seinem gebückten Gange liegt das Verständniß, daß das Leben schwer ist, aber auch der feste Wille, es ohne Murren, nach vollen Kräften zu tragen und durchzuführen, so gut er's machen kann. Es ist, als schwebe dieser Vorsatz über den stillen Straßen, und das freundliche Vogelgezwitscher, das fast aus jedem Hause klingt, scheint ihn zu verkünden — es ist, als wäre er selbst den Thieren hier in Fleisch und Blut übergegangen; denn die zahlreichen Katzen haben gelernt, sich mit den Kanarienvögeln schwesterlich zu vertragen. Die Andreasberger schärfen das Silber aus der Tiefe und dürfen es nicht behalten — sie züchten die lieblichsten Sänger für fremde Ohren, ja versenden sie bis zu den kanarischen Inseln selbst, wo sie um's Zehnfache als „eingeborene Afrikaner" verkauft werden.

Man macht Andreasberg zum Vorwurf, daß es des Waldes in unmittelbarer Nähe entbehrt, wie ihn Lauterberg oder Schierke haben. Aber diese Verbindung der hohen Lage und der beständig zirkulirenden, niemals stockenden Luft, schafft hier oben kühlende Frische und bewirkt jene vollständige Freiheit von ansteckenden Keimen, die Epidemien und Fieber, gleichwie in Helgoland, zu den unbekannten Dingen wirft, und die es an Athembeschwerden, an Lungenreizungen Leidenden ermöglicht, selbst die steilen Wege ohne Beschwer zu nehmen. So haben sich Andreasberg und Lauterberg geradezu als Spezialheilstellen für unsere in den Fiebernestern der afrikanischen Kolonien erkrankten Landsleute herausgebildet, und beurlaubte Afrikander, rekonvaleszente Mitglieder der Schutztruppe, sind hier stets zu treffen — so ist Andreasberg eine von der Natur geschaffene Volks=Heilstätte für die gefährlichste aller Volkskrankheiten. Aber der Meinung sei widersprochen, als ob es nun in Andreasberg auf Schritt und Tritt von Schwindsüchtigen wimmelte. Diese falsche Ansicht hat, seit die Stadt als Heilstätte einen Ruf erlangt, den Touristenverkehr erheblich gemindert. Die wirklich Kranken sind weit von der Stadt entfernt in Anstalten, z. B. in Ockerthal, der Fremde hat kaum Gelegenheit, einem sich Räuspernden und Spuckenden auf seinen Wegen zu begegnen, und von jenen peinlichen Eindrücken, wie man ihnen z. B. in Meran nicht entfliehen kann, ist hier keine Rede.

Die Sanatorien schießen im Südharz wie Pilze aus der Erde; er ist mit ihnen wie gespickt; es ist eine förmliche Manie; aber das ganze Land hat davon großen Vortheil. Braunlage z. B. halbwegs zwischen Andreasberg und Tanne gelegen, war vor wenig Jahren noch ein elendes Nest, heut hat es Villen, Heilstätten, Bäder, ein Kurhaus und blüht glänzend auf. Es ist den Aerzten, die es ja heutzutage im Daseinskampf wahrlich nicht leicht haben, zu gönnen, daß die Mode, die die Sanatorien bevorzugt, ihnen Gelegenheit zu gewinnbringender Ausnutzung ihres Wissens gibt. Ein Kapital zum Erwerb und zur Ausstattung eines Hauses in gesunder Gegend und gute Berufsfreunde, die ihren Patienten die Anstalt der Kollegen warm empfehlen — und das Unternehmen ist bald in Gang gebracht. Der Rath, in ein Sanatorium zu gehen, wird von Patienten fast immer willkommen geheißen. Es gibt schon richtige Sanatorienbummler. Ich traf in Braunlage selbst einen jungen Dichter, der in seiner Ehe ein bischen Pech gehabt hat und es seitdem seinen Nerven schuldig zu sein glaubt, sich im Laufe des Jahres von Norderney bis Konstanz durch sämmtliche Kaltwasserheilanstalten des Vaterlandes durchzuschlängeln.

Eine Postkutsche ganz alten Stils, wie sie sonst nur noch in Damenromanen spukt, brachte mich von Andreasberg hierher nach Tanne, wo es so still und einfach ist, wo es noch keine Sanatorien gibt, keinen Comfort, wo man in einem richtigen kleinen Gebirgsdorf sitzt. Aber Berliner kundschaften alle Wege aus, und so trifft man solche denn auch hier, und zwar ganz zahlreich. Meist sind es Lehrer mit ihren Familien, denen die Sanatorien, die Modebäder mit ihren üppigen Aktienhotels zu kostspielig sind. Sie reizt das Abgelegene, Einfache, Gemüthliche. Aber im Hierherfahren kreuzte die Postkutsche doch schon die verlegten Schienen, auf denen bald die Züge nach Braunlage und Walkenried rollen werden. Aber bald naht der Tag, an dem der Postillon, der mir unterwegs seine schönsten Stücke verblies, „Wohlauf noch getrunken," und „Herzliebchen mein," sein letztes Lied durch die grünen Tannenwälder des Harzes wird ertönen lassen:

O alte Schwagerherrlichkeit,
Wo bist du hingeschwunden? . . .

C. A.

Hysterische Thiere.

Wenn man dem Thier bisher noch immer ein eigentliches Seelenleben abzusprechen versucht, so haben verschiedene Untersuchungen, über deren Erfolge Dr. Higier im Neurologischen Zentralblatt berichtet, bewiesen, daß das Thier nicht nur seelischer Empfindungen, sondern auch, was noch mehr bedeutet, seelischer Erkrankungen fähig ist. Gemüthserschütterungen können auf Thiere ebenso wirken wie auf Menschen, so stellte Higier in zwei Fällen, bei einer Katze und bei einem Kanarienvogel, hysterische Lähmungen fest. Die Katze war mit neun Monaten ein äußerst lebendiges, fröhliches Thier, als sie eines Tages von einem Hunde überfallen und in den Rücken gebissen wurde. Obgleich durch den Biß keine edleren Theile verletzt wurden, war die Katze von Stunde an am Hinterkörper gelähmt, schleppte Füße und Schwanz nach und machte vollkommen den Eindruck eines Versuchsthiers, dem man durch Durchschneidung des Rückenmarks eine künstliche Paraplegie beigebracht hatte. Nach geraumer Zeit warf das Dienstmädchen, um zu sehen, ob die Katze wie andere ihrer Art auf die Füße fiele, das Thierchen aus dem Fenster der ersten Etage (!) auf die Straße. Der etwas barbarische „Versuch" zeigte merkwürdige Folgen, die Katze fiel nicht nur auf ihre vier Beine, sie lief auch davon, und die Lähmung, durch einen Schreck hervorgerufen, war auch durch den Schreck wieder aufgehoben. Bei dem Kanarienvogel war eine Katze auf das Bauer gesprungen, aber verscheucht worden, ehe sie den Vogel überhaupt angerührt. Trotzdem verlor dieser seine Stimme infolge der Erregung und begann erst nach Wochen wieder zu singen. Anknüpfend an diese beiden Fälle theilt der Dresdener Arzt Dr. Freudenberg in der „Uebersinnlichen Welt" einen dritten mit, der zwar anders geartet, aber doch einen interessanten Eindruck in die impulsiv seelischen Empfindungen der Thiere gewährt. Verfasser kaufte danach einen Papagei, der sich mit dem schon zum Hause gehörigen Hunde, einem äußerst liebenswürdigen Thier, sofort auf Feindesfuß stellte und jeden Versuch des kleinen Vierfüßlers, mit ihm zu spielen, durch scharfe Schnabelhiebe zurückwies. Der Hund starb, und an seiner Stelle nahm man einen jungen Hund in's Haus, einen „frechen Gesellen," der Jako anbellte und an den Federn riß, in dem dieser aber doch sofort das „Kind" erkannte, das zu „bevattern" sein ganzes Streben war. **Jeden Morgen hielt er große Fütterung, indem er dem „Köter" den Kopf in's Maul steckte und ihm den Inhalt des Kropfes in den Rachen spie. Erst nach einigen Monaten, als der Hund in den Augen des Vogels wohl „erwachsen" war, begann dieser ihn zu „entwöhnen." Bei - blieben indessen enge Freunde.**

Lokalbericht.

Neue Kräfte.

Künstler, die von Herrn Leon Wachsner für's deutsche Theater gewonnen worden sind.

Herr Leon Wachsner von der Direktion des deutschen Theaters in Milwaukee ist dieser Tage von seiner jährlichen Wallfahrt nach Marienbad zurückgekehrt. Wie immer hat er drüben auch heuer mit dem Angenehmen das Nützliche verbunden und persönlich die Auswahl von Ersatzkräften für den Bühnen=Verband seiner Firma besorgt. Nachstehend folgt eine Liste der von ihm abgeschlossenen Engagements:

Damen — Iza Moward = Dubois, vom Stadttheater in Köln; Heldinnen und Salondamen. Elisabeth Bischof, vom Stadttheater in Aachen; tragische und sentimentale Liebhaberinnen. Frieda Runge, vom Stadttheater in Hamburg; muntere und naive Liebhaberinnen. Trude Loba, vom Schiller=Theater in Berlin; Soubretten=Partien in Lustspielen.

Herren — Max Ruhbeck, vom Hoftheater in Oldenburg; Bonvivants. Karl Fischer, vom Hoftheater in Berlin; jugendliche Helden und Liebhaber. Heinz Gordon, vom Hoftheater in Oldenburg; Naturburschen und Gecken. Hermann Orlop, vom Stadttheater in Stettin; Intriguanten und Charakterrollen. Wilhelm Blumenau, vom Lessing=Theater in Berlin; Liebhaber.

Die Sonntags = Vorstellungen der Deutschen Theater=Gesellschaft in Powers' Theater werden am 1. Oktober beginnen. Herr Kreiß wird im Laufe der nächsten Wochen bei den bekannteren Theaterfreunden wegen des Abonnements vorsprechen.

Für das deutsche Hospital.

Am nächsten Donnerstag findet im Nord Chicago=Schützenpark ein großes Sommerfest statt, welches der rührige Näh= und Hilfsverein zum Besten des Deutschen Hospitals veranstaltet. Mit der nämlichen Lust und Liebe, mit welcher die Mitglieder des Vereins sich an die Arbeit begeben, wenn es gilt, für das Deutsche Hospital allerlei benöthigte Sachen durch eigene Hand zu schaffen, die am besten durch Frauenhand besorgt werden können, ebenso eifrig unterziehen die Damen des Näh= und Hilfsvereins sich auch jeder noch so großen Mühe, wenn es gilt, eine Festlichkeit zum Besten des Deutschen Hospitals zu veranstalten. Die Vorbereitungen werden stets mit der größten Gewissenhaftigkeit getroffen. Daher kam es auch, daß die Vergnügungen bisher stets nicht nur sehr gut besucht waren, sondern auch einen im hohen Grade genußbringenden Verlauf genommen haben. Auch für das am Donnerstag abzuhaltende Fest mühen sich jetzt schon die Damen, welche mit den Vorbereitungen betraut worden sind, redlich ab, um etwas Großartiges zu Stande zu bringen. Zahlreicher Besuch wird ihnen ihr Streben lohnen, das ja, selbst wenn es der Veranstaltung von Vergnügungen gilt, im Dienste der Nächstenliebe steht.

Bismarck=Garten.

Der Aufenthalt in dem beliebten Konzert=Garten ist auch an solchen Abenden, an welchen eine kühlere Temperatur herrscht, ein angenehmer, weil der Garten mit einer hohen festgefügten Bretterwand, die keinen Wind durchläßt, umgeben ist und ferner der Haupttheil des Besucherraumes beträchtlich tiefer als das Straßenniveau gelegen ist. Die treffliche Konzertmusik, ausgeführt von dem Bunge'schen Orchester, übt noch immer große Anziehungskraft aus. Für das heutige Abend=Konzert ist nachstehendes Programm sorglich vorbereitet worden:

Marsch, „König Karl" . . . . Unrath
Ouverture, „Fest" . . . . Leutner
Royal Tambour et Vivandiere aus „Bal Costume", Rubinstein.
Pilger=Chor aus „Tannhäuser" . . . . Wagner
Melodienstrauß aus „Carmen" . . . . . Bizet
Ouverture „Banditenstreiche" . . . . . Suppe
„Klänge aus dem Feenreich", Kornet=Solo, Arneman (Emil Kopp.)
Walzer, „Schönste der Schönen" . . . Waldteufel
Tongemälde, „Süße Einfalt" . . . . Michaelis
Potpourri volksthümlicher Weisen . . . . Lauder
Wachparade der G. A. R. . . . . Fasset
Spanischer Walzer . . . . Metral
„Ein Idyll aus dem Süden" . . . . . . Lazter
Marsch, „American Belle" . . . . Hall

Am 1. September findet im Bismarck=Garten das Benefiz=Konzert für den verdienstvollen Dirigenten des Orchesters, Karl Lunge, statt. Umfassende Vorkehrungen werden getroffen, um dasselbe zu einem glänzenden geselligen Ereigniß zu machen. Der musikalische Erfolg der Bunge'schen Benefiz=Konzerte ist, wie bekannt, unausbleiblich.

Zum Katholiken=Tag in St. Paul.

Sämmtliche deutsch=katholischen Gemeinden und Vereine in Chicago werden Vertreter zu dem am 10. Sept. in St. Paul stattfindenden großen Katholiken=Fest entsenden. Dasselbe bildet eigentlich eine Kombination von drei großen Festlichkeiten, denn es umfaßt die 24. Jahresversammlung des Katholischen Zentralvereins, den 10. Konvent der Brüderschaft deutsch=katholischer Jünglinge und den vierten Katholiken=Tag von Minnesota. Das Fest wird durch eine große Parade eröffnet, an welcher voraussichtlich über 50,000 Personen theilnehmen werden. Der offizielle Empfang der auswärtigen Delegaten wird in dem geräumigen „Auditorium" der Feststadt stattfinden. Die Beamten des Zentralvereins sind: Adolph Weber, Racine, Wis., Präsident; George A. Scherer, Peoria, Ill., und Joseph E. Hoft, Milwaukee, Wis., Vize=Präsidenten; Anselm von Tesmar, Chicago, Protokoll. Sekretär; Anton Bickel, Milwaukee, Wis., Korrespondenz= und Finanz=Sekretär; John F. Brinkmann, Terre Haute, Ind., Schatzmeister; Mitglieder des Verwaltungsrathes sind: Frank Arendes, J. B. Oelkers, M. Krakar und Jakob Miller.

Die englische Bühne.

P o w e r s. Die lange Reihe der Aufführungen von „Because She Loved Him So" nähert sich nun doch ihrem Ende. Am Montag, den 11. September, muß die unterhaltende Posse dem Drama „The Christian" weichen, welches mit Viola Allen in der weiblichen Hauptrolle „Glory Quagle", wie kontraktlich mit Herrn Frohman, dem Unternehmer dieser Aufführungen, vereinbart worden ist, an jenem Abend hier erstmalig herausgebracht werden wird. Höchstwahrscheinlich wird die Gillette'sche Posse nur noch bis einschließlich Samstag auf dem Spielplan des Theaters bleiben, da das Innere des Bühnenhauses vor der Eröffnung der Wintersaison einer gründlichen Säuberung unterzogen werden soll. Die Gesellschaft wird das Stück alsdann zunächst in Pittsburg, und dann in einer Reihe von anderen Städten zur Aufführung bringen.

G r a n d O p e r a H o u s e. Am 10. September wird die Wintersaison des „Grand" eröffnet werden. Das erfolgreiche Volksstück „Arizona", welches heute in die zwölfte Woche seiner ununterbrochenen Reihe von Vorstellungen eintritt, wird somit nur noch zwei Wochen hindurch, bis Samstag, den 9. Septbr., gegeben werden. Am nächsten Mittwoch werden an die Besucher, zur Erinnerung an die auf jenen Abend fallende 100. Aufführung des Stückes hübsch ausgestattete Souvenir=Bücher zur Vertheilung gelangen.

G r e a t N o r t h e r n. Der Titel des neuen Stückes „A Breach of Promise", welches die Attraktion dieses Theaters für die laufende Woche bildet, läßt eher auf eine französische Ehescheidungs=Komödie, denn auf eine amerikanische Posse schließen. Das Stück wird aber, wie mitgetheilt wird, von einer Gesellschaft von leistungstüchtigen Komikern und sangeskundigen Soubretten aufgeführt, enthält somit auch Gesangsnummern und ist demnach sogar eine „Posse mit Musik". Tanz= und Spezialitäten=Nummern werden in derselben demnach sicherlich auch nicht fehlen; die Freunde von derartiger Unterhaltung werden somit voll und ganz zu ihrem Rechte kommen.

M c V i c k e r s. Die dem Französischen nachgeschaffene Posse „Hotel Topsy Turvy" mit dem Possenreißer Eddie Foy in der Hauptrolle war nur eine ganz kleine Ueberraschung, oder wohl auch eine kleine Rückerinnerung an das „Club Baby", die Unternehmer Jakob Litt dem Stammpublikum seines Theaters gebracht hat; die große Ueberraschung, mit welcher die eigentliche Winter=Saison am nächsten Sonntag ihren Anfang nehmen soll, ist die Novität „Zorah", in welcher Edwin Arden, der bekannte jugendliche Charakterdarsteller und Autor des Stückes, hier auftreten wird. Das Stück spielt in den Quecksilbergruben Sibiriens. Die Hauptpersonen sind ein dorthin verbannter Rabbiner und dessen junges Weib, das ihm freiwillig in die Verbannung gefolgt ist. Drei Amerikaner, die sich auf einer Forschungsreise durch Sibirien befinden, veranlassen schließlich die glückliche Rettung des Paares aus seinen schmachvollen Lebensverhältnissen in der russischen Verbrecher=Einöde.

C o l u m b i a. Außer „Dear Old Charlie", der Posse, welche auch noch in dieser Woche das Repertoire beherrscht, werden im Laufe der Saison noch zwei andere neue Stücke heiteren Genres, nämlich „The White Horse Tavern" und „His Excellency the Governor" im „Columbia" gegeben werden. Auf dem Gebiete des Drama dürften das Gastspiel von Henry Irving und Ellen Terry, die Aufführungen von Frohmans Bühnenbearbeitung der Novelle „Phroß" von Anthony Hope und das Auftreten von Julia Marlowe das Hauptinteresse der Besucher in Anspruch nehmen.

Vaudeville=Sommergärten.

Im T i v o l i = G a r t e n, Nr. 149—151 Ost North Ave., wird von heute an ein ganz neues Programm zur Aufführung gebracht. Die Mitwirkenden sind: Fräulein Rosa Norman, Soubrette; der bekannte deutsche Gesangs= und Charakter=Komiker Emil; Hans und Louis, Duettisten, und das beliebte Ober=Innthaler Quartett Hans, Louis, Tref'l und Vroni. Hr. Althaler, der Besitzer des vielbesuchten Sommertheaters, hat durch seine gediegene Leitung desselben sich die Achtung und das Vertrauen der Theater= und Konzert=Freunde in jener Gegend erworben.

Der vielbesuchte Konzert=Garten „Zur Schützen=Lisl", Nr. 1856—1860 N. Halsted Str., wird auch heute und allabendlich in dieser Woche das Wanderziel von vielen Vergnügungslustigen sein. Auftreten der Murjahn=Duettisten, der Soubrette Lottie Klein und allererstes Auftreten der Liedersängerin Signorita Blanda Felicitas stehen auf dem Programm, das übrigens nur aus neuen Nummern zusammengestellt worden ist.

In S p o n d l y s G a r t e n, an der Nord Clark Straße, nördlich vom „Ferris Wheel Park", finden auch in dieser Woche jeden Abend, und Sonntag Nachmittag, Vaudeville = Theatervorstellungen bei freiem Eintritt statt. Ein gewähltes Programm, an dessen Ausführung neugewonnene tüchtige Kräfte betheiligt sind, wird heute Nachmittag erstmalig durchgeführt werden.

* Am nächsten Samstag werden sich, mittels Extrazügen der Baltimore & Ohio Bahn eine Menge Veteranen des Bürgerkrieges von hier nach Philadelphia begeben, um dort der jährlichen Reunion der Grand Army beizuwohnen. **Man will versuchen, die nächstjährige Abhaltung der Reunion für Chicago zu sichern.**

Vergnügungs-Wegweiser.

Theater:
Powers.—„Because She Loved Him So."
Grand Opera House.—„Arizona".
Columbia.—„Dear Old Charley".
McVickers.—„Hotel Topsy Turvy".
Criterion.—„The Tornado".
Academy.—„Coontown 400".
Bijou.—„The Missouri Girl".

Konzerte:
Bismarck-Garten. — Jeden Abend und Sonntag Vormittag und Abends Konzerte.

Sport und Spiele.

BASE-BALL.

Die „National League".

	Gew.	Verl.	Prozent.
Brooklyn	72	35	673
Boston.........	67	42	615
Philadelphia....	68	44	607
Baltimore	64	42	604
St. Louis.......	63	49	563
Cincinnati	59	49	546
Chicago.........	56	54	509
Pittsburg	55	56	495
Louisville	49	59	454
New York......	48	59	449
Washington	36	72	333
Cleveland	19	95	167

Chicago 6, Brooklyn 10.

Chicago .... 000200103 = 6
6 Treffer, 3 Fehler.

Brooklyn ... 003600010 = 10
16 Treffer, 6 Fehler.

Heute spielen:
Brooklyn in Chicago.
New York in Cincinnati.
Washington in St. Louis.
Baltimore in Louisville.

Morgen spielen.
New York in Chicago.
Baltimore in Cincinnati.
Philadelphia in Louisville.
Washington in St. Louis.
Boston in Cleveland.
Brooklyn in Pittsburg.

Das Sportathmen ein Allheilmittel.

Das Tiefathmen wird bekanntlich seit den ältesten Zeiten als ein kräftiges Heilmittel angesehen. Schon Galen empfiehlt es, und seit neuerer Zeit wird es häufig, wie man weiß, als Lungengymnastik für Lungenkranke angeordnet. Indessen läßt es sich, wie Oberstabsarzt Matthan in einer interessanten Abhandlung in der deutschen militärärztlichen Zeitschrift zeigt, noch viel planmäßiger anwenden, als es bereits geschieht. Oberstabsarzt Matthan versteht unter „Sportathmen" ein wenn möglich stundenlanges Tiefathmen bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit und anschließendes Anhalten des Athems während etwa ¼ Minute oder 4 bis 8 Schritte beim Gehen. Bei solchem Sportathmen steigt die Körperwärme nicht so leicht wie bei dem Schlechtathmen. Aus eigenen Versuchen hat Matthan festgestellt, daß eine durch leichte Halsentzündungen bewirkte Fieberwärme von 39,2 Grad Celsius durch sportathmendes Wandern in einigen Stunden fast um ein Grad herabgedrückt wurde. Hierauf dürfte wohl auch die Thatsache zurückzuführen sein, daß leichtes Unwohlsein von Offizieren im Manöver oder Feldzuge durch straffen, mit Tiefathmen verbundenen Dienst überwunden werden kann. Das Tiefathmen fördert den Kreislauf des Blutes in allen Organen, steigert die Lymphbewegung saugartig, erleichtert den Gaswechsel des Blutes und die Arbeit des Herzens. Demnach würde das Sportathmen Kompensationsstörungen des Herzens gegenüber günstig wirken. Bekanntlich ruft unvernünftig schnelles und zu langes Radfahren häufig Herzdehnung hervor. Soll das Radfahren zur Hebung der Gesundheit dienen, so fahre man langsam und sportathmend. Ein gutes Kennzeichen für die richtige Ausführung des Sportathmens ist der bald auftretende kräftige Schweiß.

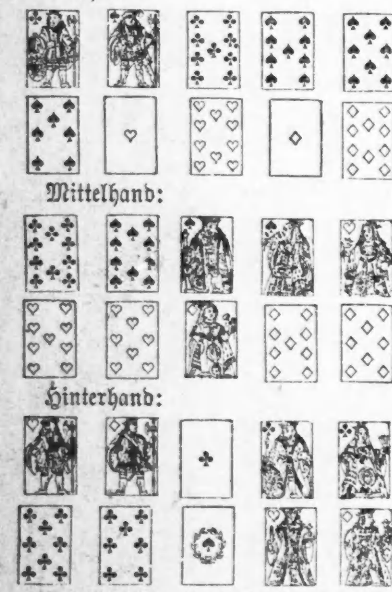
Vom Skat

redigirt von

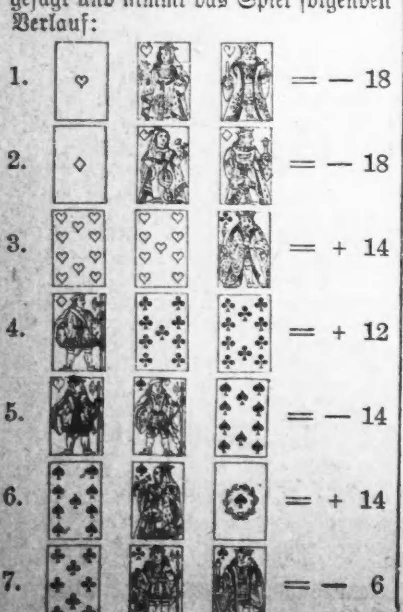
Carl Leder, 845 N. Clark Str.

Aufgabe Nr. 24.

Bei folgender Kartenvertheilung:
Vorhand:



Hat die Hinterhand Kreuz-Solo angesagt und nimmt das Spiel folgenden Verlauf:



Die übrigen Stiche gehören dem Spieler. Welche Fehler sind vorgekommen?

Auflösung der Aufgabe No. 23.

Auf diese Karte ist Grand unverlierbar. Dagegen kann Kreuz-Solo bei folgender Sitzung verloren gehen:

Vorhand: Kreuz: 10, König, Schüppen: 10, König, Dame, 9, 8, 7, Eckstein: König, 9.

Mittelhand: Kreuz Aß, Herz: 10, König, Dame, 9, 8, 7, Eckstein: Dame, 8, 7.

Dann folgt:
1. Schüppen 10, Kreuz Aß, Schüppen Aß . . . = — 32
2. Herz 10, Herz Aß, Kreuz 10 . . . . = — 31

Spiel-Briefkasten.

R. Engelhardt. — Wie Sie aus obiger Auflösung ersehen, ist Grand unverlierbar, dagegen ist Solo verloren, wenns ebenso steht. Es gehört aber viel Pech dazu.

H. Hildebrandt. — Wenn Sie Eckstein tourniren, so gewinnen oder verlieren Sie 10, 15, 20, 25, 30 etc., je nachdem Sie Matadoren haben!

Es ist unsinnig, 11, 13, 17, 19 etc. zu reizen, diese Zahlen kommen im Skat nicht vor und ein Spieler wird vermeiden, eine Zahl zu reizen, die nicht vorkommt. Auch, wenn Sie sich überreizt haben und sich gleich legen, können Sie nach den Regeln der „Deutschen Skatordnung" nie 11 verlieren, sondern 15. Elf kann nur gemacht werden durch Eckstein-Frage ohne 10, ein Nothbehelf bei überreizter Frage.

Für müßige Stunden.

Homonym (109).
Von O. H.

Thust Du's den Leuten, wirst Du's ihnen.
Doch bist Du's einmal, sicherlich:
Sie gehn vorbei mit kalten Mienen
Und hilfreich nahet Keiner sich.

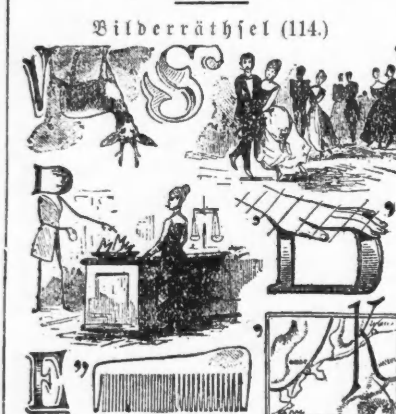
Silbenräthsel (110).

Meine Ersten, duftig schön,
Kannst Du vor manchem Fenster sehn.
Hörst Du Sonntagsglocken schallen,
Wirst Du auch bald in hohen Hallen
Der Zweiten Wort versteh'n.
Das Ganze hat schon oft in tiefer Mitternacht
Gar manchem Gatten bange Qual gemacht.

Silbenräthsel (111).
Von Sam. Schwarz, Chicago.

1 schämt sich der Mann zu sagen;
2 wallt durch ferne Räume hin;
1, 2 erquicken manchen Magen;
3 bringt den Fleißigen Gewinn;
3, 4 es möge immer blühen;
4, 5 wünsch' ich Dir unverletzt;
Und immerdar sei Dein Bemühen,
Daß man 3, 4, 5 bei Dir schätzt.
2, 1 lernt einen Autor kennen;
1, 2, 3, 4, 5 sorgen gern
Für Leckermäuler nah und fern.

Bilderräthsel (114.)



Zitatenräthsel (112).
Von C. L. Scharien, Chicago.

1. D'rum, o Herz, verzage nicht, thu' was Dein Gewissen spricht . . .
2. Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust . . .
3. Natur, wie ist es doch so schön an Deiner treuen Brust . . .
4. Sag' mir das Wort, dem so gerne ich gelauscht, lang, lang ist's her . . .
5. Wer hat Dich, Du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben . . .
6. Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher . . .
7. Kannst grasen am Neckar, kannst grasen am Rhein . . .

Aus jeder der obigen Liederstellen ist ein Wort herauszunehmen; ist dies gefunden, so ergeben die Worte, aneinander gereiht, den Anfang eines bekannten Gedichtes.

Einsatzräthsel (113).
Von Emil Baumann, Chicago.

	A	N		●		L	I	
	U	S		●		T	U	
	A	M		●		K	E	
	A	M		●		N	K	
	A	L		●		K	A	
	O	R		●		H	M	

In die Felder obiger Figur sind die Buchstaben A, A, A, A, A, A, A, A, B, E, G, I, K, K, L, M, M, M, M, N, O, P, R, S, S, T, T, U, U, Z, dergestalt einzusetzen, daß in jeder wagerechten Reihe zwei Wörter entstehen, welche drei Buchstaben gemeinschaftlich haben. Es sind also in den drei mittleren senkrechten Reihen die 3 Endbuchstaben des ersten zugleich die 3 Anfangsbuchstaben des zweiten Wortes. Die Wörter bezeichnen:
1. Eine Landenge und einen weiblichen Vornamen.
2. Eine Nußart und einen Webestoff.
3. Eine spanische Provinz und eine Art Weissagung.
4. Ein Land und einen Frauennamen.
5. Eine Wasserpflanze und eine kleine Stadt in Westpreußen.
6. Terrainschwierigkeit und eine Krankheit.

Die Buchstaben in den punktirten Feldern ergeben den Namen eines berühmten römischen Feldherrn.

Neben-Räthsel.
Scherzräthsel.
Von Eisele und Beisele.

Wie würdet Ihr wohl nennen
Erstaunt den Lauf der Welt,
Wenn plötzlich Aepfel wüchsen
Am blauen Himmelszelt?
Wenn statt der Früchte hinge
Am Birnbaum Zuckerrand;
Wenn auf dem Kopfe ginge
Der plumpe Elephant? —
Ist auch nicht schwer die Lösung,
O, Leser, seid belehrt:
Seid noch so klug Ihr, rathet
Ihr sicher doch verkehrt.

Quadraträthsel.
(Von Frau L. M., Chicago.)

A, A, B, D, E, E, E, L, L, M, O, O, R, R, R, S.

Vorstehende 16 Buchstaben sind so in die Quadrate zu schieben, daß sowohl die vier wagerechten, als auch die senkrechten Reihen bekannte Wörter ergeben. Die Horizontalreihen bedeuten:
1. Eine Blume.
2. Einen römischen Gott.
3. Ein Spielzeug.
4. Einen Planeten.

Die Vertikalreihen:
1. Einen Vogel.
2. Namen eines Khalifen.
3. Soldatenlohn.
4. Einen Baum.

Scherzfragen.
Von L. L., Chicago.

Woher kommt der Name Jonas?

Als jener Prophet aus dem Walfisch kam, begrüßten ihn die Niniviten mit dem Zuruf: „Du bist so naß?"

Wer war der erste Grocer?

Simson, denn der Herr nahm ihm seine Stärke.

Was für ein Landsmann war David?

Ein Holländer; denn er sagt: „Ich bin in Leiden geboren."

Lösungen zu den Aufgaben in voriger Nummer:

Zweisilbige Charade (103).
Leu — mund, Leumund.
Richtig gelöst von 60 Einsendern.

Silbenräthsel (104).
Anden — Denken, Andenken.
Richtig gelöst von 38 Einsendern.

Diamanträthsel (105).

P
E i s
L u c i a
B l ü c h e r
H e l g o l a n d
P i c c o l o m i n i
A p h r o d i t e
W y o m i n g
F e i g e
U n d
I

Piccolomini.
Richtig gelöst von 24 Einsendern.

Kreuzräthsel (106).

	JU	
NO		TE
BE		BEL
	RA	

Juno, Jubel, Jura, Note, Nobel, Bebel, Rabe, Nora.
Richtig gelöst von 45 Einsendern.

Zahlenräthsel (107).
Rosamunde, Orden, Sonde, Andreas, Marone, Uranus, Nordsee, Dresden, Eduard.
Richtig gelöst von 63 Einsendern.

Bilderräthsel (108).
Eine gute Hausfrau macht aus der Kartoffel viele Gerichte.
Richtig gelöst von 23 Einsendern.

Richtige Lösungen

sandten ein:

Frau Bertha Gleinich (6); Irma Brockelmann (3); G. Schuetze (4); Alma Boehme (2); R. und M. Schmidt (3); Frau B. Voelcker (5); Fr. P. (6); Frau Magd. Helbich (2); A. F. Hintze (5); H. Lahl (5); Rud. Hampe (1); Frau Fr. Moerl (4); Marie Mengel (2); Herm. Renten (1); Chas. Voelker, Irving Park (1); F. L. Piest (4); Louis Lanz (6); C. L. Scharien (6); Alb. Köhler (2); Frau E. Rahn (6); Julie S. (3); C. Runge, Austin, Jll. (5); Frau Neu, Whiting, Ind. (3); Frau H. Froehlich (6); M. Wiese (2).

M. H. (5); J. J. Hennecke (2); H. Biel (3); Franziska Eikenkoeter (6); Sigm. Freund (3); M. Weicher (4); L. Khas (5); Frau M. John (3); Frau E. Bartsch (1); A. Hempel (1); Ad. Freese (4); Frl. Anna Puetz (1); Frau H. Lorenz (3); E. Stransky (3); J. C. Weigand (6); Geo. Braatz (5); B. Ullmann (6); F. Kuehler (1); Gertr. Schmidt (2); Frau Amanda Boldt (1); Frau Meier (1); Frau Ida Solms (1); Robt. C. Bock (2); Frau Salome Katz (1); Frau Ida Malkowsky (6).

Aug. Ruppenthal (5); Katie Mueller (4); Rud. Schweitzer (2); Frau Bertha Riemann (5); A. F. Marx (4); Klaiber, Oak Park (5); A. W. Thimm (1); Andr. Heimburger (4); P. L. Graf (3); G. Michael, Hammond, Ind. (3); R. Minol (6); Emilie Roller (1); Frau H. Weltmann (5); Frl. Rosa Werner (6); R. Stake (3); Geo. Geerdts, Maywood, Jll. (4); Frau Emmy Klenke (2); O. W. Schwarz (4); C. A. Boehler (4); Erna Schwaan (4); Frau Milling (3); Max Georges (6).

Anm.: Zwei Einsender von richtigen Lösungen vergaßen, ihre Namen anzugeben, konnten also bei der Verloosung nicht berücksichtigt werden.

Prämien gewannen:

Charade N. 103. — Loos 1—60. Frau Fr. Moerl, 2624 110. Place, Roseland, Jll. Loos 11.

Silbenräthsel No. 104. — Loos 1—38. Frl. Erna Schwaan, 201 Berteau Ave. Loos 37.

Diamanträthsel No. 105. — Loos 1—24. Frau B. Voelcker, 1117 Lill Ave., Chicago. Loos 2.

Kreuzräthsel No. 106. — Loos 1—45. Frl. Rosa Werner, 650 S. Ashland Ave., Chicago. Loos No. 39.

Zahlenräthsel No. 107. — Loos 1—63. Emilie Roller, 86 S. Halsted Str., Chicago. Loos 54.

Bilderräthsel No. 108. — Loos 1—23. Frau Bertha Riemann, 141 Nebraska Ave., Chicago. Loos 18.

Lösungen zu den „Nebenräthseln" in voriger Nummer.

Homonym. — Granate.
Charade. — Armbrust.
Scherzfrage. — Siebmacher.

Die Nebenräthsel wurden sämmtlich oder zum Theil richtig gelöst von: Frau B. Voelcker, G. Schuetze, Rud. Hampe, Herm. Reuten, Chas. Voelker, Louis Lanz, C. Runge, Frau Rosalie Ries, H. Biel, Franziska Eikenkoeter, Frau M. John, Frau E. Bartsch, Ad. Freese, Frl. Anna Puetz, H. Lorenz, E. Stransky, Frau Amanda Boldt; Frau Ida Solms, Frau Salome Katz, Katie Müller, Andr. Heimburger, P. L. Graf, Emilie Roller, Geo. Geerdts, Frau Emmy Klenke, Frau Milling.

Briefe an den Räthsel-Redakteur

Chicago, 16. Aug. '99.

Lieber Onkel!

Also wieder von Manila zurück! — Onkel! es gibt nur ein Chicago. Die Welt mag groß, mag schön sein; aber was ist die Welt gegen Chicago. Als ich Deinen heiligen Boden wieder betrat, stürzte ich auf ihn nieder, um ihn zu küssen — selbst diese Liebesäußerung erleichterst Du Deinen heimkehrenden Söhnen durch die 6 bei 8 großen Löcher in der „Sidewalk" an der Adams Str., gerade vorm Union-Depot — dann richtete ich mich auf, um nach einem kurzen Dankgebet mich nach meinen heimischen Penaten zu begeben und dort vor den Augen meiner liebenden Gattin die Schätze auszubreiten, die ich „an Asiens entlegener Küste" gesammelt. Es war ein schwerer Handkoffer. Zu sehen, wie ich unter der Last keuchte, das vermochte das gute Herz eines Chicagoer Mitbruders nicht; liebevoll entwand er mir denselben, und in seiner liebenswürdigen Hilfsbereitschaft lief er mir so schnell voraus, daß weder ich noch ein halb Dutzend Polizisten ihn einholen konnten, um gegen seine Aufopferung zu protestiren. Edler Mann! wie dauerst Du mich! In deinem Diensteifer hast du vergessen, mich nach meiner Adresse zu fragen, und du wandelst noch immer mit deiner Last, wenn sich deiner nicht ein Trödler oder Pfandonkel erbarmt hat. Endlich erreichte ich mein Heim! „Home, sweet home!" Der kleine Mike O'Donahue kam mir mit dem „Growler" entgegen — „Hallo, old man, back from the war?" — ich habe den kleinen frechen Bengel nie leiden können — er trank uns jeden Morgen die Milch aus, quälte unsere Katze, beschmierte die Thüren und Wände, ein richtiger „Pecks bad boy" — aber seine Begrüßung that mir wohl — es lag so etwas Heroen-Kultus „en miniature" darin. So muß Ulysses empfunden haben, als ihn sein göttlicher Sauhirt Eumaios begrüßte. „The old Dutchman is back! The old Dutchman is back!" brüllte der Bengel, die Treppe hinaufspringend. —

Man sagt uns Deutschen nach, daß wir in der Fremde leicht die Sitten und Gewohnheiten der neuen Heimath annehmen — aber die Eirischen erst recht. In unserem Tenementhause wohnen 33 Familien, 32 Eirische und meine. Jede eirische Familie hat eine Frau und im Durchschnitt 1½ erwachsene Töchter: $32 \times 2\frac{1}{2} = 80$ Weiber also stürzten auf mich, zogen mich auf die Porch, und nach der Regel „Age before beauty" schmatzten mich von der Aeltesten, Häßlichsten, bis zur Jüngsten, Schönsten „a la Hobson" ab! Während diese von mir mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommene Operation vor sich ging, schaute ich mich vergeblich nach meiner Alten um. — Meiner Seele schwebte die herrliche homerische Dichtung von der Heimkehr des großen Dulders Odysseus vor und mich unwillkürlich mit demselben identifizirend, fragte ich: „But where is my Penelope?" — „Penelope? Ponelepe? Peponeli? Aha, that's his woman in the Philippines! Und der schlechte Kerl fragt uns, wo die ist, und sein armes Weib sitzt hier und weint sich die Augen nach ihm aus — er hat sich selbst verrathen, aber warte" — Schneller nicht konnte Marc Anton den römischen Mob und wirksamer in Wuth über die Ermordung Cäsars versetzen, denn ich durch diese Namens-Verwechslung. — Besen, Eimer, „Washringers", die immer „händigen" Growlers in den Händen dieser, noch vor wenigen Minuten vom heiligen Feuer der Vaterlandsliebe durchglühten, jetzt in Rachegöttinnen verwandelten Weiber, zwangen mich zur schimpflichen Flucht. So bin ich zurückgekehrt, ohne mein Weib sehen zu können — Odysseus ist in Ithaka — aber Penelope hat er nicht gesehen. —

Trotzdem mir der freundliche Mitbürger noch immer meine Sachen vorausträgt, kann ich Ihnen doch ein Räthsel senden, das ich mir im Kopfe zurecht gelegt und in die rechte Westentasche gesteckt hatte — damit es nämlich meine Alte sicher finden und sich darüber freuen sollte. Doch es kam anders. Auch wollte ich ein schönes Gedicht darüber machen, denn wie Sie wissen, verstehe ich das aus dem F. F., aber die Attacke der eirischen Weiber hat die zarte Knospe der Poesie in meinem Herzen geknickt und den Dornenstrauch der seelenkränkenden Ironie gepflanzt. Wie Marius die Trümmer Karthagos (dazu gehört etwas) stoße ich die Trümmer meiner Leier in den Chicagofluß —

Also in Prosa:

„Die beiden ersten Silben sind himmlischen, die dritte irdischen Ursprungs; aus demselben Material, wie diese, werden auch Stiefelwichse, Poker-Chips, Regenschirmgriffe und Falzbeine gemacht.

Die Dritte wird das Ganze, nachdem die beiden Ersten vorausgegangen sind. Ist sie dann das Ganze, so kann sie die beiden Ersten zum Himmel oder zur Hölle machen.

Lösen sich die beiden Ersten auf, so bleibt doch der Dritten das Recht vorbehalten, wieder das Ganze zu werden.

Ich bin nicht das Ganze, kann es auch nie werden: brauche es aber und suche es täglich auf, um meine so beliebten Wetzsteine und Kartoffelmesser zu verkaufen. A. Weiße.

City, 20. Aug. '99.

Geehrter Räthselonkel!

Mit Ihrem Vortrage haben Sie mich völlig überzeugt, wie Unrecht ich Ihnen gethan habe, als ich Sie unromantisch nannte. Ich habe gestaunt, wie Sie aus einem Rührei ein „romantisches" und „poetisches" Rührei gemacht haben.

Ich protestire übrigens gegen neue „Räthselrekruten"! Das Herz des Onkels muß jetzt schon ziemlich groß sein, da er ein halbes Hundert Verwandte aus der Räthselecke drin hat: wenn die Zahl größer wäre, das thäte zu einer „Herzerweiterung" führen, und das muß verhütet werden! Mit Gruß

Julie S.

Chicago, 21. Aug. '99.

Lieber Onkel!

Also wieder einmal eines meiner harmlosen Dingerchen todtgeschwiegen! Jeden andern Menschen würde es aus der Wolle bringen, während es mich Dickhäuter kalt und unverbesserlich läßt. Aber eines will ich Ihnen sagen: Sie irren, wenn Sie annehmen, daß diese meine von Ihnen so erbarmungslos abgemurksten Musenkinder für die Nachwelt verloren gehen, denn ich habe vorsichtshalber mir speziell zu diesem Zweck eine Kopierpresse zugelegt und jedes Schmerzenskind wird erst kopirt, bevor ich's seinem Henker anvertraue. Und wissen Sie, lieber Onkel, was einst mit diesem Kopierbuch geschehen wird, wenn es dem Herrn in seiner Weisheit gefällt (was einer Lebensversicherung zum Trotz und meiner Alten zu Liebe doch geschieht), mich aus dieser räthselhaften, sündigen Welt abzurufen? Man wird dieses Werk unter den vielen, von mir nicht vollbrachten finden und es der Nachwelt überliefern, die wieder nichts Eiligeres zu thun haben wird, als mir neben meinen Kollegen im Lincoln-Park ein ehernes Denkmal zu setzen, wohin Sie dann wandern werden, um dicke Thränen der bittersten Reue um mich zu weinen. O, Onkel! rühren Sie Freiligrath's Worte, die er, wie es mir scheint, eigens für Sie geschrieben, an Sie gerichtet zu haben scheint, jetzt nicht schon??:

„O lieb' so lang Du lieben kannst,
O lieb' so lang Du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo Du — auf seinem (meinem) Grabe stehst
und klagst!" —

Lieber Onkel! Einer Ihrer Neffen, gezeichnet mit D. O., will Sie auf den Leim locken; er will, Sie möchten so eine gemüthliche Zusammenkunft veranstalten, wo Sie dann in aller Gemüthsruhe bei einem Glase Wein, Bier oder Ice Cream, eine Havana, Manila oder Sumatra rauchend und ohne erkannt zu werden, ihre Nichten, Tanten und Neffen von Angesicht zu Angesicht beschauen können. Nein, Onkel, wer so oft, wie Sie, mit seiner rothen Nase, Glatze, 200 Pfund, schiefer Schulter und Säbelbeinen herumgeschmissen hat, mit dessen Incognito ist's nicht weit her, der darf so etwas nicht riskiren. Von allen Seiten würden Sie zu hören bekommen: „Spiegelberg, ich kenne Dir!" — Der Vorschlag ist nicht neu und ist — um mit Rabbi Akiba zu sprechen — schon dagewesen und eine kleine Nichte von Ihnen hatte es ganz besonders darauf abgesehen, Ihnen ähnliche Fallen zu stellen, denen Sie bis dato immer geschickt ausgewichen sind; ob Sie aber für die Dauer all dem Drängen und Zureden werden widerstehen können, das erscheint mir fraglich und damit es mich, wenn das Schicksal Sie ereilt, nicht unvorbereitet findet, ging ich bereits daran — weil Sie immer für meine Verse so „schrecklich" eingenommen sind — Ihnen zu diesem Ehrentag einen Trinkspruch zu dichten, der mit den Worten beginnt:

„Kinder lasset uns besingen,
Aber ohne allen Neid,
Unsers Onkels rothe Nase,
Die uns schon so oft erfreut.
Einst ward sie als zarte Pflanze
Ihm von der Natur geschenkt,
Fleißig hat er sie begossen,
Sie mit Wein und Bier getränkt.
U. s. w., u. s. w.

Das Ding wird bis dahin fertig sein und wenn Sie nicht allzuschnell nachgeben, so daß mir noch ein Bischen mehr Zeit gegönnt ist, so widme ich Ihrer Glatze ebenfalls meine Aufmerksamkeit, nur bin ich darüber in einem Punkte nicht ganz klar, und zwar:

Jemand hat behauptet:

„Wer trinkt, der singt,
Wer sauft, der rauft" —

sich die Haare aus und dann entsteht eine Glatze. Andere wieder geben anderen Ursachen die Schuld an der Glatze — und so bin ich im Zweifel, worauf ich Ihr kahles Haupt zurückführen und besingen darf. Doch mit der Zeit kommt wohl Rath. Bis dahin verbleibe ich Ihr unverbesserlicher Neffe

Sigm. Freund.

Chicago, 21. Aug. '99.

Werther Räthselonkel!

Wieder ein Neffe, werden Sie beim Lesen der Ihnen noch unbekannten Unterschrift denken und werden vielleicht aus den Schriftzügen den Charakter des neuen Familiengliedes erforschen. Das können Sie getrost thun, Sie werden keinen „tollen Max", kein „Lieschen", das so gern den Pegasus besteigt, und noch viel weniger einen „A. Weiße" herausfinden; sondern nur einen ganz gewöhnlichen Durchschnittsmenschen, der nur sein Möglichstes beitragen möchte, daß die Räthselecke keine Verkleinerung erfährt. Denn unlängst haben Sie einem Ihrer Neffen mitgetheilt, daß der Raum beschnitten werden müsse, wenn er nicht entsprechend Leser interessire. Sie müssen — wenn Sie auch Amerikaner sind — nicht die ganzen Leser der Sonntagpost so im Fluge erobern wollen. Also lassen Sie dem übrigen Theil der Sonntagpost auch seine Leser und seien Sie versichert, daß Sie mit Ihrer Räthselecke einen sehr großen Theil Leser unterhalten. Schon seit langer Zeit löse auch ich Ihre Räthsel und amüsire mich an dem Briefkasten und mit mir noch etwa ein halbes Dutzend aus unserer Familie. Damit Sie nun auch sehen, daß es wirklich so ist, so sende Ihnen beiliegend einige Lösungen. Bei der Scherzfrage wird hoffentlich nicht ein doppelter Scherz zur Auflösung gehören: sicher weiß ich, daß der Siebmann oder Siebehändler mit „Sieben" fährt; es könnte aber auch „A. Weiße" damit gemeint sein, da vielleicht das Sieb wie Kartoffelmesser und Wetzstein, zu einem seiner Handelsartikel gehört. Die Scherzfrage hat mich an eine andere aus meiner Schulzeit erinnert, nämlich:

Wenn in Evanston ein Paar Schuhe auf $3 zu stehen kommen und in South Chicago ein Hut auf $1, wie hoch kommt dann bei Marshall Field ein Stehkragen zu stehen?

Fis unter's Kinn.

In der Hoffnung, daß die Räthselecke eher erweitert, als verkleinert werde grüßt Sie freundlichst Ihr neugebackener Neffe

Henry B.

Chicago, 22. Aug. '99.

Lieber Räthselonkel!

Die Scherzfrage (Wer fährt mit Sieben?) ist alt und lautet eigentlich:

„Mit Einem fährt, wer Geld will sparen;
Mit Zweien schon, wer hat und kann;
Mit Vieren fährt der reiche Mann;
Mit Sechsen darf der König fahren;
Nun sage mir, wer nach Belieben,
Durch Stadt und Lande fährt mit Sieben."

So, das ist besser. Nun, mein lieber Onkel, hätte ich einen Vorschlag zu machen. Also Ihre werthe Photographie können oder wollen Sie keiner Ihrer Nichten oder Neffen zuschicken; wie wär's nun, wenn Sie einmal Ihr Bild in der Räthselecke bringen würden, dann wäre mit einem Male Allen geholfen, und ich für meinen Theil würde sodann das oder besser, Ihr geschätztes Bild unter Glas und Rahmen über meinem Rauchtischchen (au!) den Ehrenplatz anweisen. Gewiß würden alle Ihre Nichten und Neffen so dankbar sein, wie ich es sein würde, und hoffend grüße ich und verbleibe Ihr Neffe

Herman R.

Briefkasten.

Max. — Frau H. F. — Frau A. W. H. und Andere. — Aus Mangel an Raum konnte der Onkel diesmal Ihre freundlichen Zuschriften nicht bringen. Hoffentlich zürnen Sie ihm darob nicht. Beste Grüße!

Frau Ida S. — Ihr Diamanträthsel ist „all right" und wird benutzt werden, nur dürfen Sie die Geduld nicht verlieren, wenn's ein Weilchen dauert; wir haben ziemlich viele derartige Aufgaben an Hand. Gruß!

Frau E. Bartsch. — Dank für die eingesandten Räthsel, die baldmöglichst Verwendung finden sollen. Und viel Vergnügen in der Sommerfrische!

Sie wollen wissen, wie's auf dem Schwaben-Piknik war, wie Wurst und Sauerkraut und Spätzle schmeckten? Na, großartig, wie immer! Aber am besten schmeckten doch der Wein und die Schwabenmädels — ersterer ein Hochgenuß für den Gaumen, letztere für das Auge — natürlich, Sie haben doch nichts Anderes gedacht? — Und Katzenjammer? Ih bewahre, so was gibt's gar nicht, davor schützt den Onkel eine phänomenale Mäßigkeit und — sein gutes Gewissen.

Franziska E. — Die „jüngste Nichte" ist dem Onkel herzlich willkommen und ihre „Liebeserklärung" hat seinen ganzen Beifall gefunden. Wird demnächst benutzt werden. Dank und Gruß!

L. L. — Ihre Scherzfragen werden Sie an anderer Stelle begrüßen können. Das Buchstabenräthsel scheint dem Onkel nicht ganz klar, es mag aber sein, daß er es noch nicht richtig „kapirt" hat und es soll deshalb noch nicht für verworfen gelten. Dank und Gruß.

Salome K. — Wieder ein Bestechungsversuch? Daß die Frauen sich doch der Tugend oft so feindlich zeigen! Ahnten sie, wie schwer es dem Onkel wird, solch' liebenswürdigem Bitten zu widerstehen — Sie thäten's nicht wieder. Einen allerschönsten Gruß hat der Onkel für Sie — eine sonstige Belohnung für das „Kopfzerbrechen" heute noch nicht; vielleicht das nächste Mal.

Gert. S. — Ihr Fall bestätigt des Onkels lange gehegte Ansicht, daß „Babies" eine „Nuisance" sind, und insbesondere solche, die nicht aufhören zu „musiziren". Sie haben des Onkels herzlichstes Beileid.

F. K. — Also etwas stark unter dem Pantoffel?! Na, trösten Sie sich, das geht ja den meisten von uns Ehekrüppeln so, wenn's auch die Wenigsten eingestehen wollen. Viele wissen's selber nicht und meinen nur aus eigenem Willen den Stammtisch, Skat- und Kegelklub zu meiden, und die sind in der Regel am schlimmsten unter dem Pantoffel, das sind die unheilbaren, hoffnungslosen Fälle.

Mit räthselhaften Inschriften werden wir bald beginnen, dann wird auch die von Ihnen eingesandte benutzt werden.

Frau H. L. — Das Ding im Bilderräthsel, über dessen Natur Sie sich nicht klar werden konnten, soll ein umgekehrtes Auge — also egua zu lesen — sein, und weder ein Baumstumpf noch eine Brunnenröhre und was sie sonst vermutheten. Aber—der Wahrheit die Ehre zu geben — so ganz deutlich war's nicht ausgefallen; wir werden suchen, in Zukunft klarere Bilderräthsel zu bekommen.

Frau M. J. — Was Sie da sagen! Der Onkel sei parteiisch und habe nicht alle seine Nichten lieb?! Das ist schreckliche Verleumdung und Sie werden dafür Abbitte thun, wenn Sie nächsten Sonntag eine Ihrer Aufgaben unter den Preisräthseln finden. Gruß!

Frau Neu. — Sie rathen Herrn St., mit der Zusammenkunft der Räthselnichten und -Neffen bis zur Karnevalszeit zu warten, da dann Jede und Jeder eine Maske tragen könne! Gar nicht so übel, das könnte wirklich einen guten Fastnachtsscherz geben, aber — es wird doch wohl auch so kaum gehen. Gruß.

A. G. — Ihre freundliche Zuschrift erhalten, hoffentlich werden Ihnen bald wieder bessere Zeiten, daß Ihnen wieder mehr Zeit wird für die Räthselecke.

L. L. — Herzlich willkommen in der Räthselgemeinde. Und Sie ziehen es vor, sich in die Reihe der Nichten zu stellen, da Sie dem weiblichen Geschlecht gegenüber stets von einer „unüberwindlichen und lähmenden Schüchternheit" befangen werden? Sehr gut. Also lieber „mitten mang", Sie Schlauberger, Sie?! — Uebrigens ganz des Onkels Fall. —

Frau Ida M. — Ihre Aufgabe ist noch an Hand, wir zögerten nur bisher, sie zu bringen, weil sie etwas schwer scheint — nur Wenige sind im Räthsellösen so erfahren, wie Sie. Die neuerdings eingeschickte Aufgabe wird in einer der nächsten Nummern Verwendung finden. Gruß und Dank.

F. Schm. — Besten Dank für die eingeschickten Aufgaben. Dieselben werden sobald wie möglich benutzt werden.

Geo. G. — Werden das Buch dem Träger mitgeben. Gruß!

A. F. H. — Gewiß geschah die Auslassung nicht absichtlich — werden in Zukunft doppelte Vorsicht üben.

Hermann R. — Daß Manches, was in der Räthselecke erscheint, alt ist, weiß der Onkel sehr gut, oder wenn er es nicht immer weiß, so ahnt er es doch. Das läßt sich aber nicht ganz vermeiden und schließlich schadet's ja auch nichts, wenn man durch derartige Scherze wieder einmal an die Jugendzeit erinnert wird. —

Ihr Vorschlag bezüglich des Konterfeis des Räthselonkels ist einmal ein Vorschlag, der sich hören läßt! Vielleicht bringt die nächste Nummer schon das schöne Bild!

Sigm. Fr. — Sie dürfen getrost weiter dichten, aber versprechen, daß der ganze Trinkspruch in Druck erscheinen wird, kann Ihnen der Onkel nicht, denn er wird etwas lang werden, wenn Sie so weiter dichten wollen bis zu jenem „Ehrentag". Passen Sie nur auf, wenn des Onkels Konterfei demnächst an der Spitze der Briefkastenspalte erscheint, wird seinen lieben Neffen und Nichten auf immerdar die Lust vergehen, ihn persönlich kennen zu lernen. Es ist ja nur die Sorge, daß die lieben Nichten ihm untreu werden und zürnen möchten ob der Enttäuschung, die ihn so spröde sein läßt: mit den Neffen würde er es schon riskiren, denn er entdeckt immer mehr gleiche Geschmacksrichtungen und verwandte Geisteszüge bei ihnen — „present company not excepted". —

J. S. — Etwas eifersüchtig? Na, so ein Bischen Eifersucht bei den Frauen hat der Onkel von jeher gern gehabt, wenn er darum auch anerkennt, daß es richtig ist, wenn man sagt: „Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft." Das ist die große, maßlose Eifersucht; man muß aber auch darin Maß halten. So ein klein wenig Eifersucht kitzelt das Selbstgefühl der Männer ganz mächtig und deshalb rathet Ihnen der Onkel, sich Ihren Theil aufzubewahren für den Zukünftigen; bei ihm, dem Onkel, ist sie doch nicht am Platze. Sie haben gar keine Ahnung, wie groß sein Herz ist — es umfaßt die ganze Menschheit — soweit sie artig ist — mit seiner Liebe und hat eine besondere Abtheilung für liebenswürdige Räthselnichten, die kann kein Mensch daraus vertreiben. — —

Max. — Maxens Treuschwur ist gehört und registrirt worden, wollen mal sehen, wie lange er vorhält. Im Uebrigen scheint dem Onkel ein Rührei-Ende gar nicht so schlimm. Wie wäre es unrühmlich einer Perle der Schöpfung zum Genuß und zur Erhaltung des Lebens zu dienen?! Das wäre doch nur ein einziger langer kräftiger Kuß — und davor hat der rechte Mann niemals Angst, vorausgesetzt . . . .

Gruß!

R. Schw. — Sie werden Herrn Weiße heute wieder auf dem Posten finden und ihn hoffentlich in Zukunft nicht mehr zu vermissen haben. Der Druckfehlerteufel wurde schon auf längere Zeit auf's Land geschickt, wie Sie sich leicht aus den Aufgaben in der letzten Sonntagspost überzeugen können, die sämmtlich fehlerfrei waren. — Die Charade wird baldmöglichst benutzt werden.

E. St. — Wie großmüthig Sie sind — im Uebrigen abgemacht!

Im Bilderräthsel war kein Druckfehler; Die Zeichnung ist nur nicht gut herausgekommen.

Henry B. — Besten Dank für Ihre anerkennenden Worte und ein freundlich: „Willkommen in der Räthselecke!" Der Onkel hofft öfter von Ihnen zu hören.

A. W. H.—Hoffentlich machen die Moskitos mit dem „Auffressen" nicht glatten Tisch, der Onkel möchte seine Räthselnichte nicht gerne ganz verlieren. Gruß!

M. Weicher. — Die Antwort auf Ihre Frage werden Sie auf einer andern Seite unter „Briefkasten" finden.

Selbstgespräch einer Mücke.

(Die am Samstag-Nachmittag im Lincoln Park umherfliegt.)

Ha! Endlich schweigen die Radaumacher,
Die mir das Trommelfell zu sprengen drohten,
Und mich vertrieben in die höh'ren Regionen.
Hier, wo das Volk sich tummelt ist auch mein Revier.
Hier ist noch Leben, Blut und Saft —
Das laß' ich mir gefallen, — hier kann man wählen.
Dort, unter jenen steifen Leuten ist es fürchterlich!
Dort findet man nur Essig in den Adern
Und keinen Tropfen guten, frischen Bluts.
Was kostet es für Müh', bis auf die Haut man kommt.

Denn in Leder stecken ihre Hände:
Den weißen Nacken deckt ein Chignon;
Das Gesicht ist übertüncht mit Poudre-du-Riz —
Und die Extremitäten aufgestopft mit Watte;
Da müßte meinen Rüssel ich riskiren,
Zu bohren einen artesischen Brunnen. —
Sie sollen immer so sich nicht verhüllen,
Erzählt die Schwester mir von letzter Maskerade,
Zu der sie durch den Ventilator eingeschlüpft.
Doch da entblößt sich Hals und Busen nicht für uns Mücken.

D'ran sollen größ're Thiere sich erquicken. —
So bei den Damen; — und der Herren Poren,
Sie transpiriren nichts als — Lager-Bier.
Doch sieh', dort jenes hübschen jungen Mädchens
Kirschrothe Wangen, diese heit're Stirne,
Zu ihr zieht jetzt mich mein Verlangen! —
(Setzt sich auf die Stirne und saugt sich voll;
Als sie genug hat, fliegt sie auf und summt:)
„Ich hab' sie ja nur auf die Stirne geküßt etc."

A. W. Thimm, Chicago.

Leset die „Sonntagpost".

Die nördlichsten Bewohner der Erde.

Wo sich die Nordamerika vorgelagerte Inselwelt am weitesten zum Pol erstreckt, finden sich, 11 Breitegrade von ihm entfernt, die nördlichsten Ausläufer der Menschheit. Durch die Eismauern der Melvillebai von ihren südlichen Verwandten, den Eskimos Grönlands, abgeschlossen, leben jene Leute an der Westküste dieser Insel zwischen dem 76. und 79. nördlichen Parallelkreis, wo die Winternacht vier Monate die Erde deckt. Sieben Jahre lang, von 1891—97, hat der bekannte amerikanische Polarforscher Robert E. Peary im engsten Verkehr mit ihnen gelebt und von ihren Wohnsitzen aus zweimal das eiserfüllte Innere Grönlands in nordöstlicher Richtung bis zur Nordküste, zu der von ihm entdeckten Independence-Bai, durchreist, wodurch die nördliche Erstreckung der Insel einigermaßen festgelegt ist. Von seinen Freunden, den Eskimos, hat er außer mancherlei neuen Nachrichten zum ersten Mal umfassende ethnographische Sammlungen nach New York zurückgebracht, von denen ein Theil glücklicherweise auch nach Berlin in das königliche Museum für Völkerkunde gelangt ist, wo die Stücke von Jedermann besichtigt werden können.

Noch am Anfang dieses Jahrhunderts hielt man die Nordgrenze der Menschheit am Lancaster-Sund und an der Melville-Bai etwa unter 74 Gr. n. B. für erreicht. Da kam 1819 John Roß am Kap York zum ersten Mal mit ein paar dieser einsamen Menschen in flüchtige Berührung. Obwohl sie nur die Küste bewohnen und selten im Innern der Fjorde auf der Rennthierjagd die Gletscherhochebene Grönlands ersteigen, nannte er sie in Erinnerung an seine schottische Heimath ganz unzutreffend „Arctic Highlanders". Ihm fiel der fast völlige Mangel an Holz bei ihnen auf, das in Gestalt von Treibholz den anderen Eskimostämmen für ihre Geräthe unentbehrlich ist. Er beschreibt einen Schlitten, dessen Untertheil aus dem Zahn des Narwal hergestellt war und der im Uebrigen vollständig aus Robbenknochen bestand. Der Schaft ihrer unentbehrlichsten Waffe, der Harpune, war ein Narvalzahn, der bekanntlich mitunter die Länge von 2 Meter erreicht. Eisenstückchen zu Messern klopften sie sich von den drei großen Meteoriten ab, die jetzt Peary nach New York gebracht hat, und von denen der größte mit einem Gewicht von 100 Tonnen wohl der bedeutendste auf unserer Erde überhaupt ist.

Erst die Franklin-Expeditionen brachten nähere Nachrichten. Den kurzen Besuchen Ommaneys und Inglefields folgte von 1853 bis 1855 der Aufenthalt Kanes in der Rensselaer Bucht, wenig nördlich von dem äußersten Eskimodorf Ita an dem Ufer des Foulkefjord (zirka 78½ Gr.). Durch ihn und Bessels, der der wissenschaftliche Leiter der amerikanischen Nordpolarexpedition unter Hull war und von 1872—1873 bei Polaris-house nicht weit von Ita zubrachte, werden wir in das elende Leben dieses tapferen, immer auf des Messers Schneide stehenden Völkchens eingeführt, dessen kindlicher Sinn zwischen Hungersnoth und Ueberfluß von stumpfsinniger Ergebung zu fröhlicher Heiterkeit pendelt. Robben und Walrosse, die wie bei den anderen Eskimos ihre Hauptnahrung sind, können nur auf dem Eise, wenn sie im Frühjahr heraufklettern, um sich zu sonnen, oder im Winter an den Luftlöchern erlegt werden, da die Itaner, wie wir sie kurz nach ihrer nördlichsten Ansiedlung nennen wollen, Kajaks, die bekannten einsitzigen Fellkanus ihrer Verwandten, nicht kennen. Mit dem Thrane dieser Thiere werden auch die unentbehrlichen Lampen gespeist, die eine überaus wichtige Rolle in ihrem wirthschaftlichen und psychischen Leben spielen. Eine helle Lampe bedeutet Ueberfluß, Frohsinn und reges, geselliges Leben in den Schnee- und Steinhütten. Außer der Beleuchtung gibt sie das Feuer zur Zubereitung der Speisen, stellt Trinkwasser her und trocknet die Kleider. Die Erwärmung der Hütte kommt bei der Unempfindlichkeit der Eskimos gegen Kälte erst in zweiter Linie in Betracht. Deshalb hat die Lampe bei ihnen eine Konstruktion, die ein Maximum von Hitze und Licht zu entwickeln erlaubt. In dem gestreckt muschelförmigen Becken aus Seifenstein (Steatit) liegt längs der einen fast geraden Seite der Docht aus Torfmoos oder den Kätzchen der Polarweiden, der andere Theil dient als Reservoir für den Thran. Eine trübe brennende Lampe oder Dunkelheit in den Hütten ist das sicherste Zeichen der Hungersnoth. Aber sie sind nicht nur das äußere Merkmal dafür, sondern üben zugleich die schlimmste seelische Depression auf den Eskimo aus. Alles trägt dann dazu bei, Muthlosigkeit zu verbreiten und die Hilfsmittel zu vernichten, die etwa aus der schwierigen Lage, wo auf den Beistand der weit entfernten Nachbarn nicht zu rechnen ist, heraushelfen könnten. Die Hunde, mit deren Hilfe allein die schweren Körper der weitab erlegten Seehunde und Walrosse auf Schlitten herbeigeschafft und verwerthet werden können, müssen einer nach dem andern das Leben lassen, der Rest wird aus Mangel an Nahrung krank, es erfaßt sie eine Art Tollwuth, in der sie sich losreißen und in der Nacht verschwinden. Allmählich grüßt kein Gebell mehr die Insassen der dunklen Hütte, wie in den Tagen, wo die Lampe hell flammte, und das Schweigen sinkt auf sie herab.

Im Winter gibt es außer diesen Seesäugethieren wenig Hilfsquellen, gelegentlich bietet sich ein Polarfuchs, der in Fallen gefangen wird, oder ein Eisbär, der in schwerem Kampfe überwunden wird. Von solchen rühren die tiefen Narben her, welche zahlreiche Männer des Stammes aufweisen. Der Moschusochse findet sich nur im äußersten Norden von Grönland, wo er für Peary das einzige Mittel wurde, dem Hungertode zu entgehen. Vom amerikanischen Festland aus hat er sich über die vorgelagerten Inseln bis hoch in den Norden verbreitet und ist dort über den Robesonkanal nach Grönland gelangt. Die Rennthierjagd ist den Ita-Eskimos dadurch sehr erschwert, daß ihnen die Bogen und Pfeile ihrer südlichen Landsleute fehlen. Rennthierbraten kommt deshalb nur gelegentlich auf ihren Tisch, wie Hayes berichtet, der 1860—61 in Port Foulke überwinterte. Besonders sucht man der Thiere im Frühling habhaft zu werden, weil dann die Felle, die sie zu ihrer Kleidung brauchen, am schönsten sind. Endlich fehlen ihnen auch die Angelhaken, die allenthalben von den übrigen Eskimos gebraucht werden, und außer dem überall bei den Innuit vorhandenen charakteristischen Lachsspeer scheinbar auch alle anderen Fischereigeräthschaften, so daß ihnen auch diese Hilfsquelle verschlossen ist, obwohl sie doch Anwohner des Meeres sind. Nur die zahlreichen Wasservögel, die an den Brüteplätzen auf den Klippen herumschwärmen und mit leichter Mühe in Netzen gefangen werden, und ihre Eier kommen noch als Nahrung hinzu.

Alle Forscher haben diesen von der Natur so karg bedachten Kindern des Nordens die größte Sympathie entgegen gebracht, aber keiner wagte zu zweifeln, daß sie schließlich in dem ungleichen Lebenskampfe unterliegen und ihren kühneren Genossen gefolgt, deren aussterben würden. Sie wären darin Spuren in Geräthen und Wohnungsresten man bis auf die Parry-Inseln und zu beiden Seiten des Robesonkanals in Grinnelland wie in Grönland fast bis zum 82. nördlichen Parallelkreis verfolgen kann. So weit sind sie dem Seehunde auf seinen Zügen gefolgt, der auch etwa bis zu derselben Breite nach Norden vorgedrungen ist. Die Smith-Sund-Eskimos stellen sich demnach wahrscheinlich als ein zurückgebliebener Rest ihres Volkes dar, das gleich dem Moschusochsen von der Küste Amerikas hoch in den Norden gekommen am Robesonkanal und zum Theil auch schon am Smith-Sund den Weg nach der Westküste Grönlands fand, an dieser nach Süden wanderte und schließlich auch den Weg zur Ostküste nahm, die heute bis zum 65. Grade bewohnt ist, während man Spuren von ihnen noch bis zum 77. Grade angetroffen hat. Die Itaner sind dann durch die schwierigen Lebensverhältnisse und ihre isolirte Lage mancher Geräthe, die sie aus der Heimath mitgebracht hatten, verlustig gegangen, nämlich des Kajaks, Bogens und Pfeils, Angelhakens und des noch nicht erwähnten Wurfbrettes, mit dem sonst die Seehundsharpune und der Vogelspeer wie mit einem Hebel geschleudert werden, indem man das Schaftende in das eine Ende des Wurfbrettes einsetzt und am andern anfaßt, um die Schleuderbewegung auszuführen.

So trafen sie die Entdecker. Erfreulicherweise ist durch den jahrelangen Verkehr Pearys mit ihnen eine Wandlung ihrer Verhältnisse zum Bessern eingetreten. Es scheint auch, als ob in den letzten 25—30 Jahren die alten Wanderwege von Baffins-Land über North Devon nach Ellesmere-Land und von dort über den Smith-Sund zu den Itanern wieder in Aufnahme gekommen sind, denn bei der genauen Zählung, die Pearys Begleiter Lee bei den Itanern veranstaltete, fand er unter den 253 Mitgliedern des Stammes drei Männer und drei Weiber, die von jenseits des Smith-Sundes herübergekommen waren. Daher mag es auch kommen, daß Peary einige Kajaks, Bogen und Pfeile bei ihnen vorfand. Lassen wir ihn aber selbst über die Veränderung reden, die durch seine Anwesenheit und seine philanthropischen Bemühungen vorgegangen ist. Da heißt es in seinem zweibändigen Reisewerk („Northward over the Great Ice"): „Vorher war ihnen ein so gewöhnliches Ding wie ein Stück Holz gerade so unerreichbar, wie der Mond dem Kind, das ihn herunterhaben möchte. Ist es da zu verwundern, daß ein Mann mir seine Hunde, den Schlitten und alle seine Felle für ein Stück Holz von der Größe meiner Person anbot; daß ein anderer mir sein Weib und seine beiden Kinder für ein blinkendes Messer geben wollte, und daß eine Frau mir all ihr Eigenthum für eine Nadel feilbot?" . . . Oder an anderer Stelle: „Meine Expeditionen haben auf diese Kinder des Nordens die Wirkung gehabt, den ganzen Stamm in einen Zustand des Ueberflusses zu erheben. Vor 7 Jahren besaß mancher Mann kein Messer und manche Frau keine Nadel. Wenige der Männer hatten Kajaks, und wer einen Speer- und Harpunenschaft aus einem einzigen Stück Holz besaß, war in der That gut daran. Heute sind Männer und Frauen reichlich mit Messern und Nadeln versehen, jeder erwachsene Mann und halbwüchsige Knabe hat sein Kanu, die meisten Männer besitzen Flinten, und jeder Jäger ist mit dem besten Holz für Lanze, Harpune, Seehundsspeer und Schlitten ausgerüstet." Die Verbesserung ihrer Waffen hat die Erträge der Jagd vermehrt. „Die Leute sind besser gekleidet, sie können eine größere Anzahl von Hunden unterhalten, und das Ergebniß ihrer reichlicheren Nahrung und der größeren Fähigkeit, die beständigen Mühseligkeiten des Lebens zu überwinden, besteht in der Verminderung der Todesfälle und in der merkbaren Zunahme der Geburten während der letzten sechs Jahre."

Dieser Bericht ist im höchsten Grade interessant, weil er lehrt, daß es dem Menschen sehr wohl möglich ist, in den höchsten Breiten in körperlicher und seelischer Gesundheit zu leben, so lange er nicht die Grenze der Thierwelt, insbesondere der Seesäugethiere, überschreitet und die Geräthe besitzt, sich seinen Unterhalt zu verschaffen. Von einem Aussterben dieses interessanten Volkes, das alle früheren Forscher vorhersagten, kann danach keine Rede mehr sein. Sie vermehren sich ebenso wie ihre südlichen Volksgenossen an der Westküste von Grönland, während die Eskimos auf Baffins-Land, an der Hudsonsbai und anderwärts im amerikanischen Norden erschreckend abnehmen.

Leset die „Sonntagpost".

Ist der Laubfrosch ein Wetterprophet?

Bei dem hohen Ansehen, das der Laubfrosch als Wetterprophet genießt, sind die Untersuchungen von besonderem Interesse, die kürzlich ein Zoologe über die prophetische Begabung des Laubfrosches in Wettersachen angestellt hat. Es suchte der Forscher durch fortgesetzte Beobachtungen an zehn Laubfröschen festzustellen, in welcher Beziehung das Aufsteigen und Absteigen derselben zum Wetter stände. Er hatte in den Behälter der Frösche eine Leiter gesetzt, deren zehn Sprossen mit den Zahlen 1—10 von unten nach oben bezeichnet waren. Die Nummer einer jeden Sprosse wurde mit der Zahl der auf ihr sitzenden Frösche vervielfältigt, und die verschiedenen Resultate wurden zusammengezählt und vermerkt. Jeden Tag wurden drei bis fünf Ablesungen an der Froschleiter vorgenommen und daraus die Durchschnittszahl als Tagesmittel bestimmt. Indem man die einzelnen Tagesmittel durch Linien mit einander verband, erhielt man eine Kurve, die das Verhalten der Laubfrösche sichtbar darstellte. Diese Bewegungslinie der Frösche wurde nun mit den gleichzeitigen Verhältnissen des Regens, der Bewölkung und des Luftdruckes verglichen. Durch die erwähnte Einrichtung hat man sich sozusagen ein Froschbarometer geschaffen. Während der 86tägigen Beobachtungsdauer nun regnete es 26 Mal, 10 Mal bei tiefem, 16 Mal bei hohem Froschbarometerstand. Vom vorhergehenden Tage bis zum Regentage war die Froschkurve 11 Mal absteigend und 15 Mal ansteigend. Demnach übt der Regen auf das Verhalten der Laubfrösche durchaus keinen Einfluß aus, und es kann daher auch ihr tiefes Sitzen als ein Anzeichen nahenden Regenwetters nicht angesehen werden. Hinsichtlich der Bewölkung traf an 38 Tagen starke Bewölkung mit hohem Stand des Froschbarometers und schwache Bewölkung mit niederem Stand desselben zusammen. An 50 Tagen war jedoch das Umgekehrte der Fall, indem die Frösche bei hellem Wetter oben, bei trübem Wetter aber unten saßen. Auch der Meinung, daß die Laubfrösche bei starker Luftfeuchtigkeit mehr einen tieferen, bei schwächerer Luftfeuchtigkeit einen höheren Standpunkt aufsuchen, widersprach ihr Verhalten im Allgemeinen, denn an 51 Tagen stimmte ihr Platz zwar mit dieser Annahme überein, an 35 Tagen dagegen nicht. Am meisten zeigten sich die Frösche noch vom Luftdruck abhängig. Bei hohem Luftdruck stiegen sie hinauf, bei niederem Luftdruck dagegen hinab. So verhielten sie sich an 55 Tagen der Beobachtungsdauer, während das Verhältniß an 30 Tagen umgekehrt war. Ein Hinabsteigen der Frösche einen oder zwei Tage vor dem Eintritt einer bedeutenderen Verringerung des Luftdrucks war nicht wahrnehmbar. Aus diesen Untersuchungen geht hervor, daß den Laubfröschen im Großen und Ganzen die Gabe der Wetterprophezeiung nicht zukommt, und daß darum ihr Aufsteigen und Absteigen von den Witterungsverhältnissen nicht beeinflußt wird.

Der Zufall in Wissenschaft und Technik.

Wie häufig der Zufall bei Erfindungen und Entdeckungen eine Rolle spielt, beweist folgende kleine Zusammenstellung: Gutenberg sah den Abdruck eines Pferdehufes auf der staubigen Straße und beglückte die Menschheit mit der Buchdruckerkunst. Newton beobachtete den Fall eines Apfels und entdeckte darauf die Gesetze der Schwerkraft. Böttcher, welcher versuchte, eine Erdmischung zur Herstellung von feuerfesten Schmelztiegeln zu gewinnen, erfand das Porzellan. Ein Uhrmacherlehrling hielt ein Uhrglas zwischen Daumen und Zeigefinger und war erstaunt über die Größe der benachbarten Kirchthurmspitze; die Fernrohrlinse war erfunden. Ein Nürnberger Glaser ließ beim Gebrauch von Salpetersäure wenige Tropfen auf sein Brillenglas fallen und bemerkte, daß das Glas angegriffen und matt erschien. Er zog darauf mit Firniß Linien auf das Glas und befeuchtete dieses mit Salpetersäure, wobei das angefeuchtete Glas rings um die Kanten des Firnisses angegriffen wurde. Nachdem der Firniß entfernt war, bemerkte er, daß die Zeichnung erhaben auf mattem Grunde erschien — die Kunst des Glasätzens war erfunden! Das geringe Schaukeln des Kronleuchters im Dome zu Pisa brachte Galiläi zur Entdeckung der Pendelgesetze, welche Huygens dann praktisch verwandte. Der italienische Arzt Galvani hatte die Schenkel von Fröschen, die er zum Experimentiren benutzt hatte, an das eiserne Gitter seines Fensters gehängt. Als plötzlich ein Gewitter heraufzog, bemerkte er, daß bei jedem Blitze die Schenkel zuckten, und bei näherer Untersuchung fand er, daß die Bewegungen durch einen Strom, der zunächst durch das Eisen ging, hervorgerufen wurde durch den nach ihm benannten galvanischen Strom. — Ein armer Musiker, Namens Senefelder, war begierig, zu sehen, ob nicht Noten ebenso gut in Stein, wie in Kupfer gestochen werden könnten. Als er seinen Stein zubereitet hatte, bat ihn seine Mutter, eine Waschrechnung aufzuschreiben. Da er weder Tinte noch Feder zur Hand hatte, schrieb er die Rechnung mit seiner ätzenden Flüssigkeit auf den Stein, indem er beabsichtigte, sie gelegentlich abzuschreiben. Als er einige Tage nachher den Stein reinigen wollte, verwandte er dazu Salpetersäure, und in wenigen Minuten stand die Schrift erhaben auf dem Stein. Natürlich war sein Nächstes, Druckerschwärze anzuwenden und einen Abdruck zu nehmen — die Kunst der Lithographie war in's Leben getreten.

Die weise Frau von Connemara.

Wie unendlich schwer sich die Menschen aus der sie umfangenden Nacht des Aberglaubens befreien können, beweist eine interessante Entdeckung, die ein auf der Smaragdinsel umherstreifender englischer Journalist jüngst zu machen Gelegenheit hatte. In der Nähe des irischen Städtchens Kilkerrin-Connemara lebt in einer einsam gelegenen Hütte eine alte Frau, die in der ganzen Umgegend für eine Zauberin und Prophetin gilt. Kein Mensch in einem Umkreise von vielen Meilen würde daran denken, ein Häuschen oder auch nur einen Stall zu bauen, ohne vorher die „weise Frau" um Rath zu fragen. Erst vor wenigen Tagen machte sich ein wohlhabender Farmer, der mehr als zwanzig Meilen von Kilkerrin entfernt wohnt, auf den Weg zu der Alten, um aus ihrem Munde zu hören, ob seine Heirath, zu der bereits sämmtliche Vorbereitungen getroffen waren, ihm zum Glück ausschlagen würde. Leider konnte man nicht in Erfahrung bringen, was die moderne Pythia dem abergläubischen Ackerbauer geweissagt hatte. Jedenfalls war es nichts Schlimmes, denn die Trauung fand schon vierundzwanzig Stunden später statt. Zu den besten Kunden der weisen Frau zählen natürlich junge Liebende, Mädchen sowohl wie Männer, die ihre Herzensangelegenheiten der Alten anvertrauen und gläubig befolgen, was diese ihnen anzuempfehlen für gut befindet. Die prophetischen Worte der Einsiedlerin werden niemals verrathen, nur sobald irgend etwas passirt — und wenn es der Tod einer alten Kuh ist — erklärt der von dem Malheur Betroffene mit resignirter Miene: „Ja, ja, die weise Frau hat Recht gehabt. Sie sagte es, daß mir dies zustoßen würde." Die Alte erhält für jeden ihrer Orakelsprüche selten weniger als fünf bis zehn Schillinge. Viele ihrer „Klienten" entziehen sich das Nothwendigste, um dann und wann einmal eine Pilgerfahrt nach Kilkerrin unternehmen zu können.

Lokalbericht.

Briefkasten.

Die Rechtsfragen beantwortet der Rechtsanwalt Jens L. Christensen, 502 Fort Dearborn Gebäude, Chicago.

M. Weicher. — Anläßlich der Ermordung Abr. Lincolns wurden am 7. Juli 1865 gehängt: Frau Mary H. Surratt, in deren Kosthause in Washington die Verschwörer ihre Zusammenkünfte hatten; Louis Powell, alias Payne, von Fauquier Co., Virginia, und George Atzerott, denen wie der Frau Surratt nachgewiesen wurde, daß sie schon längere Zeit vor der Ausführung von dem Mordplan Kenntniß hatten, und ein Mann Namens Harold, welcher dem eigentlichen Mörder, J. Wilkes Booth, auf dessen Flucht behilflich gewesen war. Booth selbst wurde bekanntlich bei seiner Festnahme von einem Sergeanten der Bundesarmee erschossen. John H. Surratt, der Sohn der Mary H. Surratt, welcher ebenfalls von dem Mordplan gewußt hatte und wohl dabei betheiligt war, floh nach der That nach Canada, ging von da nach Europa, wäre in Tyrol den Verfolgern beinahe in die Hände gefallen und wurde schließlich in Egypten festgenommen und an die Ver. Staaten ausgeliefert. Obgleich er sich in Europa offen gerühmt hat, zu der Ermordung Lincolns mitgewirkt zu haben, konnte sich die Jury doch nicht auf ein Schuldig-Urtheil einigen und Surratt entging so dem Galgen.

Todesfälle.

Nachstehend veröffentlichen wir die Liste der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamte zwischen gestern und heute Meldung zuging:

Wirth, Frank, 27 J., 55 Bedder Str.
Knagge, Wm. R., 21 J., 380 Milwaukee Ave.
Debus, Alma M., 15 J., 810 W. 12. Str.
Hamer, James, 8 J., 3218 Butler Str.
Eberhardt, Henry, 34 J., 2944 Bond Ave.
Weihe, Chas. A., 74 J., 2740 N. 45. Ave.

Heiraths-Lizensen.

Folgende Heiraths-Lizensen wurden in der Office des County-Clerks ausgestellt:

John Coutry, Amanda Hilt, 24, 19.
John Szymaniak, Fictorya Matuszak, 23, 19.
Jiomanne Graco, Maria Lapitiana, 22, 19.
Charles M. Mattison, Amie M. Nagle, 24, 20.
Joseph Rutishausen, Rosie Wirth, 21, 18.
Anton Rutke, Augusta Rengler, 27, 22.
Burt Carpenter, Mina A. Cutler, 29, 24.
Angelo Praloron, Orsalo Semenza, 21, 18.
George St. John, Tillie Gejtschke, 24, 21.
Charles Meyers, Jeanette Whiteson, 28, 22.
Philipp L. Englert, Bertillian Tayler, 23, 18.
Ludwig Peterson, Annie Peterson, 49, 24.
Anton Blanck, Augusta Ickert, 36, 30.
George R. Gilbertson, May L. Bremer, 23, 22.
Charles L. Bray, Sarah E. Newman, 24, 18.
Alois Uribel, Mary Dastocil, 22, 20.
James Cusack, Mary Kelley, 30, 23.
David Holstien, Fannie Young, 26, 22.
Stanisl. Stycrinski, Franziska Suchowska, 23, 18.
Bolesl. Nowakowski, Malgorzata Kolodziej, 23, 23.
Michael J. Haley, Anna Peters, 21, 20.
Joseph Wilson, Mary Smith, 28, 23.
Jacob Michel, Ida Blohm, 21, 19.
Erick Edberg, Mathilda Bergreen, 35, 32.
Josef Licehames, Anna Vidorova, 24, 21.
Henry Bly, Annie Hellis, 22, 18.
Samuel Taibus, Fannie Blotnik, 25, 22.
Karl Rabe, Anna Wille, 40, 35.
Charles W. Field, Emma F. Strasberg, 21, 18.
Robert Johnstadt, Lizzie Rasmussen, 34, 22.
Albert Hynek, Annie Mika, 26, 24.
Alonzo Relyea, Emma Kurtz, 50, 36.
Richard E. Jordan, Marie Volkins, 23, 20.
Axel Challman, Karin Lundberg, 37, 32.
August Rados, Antonio Pablidka, 30, 26.
Walter H. Pfiel, Etta Peters, 25, 24.
Kuke Sabins, Lillian Cox, 21, 18.
Miloch Romanovitch, Rosalie Kammercarder, 37, 42.
John Frahm, Marion Hilmer, 31, 31.
Fritz H. Lundberg, Marie Person, 48, 49.
Michael Kalf, Dora Grvezinger, 33, 26.
John Friel, Sarah Cannon, 41, 39.
John Misner, Marie Forwey, 24, 26.
Gustavus Borgstrom, Lena Johnson, 26, 24.
Walter Caltbaum, Annie Heuschkel, 39, 36.
Louis Guthmann, Emma Huth, 27, 20.
Henry Eckert, Emma Cranke, 26, 23.
Leonard Stahl, Rose Fischer, 21, 22.
Ole Peterson, Ella Birck, 23, 32.

Marktbericht.

Chicago, den 27. August 1899.

Getreide.

Weizen — September	$0.70¼
Dezember	0.72½
Mais — September	0.31⅜
Dezember	0.28⅝
Hafer — September	0.20¼
Dezember	0.19⅞

Provisionen.

Gepökeltes Schweinefleisch—	
September	8.25
Oktober	8.32½
Schmalz—	
September	5.17½
Oktober	5.25
Januar	5.42½
Rippen—	
September	5.12½
Oktober	5.15

Verschiedene Gebrauchs-Artikel.

Preise, die von den Engros-Firmen den Kleinhändlern berechnet werden:

Aepfel, gedörrte	$0.08 —0.09
Pfirsiche, gedörrte	0.07 —0.10
Kirschen, entsteinte	0.10 —0.12
Aprikosen	0.11 —0.15
Heidelbeeren	0.06½—0.07
Himbeeren	0.12
Rosinen—Muskateller	0.05 —0.07
London Layers, p. Kiste	1.10
Zantener Curranten	0.06 —0.08½
Zitronenschalen	0.10
Teragona Mandeln	0.15 —
Brasilianische Nüsse	0.05½—0.06
Erdnüsse (Tennessee'er)	0.05½—

Spezereien.

Zucker—der Hut, 100 Pfd.	$6.02
Staubzucker, 100 Pfd.	5.77
Speisezucker, 100 Pfd.	5.50
Würfelzucker, 100 Pfd.	5.77
Konditors' A, 100 Pfd.	5.39
„Off A", 100 Pfund	5.14
Gelber, 100 Pfund	4.08—5.02
Thee—Young Hysen	0.25—0.55
Imperial	0.30—0.42
Gunpowder	0.28—0.50
Moyune	0.67—0.72
Japan	0.28—0.44
Oolong	0.25—0.70
Kaffee—Bester Rio	0.12—0.17
Geringere Sorten Rio	0.08—0.11
Maracaibo	0.11—0.13
O. G. Java	0.26—0.32
Mokka	0.23
Reis—Louisiana	$0.05 —0.07½
Carolina	0.05½—0.07½
Java	0.05½—0.06
Japan	0.06½—0.07½

Fische.

Weißfische, 100 Pfd.	8.00
California Lachs	12.50
Nr. 1 Forellen, ½ Faß	6.00
Holländ. Häringe, frische, Fäßchen	0.80—0.95
Labrador Häringe, per Faß	8.00

Viehmarkt.

Beste Stiere	$5.60—6.65
Stiere mittlerer Größe	5.25—5.55
Stiere von 900—1000 Pfd.	3.90—4.75
Stiere von 1000—1300 Pfd.	4.80—5.55
Bullen	2.60—4.50
Kühe und Färsen	3.70—4.75
Färsen	4.80—5.25
Kälber	4.00—7.25
Texanische Stiere	3.30—4.20
Schweine	4.30—4.90
Schafe	2.00—4.50
Lämmer	3.50—5.75

Es wurden während der letzten Woche nach Chicago gebracht: 54,954 Rinder, 2,452 Kälber, 130,829 Schweine, 74,601 Schafe. Von hier verschickt wurden: 20,176 Rinder, 401 Kälber, 28,914 Schweine, 8,529 Schafe.

Marktpreise an S. Water Straße.

Meierei-Produkte:

Butter—Creameries:	
Extras	20c
Erste Qualität	18 —18½c
Zweite Qualität	15—16½c
Kunstbutter	15 —16c
Dairies:	
Extras	16—17c
Kochbutter	12½—13c
Käse:	
Twins	9½—9¾c
Cheddars	8½— 9c
Young Americans	9¾—10c
Brick	9 —9½c
Limburger, neu	8 —8½c
Schweizer	10—10½c
Eier, per Dutzend	12½—13c
Bohnen, per Sack	$1.07½—1.15
Geflügel, für die Küche hergerichtet:	
Truthühner, per Pfd.	8½—9c
Hühner, per Pfd.	9 —9½c
Enten, per Pfd.	8 —9c
Gänse, per Pfund	6— 7c
Lebendes Geflügel:	
Truthühner, per Pfd.	7½—8½c
Hühner, per Pfd.	8½c
Enten, per Pfd.	7c
„Spring Chicken", per Pfd.	8—9c
Gänse, per Dtzd.	$3.00—$5.00
Kalbfleisch, per 100 Pfd.	$6.50—9.00
Frische Fische:	
Schwarzer Barsch, Pfd.	11—11½c
Zander, per Pfd.	6½—7c
Hechte, per Pfd.	5—5½c
Büffelfisch	5c
Forellen	16—18c
Frische Früchte—Aepfel:	
Neue Aepfel, per Faß	1.00—2.00
Orangen, Valencia, per Faß	4.00—5.00
Bananen, per Bündel	75c—$1.50
Heidelbeeren, per Crate	80c—$1.00
Neue Kartoffeln, p. Bushel	27—30c
Süßkartoffeln, p. Faß	$2.50—2.65
Tomaten, Bushel	40—50c
Zwiebeln, per 1½ Bushel	75—90c
Gurken, per Faß	50—75c
Kohl, neuer, per Kiste	75c—$1.00
Salat, per Faß	75c—$1.00
Grüne Bohnen, per 1½ Bushel	75c—$1.00
Blumenkohl, Kiste	75—90c
Sellerie, per Kiste	35—60c
Korn, per Sack, 5 Dutzend	20—25c
Möhren, 100 Bündel	75c
Petersilie, p. Dtz. Bündel	10c

Der Grundeigenthumsmarkt.

Die folgenden Grundeigenthums-Uebertragungen in der Höhe von $1000 und darüber wurden amtlich eingetragen:

Racine Ave., 198 F. südl. von Diversey Ave., 25×124, E. Koch an H. Zastrow, $1500.
Emerald Ave., Nordostecke 121. Str., 394×139; Union Ave., Nordwestecke 121. Str., 83×53; J. Symons an James A. Martin, $5000.
Ogden Ave., 99 F. südwestl. von Rockwell Str., 24×110, A. Neumann an Robert S. Elder, $1.
Argyle Str., 429 F. östl. von N. Clark Str., 50×115½, T. H. Bowen an A. Landstrom, $1200.
Iowa Str., Nordostecke N. 59. Ave., 55×155, E. L. Sheahan an Anna Wainde, $1000.
Prospect Ave., Nordwestecke 94. Str., 100×237, Charles S. Quinlan an Lucy S. Roberts, $6500.
Justine Str., 197 F. nördl. von 63. Str., 25×124, L. P. Osgood an M. H. Smith, $1400.
W. 14. Str., Südostecke Paulina Str., 24×124, Bertha Wolff an Charles J. Dewes, $5400.
Fairfield Ave., 504 F. nördl. von 14. Str., 40 F. bis zur Alley, Charles M. Mileham an Barbara Marik u. A., $3000.
Austin Ave., 24 F. östl. von W. 48. Ave., 25×119, A. C. Palmer an H. Johnson, $1600.
Willow Str., 28 F. östl. von Howe Str., 28×99, F. Brose an H. Shamberg, $2700.
North Ave., 75 F. östl. von Sheffield Ave., 25×125, Samuel Meisel an Albert S. Hecht, $10,000.
Barry Ave., 353 F. westl. von Evanston Ave., 50×170, Wm. Wehmhoenet an C. O'Connor, $14,000.
Marshfield Ave., 162 F. südl. von Byron Ave., 25×123, M. Byrne an E. Byrne, $2000.
Lot 2, Block 44, Rogers Park, A. A. Carroll u. A. durch M. in C. an Robert W. Gordon, $2816.
83. Pl., 130 F. westl. von Spaulding Ave., 40×125, F. E. Morse u. A. durch M. in C. an die American B., L. & I. Society, $1500.
84. Str., 100 F. westl. von Homan Ave., 40×125, F. E. Morse u. A. durch M. in C. an dieselbe, $1600.
83. Pl., 170 F. westl. von St. Louis Ave., 30×125, Derselbe an dieselbe, $1300.
Lotten 2 bis 4 und 24, Block 1, Norwood Park, F. B. Root u. A. durch M. in C. an die Stadt Chicago, für Schulen, $2695.
Loomis Str., 200 F. südl. von 68. Str., 25×124, H. Fridlund u. A. durch M. in C. an A. S. Peabody, $2003.
Green Str., 58 F. nördl. von 57. Str., 42×122, D. C. Butts u. A. durch M. in C. an die Pacific L. & H. Association, $4100.
Halsted Str., 325 F. südl. von 43. Pl., 25×115, R. P. Allen u. A. durch M. in C. an J. F. Rumsey, $1295.
Halsted Str., 300 F. südl. von 43. Pl., 25×125, Derselbe an E. J. Stubbs, $1265.
Elston Ave., 175 F. südöstl. von School Str., 25×119, J. G. Manola u. A. durch M. in C. an F. J. Sievert, $1450.
Washtenaw Ave., 125 F. nördl. von Dunning Str., 25×126, R. M. Byrnes u. A. durch M. in C. an Mary Rockenbach, $1059.
Superior Str., Südostecke Leavitt Str., 24×122, R. Hanselmann u. A. durch M. in C. an die New Fort Dearborn B. & L. Association, $2797.
South Park Ave., Nordostecke 33. Str., 96×164; St. Lawrence Ave., Südostecke 46. Str., 426×128; ferner 3 andere Lotten in demselben Block; 46. Pl., Südwestecke St. Lawrence Ave., 123×145; 43. Str., Südwestecke Dearborn Str., 97×124; Drexel Bld., 300 F. nördl. von 48. Str., 100×214, Marie A. Williams, $25,000.
Hirsch Str., Südwestecke Central Park Ave., 25×125, C. H. Bromann an Annie Kies, $2500.
Park Ave., 275 F. westl. von S. 42. Ave., 25×180; J. S. Malcolm an F. P. Cassidy, $2500.
Racine Ave., Nordostecke Garfield Ave., 25×123.9, M. Hauser an M. A. Jochim, $4100.
Larrabee Str., 212 F. nördl. von Chicago Ave., 24×91, F. A. Huhn an E. B. Larkin, $3000.
Fairfield Ave., 375 F. südl. von Le Moyne Str., 25×125, Herman Anderson an E. A. McKinnell, $7000.
Austin Ave., 300 F. westl. von N. 49. Ave., 50×118, G. Knudsen an F. Meixner, $2300.
Armour Ave., 337 F. südl. von 27. Str., 25×100, J. L. Kenyon an Mary E. Kenyon, $2500.
Honore Str., 310 F. südl. von 44. Str., 24×124, u. a. Grundeigenthum, B. Kalncinski an P. Konsiell, $1500.
Robey Str., 57 F. südl. von Cornelia Str., 25×125, S. Brown, jr., an J. Tauckersley, $3500.

Bau-Erlaubnißscheine

wurden ausgestellt an:

M. Paurlie, 2st. Brickhaus, 1647 Washtenaw Ave., $3500.
A. C. Cotton, 2st. Brickhaus, 1485 Jackson Boul'd., $3000.
Frau S. J. Walker, jr., 3st. Brickhaus, 100 Pine Str., $12,000.
Carl F. Hanek, 2-stöck. Framehaus, 86 Hazel Ave., $1,500.
Nels Buck, 2-stöck. Framehaus, 88 Hazel Ave., $1,500.
Svithiod Singing Club, 1stöck. Brickgebäude, 1763 Wrightwood Ave., $2000.

Leset die „Sonntagpost".

(Für die „Sonntagpost.")

Unser Rechtswesen.

Von Jens L. Christensen, Rechtsanwalt.

IX.

Wie man „Mortgages" kauft.

Vor einigen Wochen sprach ich an dieser Stelle die Behauptung aus, daß der Grundeigenthumshandel für den Käufer beinahe so unsicher sei, wie der Pferdehandel für jemanden ist, der keinen „Pferdeverstand" besitzt. Man kann dasselbe, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, mit Bezug auf den Ankauf von Hypotheken (Mortgages, Trustdeeds) mit demselben Rechte behaupten.

Da es sich in den meisten Gegenden unserer Stadt kaum bezahlt, ein Haus zum Vermiethen zu bauen, wächst fortwährend die Zahl der Leute, welche ihre Ersparnisse in „Mortgages" anlegen. Sie erwarten dadurch in der Regel sechs Prozent Zinsen von ihrem Gelde ziehen zu können, während eine Anlage in einem zum Vermiethen bestimmten Hause ihnen oft keine drei und oft keine zwei Prozent netto einbringen würde. Aus diesem Grunde werden die Hypotheken bevorzugt, und, wenn man mit der nöthigen Vorsicht zu Werke geht, mit Recht.

Aber, wie gehen denn die meisten Leute zu Werke, wenn sie eine Hypothek kaufen wollen? Sie gehen zu irgend einem „Real Estate-Mann" oder nach irgend einer Bank hin und richten an den Inhaber oder an einen seiner Angestellten die bescheidene Vorfrage, ob sie nicht eine „Mortgage" für tausend oder zweitausend oder fünfhundert Dollars zu verkaufen haben, — je nachdem natürlich, wie viel Geld sie gerade anzulegen haben. — Fällt die Antwort bejahend aus, so wird die betreffende Mortgage herbeigeholt und in der Regel gekauft. Der Abstrakt und die Versicherungspapiere bleiben in der Regel in der Bank, die Zinsen werden in der Bank bezahlt, der Gläubiger bekommt weder seinen Schuldner, noch dessen Eigenthum zu Gesicht, die Bank übernimmt aber für das Darlehen nicht die geringste Verantwortlichkeit, und Alles, was der Gläubiger weiß, ist lediglich das Eine, daß er soundsoviele Hundert Dollars hingegeben hat für ein Stück Papier, von dessen Werth oder Unwerth er persönlich nichts weiß, von dem ihm aber ein Clerk, dessen Namen er meistens nicht einmal kennt, erklärt hat, es sei gut für das Geld.

Dies gilt natürlich nicht in allen Fällen, aber es gilt unter zehn derartigen Verkäufen nach meiner Erfahrung mindestens neunmal. Nun sind ja zwar die meisten Banken und die meisten Grundeigenthums-Agenten ehrlich, aber nicht alle. Und auch die ehrlichen wollen Geschäfte machen, und verleihen oft genug auf eine Hypothek bedeutend mehr, als sie es thun würden, wenn es sich um ihr eigenes Geld handelte. Sie denken halt: „Ich verkaufe die Mortgage ja doch wieder, und wenn ja etwas schief gehen sollte, so habe ich ja doch wenigstens meine Kommission dabei „gemacht", und der Inhaber der Mortgage wird ja wohl auch einigermaßen mit heiler Haut davonkommen." Dieses Argument ist vollständig richtig vom Standpunkt des Mortgage-Händlers aus, aber der Käufer der Hypothek zieht dabei sehr oft den Kürzeren.

Nachher happert es dann nämlich mit den Zinsen, der Versicherungspapiere oder den Steuern. Oder, wenn auch Alles dies glatt ablaufen sollte, dann vielleicht mit der Zahlung des Kapitals nach Ablauf der Mortgage. Das Erste, was der Käufer dann gewöhnlich thut, ist, daß er nach der Bank oder zu dem Grundeigenthums-Agenten hingeht und von ihm Bezahlung verlangt. „Ja, was habe ich denn mit der Geschichte zu thun? Wenden Sie sich doch an die Leute, die Ihnen das Geld schulden; und wenn die es nicht bezahlen wollen oder nicht bezahlen können, dann klagen Sie Ihre Forderung ein". — Der Inhaber der Hypothek behauptet, daß es ihm doch beim Ankauf derselben versprochen worden sei, daß die Bank sie zu irgend einer Zeit mit einem Prozent Verlust zurücknehmen würde; aber dieses Versprechen gilt natürlich nicht mehr! Also einklagen! Es geht dann zum Rechtsanwalt; dieser untersucht die Sache genauer und entdeckt vielleicht, daß das ganze Grundeigenthum nicht so viel werth ist, wie das Darlehen oder gar, daß die Hypothek eine sogenannte zweite oder dritte Mortgage ist, daß die erste bereits eingeklagt worden, und daß der Inhaber der zweiten oder dritten durch die Zeitung vorgeladen worden ist, daß er nichts davon gemerkt hat, infolge dessen nicht im Gericht erschienen ist, und auf diese Weise in aller Stille „hinausgequetscht", d. h. um seine ganze Forderung betrogen worden ist.

Die Gefahr, welche immer mit einer zweiten, dritten, vierten u. s. w. Mortgage verknüpft ist, — selbst dann, wenn das Grundeigenthum genügenden Werth besitzt, um alle Verbindlichkeiten zu decken, — ist nämlich die, daß der Inhaber der ersten Mortgage dieselbe einklagen kann, ohne den nach ihm kommenden Gläubigern eine andere Nachricht zukommen zu lassen, als durch eine viermalige Anzeige in einer Zeitung, die nur von Anwälten gelesen wird. (Hier in Chicago ist es meistens „The Chicago Daily Law Bulletin" oder der „National Corporation Reporter"). Und dann weiß der brave Landsmann, der sein Geld in gutem Vertrauen hergegeben hat, natürlich nicht das Geringste davon, daß er mit Grazie hinausgedrängt worden ist, einfach, weil er diese Zeitungsannonce nicht gelesen hat, und kein Mensch in Gottes weiter Welt von ihm erwarten konnte, daß er sie jemals lesen werde. Aber verloren hat er doch!

Mindestens ebenso schlimm, wie die zweiten, dritten, vierten fünften u. s. w. Mortgages sind diejenigen „ersten" Mortgages, die oft von Real Estate-Händlern sechsten oder siebenten Grades ausgestellt und an vertrauensvolle Seelen verkauft werden, und welche in der Weise ausgestellt sind, daß — sagen wir — tausend Dollars — durch fünf Noten „gesichert" sind, vier für hundert Dollars, zahlbar in einem, zwei, drei und vier Jahren und durch eine weitere für sechshundert Dollars, zahlbar in fünf Jahren. Der Shyster unter den Grundeigenthums-Agenten spekulirt nämlich darauf, daß er leichter fünf kleinere Noten verkaufen kann, als eine größere. Aber wenn es zum Einklagen kommt, ist die Note, die nach einem Jahre fällig war, die erste Mortgage, die nächste eine zweite Mortgage, die dritte eine dritte und die fünfte eine fünfte, — und obwohl sie meistens die größte ist, ist sie „für die Katz."

Ich habe die Ueberschrift gewählt. „Wie man Mortgages kauft." Nach diesen Darlegungen werden es mir aber wohl die Leser verzeihen, wenn ich sage, wie man sie kaufen s o l l t e. Ich werde mich dabei sehr kurz fassen. Nämlich folgendermaßen: 1) Man lasse sich den Abstrakt und die Versicherungspolice geben und übergebe sie einem vertrauenswürdigen Rechtsanwalt zur Untersuchung. 2) Wenn dieser sagt, daß der Besitztitel und die Mortgage O. K. sind, dann lasse man sich von ihm Straße und Hausnummer des verpfändeten Grundeigenthums geben und gehe selber hin, um den Werth zu untersuchen. Dabei verlasse man sich nicht gar zu treuherzig auf die Angaben der Nachbarn, weil sie meistens den Werth überschätzen, sondern lieber auf das Zeugniß von Leuten an den benachbarten Straßen. 3) Findet man, daß der Werth des Grundeigenthums mindestens doppelt so groß ist, wie der Betrag, den man für die Mortgage zu bezahlen hat, findet man ferner, daß der oder die Eigenthümer Leute sind, welche in der Welt vorwärts zu kommen versuchen und ihren Verpflichtungen nachkommen, dann kaufe man die Mortgage. Aber 4) man behalte den Abstrakt und die Versicherungspolice, und sorge dafür, daß letztere regelmäßig erneuert, und daß eine sogenannte „Mortgage Clause" darin eingetragen werde, durch welche die Versicherungssumme, für den Fall, daß das Haus abbrennen sollte, an den Eigenthümer der Mortgage zahlbar gemacht wird und nicht etwa an den Inhaber der leeren Lot. 5) Wenn eine Mortgage verlängert werden soll, dann lasse man dies immer durch einen Rechtsanwalt besorgen.

Eine Schießübung auf der Jade.

Von Graf Bernstorff, Korvettenkapitän a. D.

Kriegsschiffe, deren Besatzungen nicht mit ihren Geschützen umzugehen, das heißt zu treffen verstehen, sind für den Gegner nur Scheiben, und das für ihren Bau und die Indiensthaltung ausgegebene Geld ist als weggeworfen zu betrachten. Die Seeschlachten bei Cavite und Santiago de Cuba haben das wieder einmal gründlich bewiesen. In der deutschen Marine wird deshalb von jeher dem Dienstzweig „Schießen" eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und das ganze Jahr hindurch sind die Artillerieschulschiffe in Thätigkeit, und das größte von ihnen, der „Mars" ist in Kiel und Wilhelmshaven eine, man kann fast sagen, stadtbekannte Erscheinung. Bevor er gedeckt und seinem Zweck übergeben wurde, diente das in England angekaufte alte Linienschiff „Renown" zur Ausbildung der Offiziere und Mannschaften an den verschiedenen Kalibern, und die Schießübungen fanden ausschließlich auf der Außenjade statt.

Wenn der Frühling kam, und der Elbstrom die letzten schlammfarbigen Eisschollen der grünen Nordsee zugeführt hatte, wenn der mit Recht als Braten so beliebte Deichhammel wieder friedlich das junge sprießende Gras äste, dann schob sich der riesige Holzbau des „Renown" durch die Schleusenthore hinaus auf die Jade und dampfte stromabwärts, bis er draußen bei Schillig angelangt war. Auf dem weiten Watt, welches sich zur Ebbezeit zwischen dem Festland und der Insel Wangeroog erstreckt, wurden die Scheiben aufgebaut, welche den sausenden Granaten als Ziel dienen sollten.

„Zimmerleute an Land zum Scheibenbau!" hieß es in aller Morgenfrühe, und bald danach fuhren die mit dem nothwendigen Material hoch beladenen Boote ans Watt heran, auf welchem sich denn sofort eine rege Thätigkeit entwickelte. Natürlich mußten die Matrosen aus den Booten tüchtig mitarbeiten, was manchem gar wenig behagte, zumal wenn es der Schonung des Schuhzeugs halber hieß: „Stiefel und Strümpfe ausziehen!" Denn der Sand war naß und kalt, und außerdem pfiff der Aprilwind nicht gerade mit sommerlicher Wärme drüber hin.

Und mit dem einmaligen Aufbau der Scheiben war es noch gar nicht gethan, sondern nach jeder Schießübung mußten die mehr oder minder stark zusammengeschossenen Scheiben wieder ausgebessert werden, und die Arbeiten daran nahmen kein Ende.

Das gefiel nun dem Matrosen Bahnsen ganz und gar nicht; so sann er lange darüber nach, wie er sich wohl am besten und dauernd davon drücken könnte. Es dauerte eine ziemliche Zeit, bis ihm ein rettender Gedanke eingefallen war; den brachte er dann aber auch gleich zur Ausführung. Er meldete sich nämlich krank, aber nicht etwa so einfach, ganz harmlos, nur für ein paar Tage, o nein, sondern gleich für immer. Ins Lazareth brauchte er deswegen nicht, konnte an Bord auch sogar seinen Dienst versehen und Sonntags auf Urlaub gehen; nur die Scheibenarbeiten auf dem Watt, die konnte er nicht mehr mitmachen, was ihm allerdings, wie er behauptete, sehr leid that, denn die Arbeit, einerlei welche, war ja seine größte, beinahe seine einzige Freude im Leben. Aber der böse Rheumatismus! Ja, den hatte nämlich Bahnsen in beiden Beinen, glücklicherweise nur in den Beinen; sonst that ihm nirgendwo etwas weh. Gehen konnte er ja auch noch ganz gut (daß er die Nächte vom Sonntag zum Montag durchtanzte, hütete er sich wohl zu erzählen), und so wollte er auch gern seinen Dienst an Bord ausführen, nur auf das nasse, kalte Watt konnte er unmöglich mehr mitgehen. Das mußte der Herr Doktor doch auch einsehen.

Der Doktor sah es denn auch ein, und Bahnsen durfte auf dem „Renown" bleiben, wenn es hieß: „Zimmerleute an Land zum Scheibenbau!" Das bischen Medizin nahm er gern ein, wenn es auch nicht besonders schön schmeckte, aber er kam sich selbst immer sehr interessant vor, wenn er dreimal täglich sagen konnte: „Ick mutt erst Medißin innehmen!"

Na, die Scheiben wurden auch ohne Bahnsen wieder heil, und wenn sie heil waren, wurden sie wieder zusammengeschossen, dann wieder heil gemacht, zusammengeschossen, heil gemacht u. s. f. in gleichmäßig fröhlicher Abwechselung. Aus dem Frühling war Sommer geworden, das Gras an den Deichseiten stand fast zwei Fuß hoch, und die Deichhammel konnten kaum noch „Böh" sagen, so vollgefressen waren sie, — da war der erste Schießkursus des Artillerieschiffes beendet. Was nur im Treffen geleistet werden konnte, das wurde geleistet; aber um das auch nach oben hin in einem konzentrirten Bericht zum Ausdruck bringen zu können, mußten die Geschützführer eine Art Examen ablegen, wobei es allerdings Belohnungen gab; sie mußten das sogenannte „Prämienschießen" erledigen.

Dazu wurde im Inneren des Jadebusens auf den Oberahnschen Feldern eine Scheibe gebaut; der Tender, das alte Kanonenboot „Hay", ließ sich etwa 500 Meter davon auf dem Watt trocken fallen, und dann wurde mit 8-Centimetergeschützen nach der Scheibe geschossen, wobei jeder Schütze sich Entfernung, Aufsatz u. s. w. selbst herausklügeln mußte. Das Anzeigen wurde nach jedem Schuß von einigen Leuten an der Scheibe besorgt wie auf dem Gewehrschießstand. Die Aufsicht führte ein Offizier dabei. So sollte es auch diesmal werden.

„Matrose Bahnsen an Land zum Anzeigen!" Das war was für ihn, so eine Art Vertrauensposten, und seelenvergnügt stieg er trotz Rheumatismus in's Boot, welches ihn auf die kleine Insel brachte, wo er ebenso wie der Offizier und die übrigen Leute sich in Erdlöchern vor etwaigen Splittern deckte. Eine Anzahl Schüsse war schon gefallen, da zog ein Gewitter mit heftigem Regen auf. Wieder ein Schuß, dann stürzender Regen, vor dem sich Freund Bahnsen unter die Scheibe zu ducken suchte. Plötzlich zuckte ein Strahl hernieder, dem dröhnender, knatternder Donnerschlag folgte, und Bahnsen lag wie leblos unter der Scheibe. Der aufsichtführende Offizier und die übrigen Leute stürzten hinzu und hoben den Verunglückten auf, der dann auf's Gras niedergelegt wurde, da Jeder ihn zunächst für todt hielt.

Da fing aber Bahnsen an, sich zu rühren, zappelte erst mit den Beinen, machte dann den Mund auf, und plötzlich brüllte er los: „Ich bin todt! Ich bin todt! Ich bin todt!"

„Schafskopf!" meinte aber der Offizier, „so lange Sie noch so schreien können, sind Sie noch nicht todt! Wo thut's Ihnen weh?"

„Meine Beine brennen!" zeterte Bahnsen, „meine Beine brennen! Ich bin todt! Ich bin todt! Au! Oh! Au! Meine Beine, meine Beine! Au! Au! Au!"

„Holen Sie mal die Flasche Mosel aus meinem Erdloch!" befahl Leutnant v. Benno dem andern Matrosen, setzte dann Bahnsen die Flasche an den Mund und rief: „Trink!"

Bahnsen trank die Flasche dreiviertel aus; da wurde ihm besser. Und nun wurde er hochgehoben und über das trocken gefallene Watt zum Kanonenboot getragen, von wo schon eine Anzahl Leute zu Hilfe kam, da der Vorfall von Bord aus bemerkt war. Bald darauf traf auch der vom „Renown" signalisirte Arzt ein, welcher den Verunglückten mit auf's Schiff nahm. Außer einigen handtellergroßen blauen Flecken an den Beinen war am ganzen Körper des Mannes nichts zu entdecken, und nach einigen Tagen Ruhe im Lazareth war Bahnsen wieder dienstfähig. Das ihm widerfahrene Unglück hatte sogar noch sehr gute Nachwirkung, denn — sein Rheumatismus war vollständig verschwunden. Er spürte gar nichts mehr davon und war der Flinksten einer.

Der Sommer verging; schon färbte der Herbst die Blätter gelb und roth, und kalte Nebel bedeckten des Morgens die Watten. Da hieß es eines Tages wiederum: „Zimmerleute an Land zum Scheibenbau!" Für einen erkrankten Matrosen wurde Bahnsen in's Boot kommandirt. Da stellte sich urplötzlich der böse Rheumatismus wieder ein, und Freund Bahnsen meldete sich schleunigst krank.

„Also Sie haben's wieder in den Beinen?" fragte der Arzt.

„Jawohl, Herr Doktor, es zieht wieder schlimm!"

„So!? Na, dem wollen wir bald abhelfen. Reuter," wendete sich der Doktor zum Lazarethgehilfen, „machen Sie mal die Elektrisirmaschine klar!" Dann zu Bahnsen: „Warten Sie hier zehn Minuten, bis die Maschine klar ist! Damit elektrisire ich Sie nachher. Wissen Sie, das ist ganz ebenso wie damals beim Blitzschlag auf den Oberahnschen Feldern. Verstehen Sie?"

Der Doktor verließ ebenfalls das Lazareth, doch als er mit seinem Gehilfen nach zehn Minuten wieder erschien, war der Patient verschwunden und auch im ganzen Schiff nicht aufzufinden. Erst um Mittag kam er mit den Zimmerleuten von Watt zurück. Die angedrohte Kur hatte ihn ebenso schnell geheilt, wie er vorher krank geworden war.

Die ausgeglichenen Ehegatten.

Der Drechsler Anton Radowitz hat sich vor dem Richter der Josephstadt in Wien wegen Mißhandlung seiner Gattin zu verantworten. — Richter: Ihre Frau erschien vor der Polizei, weil Sie sie arg geprügelt haben. Sie sollen die ganze Nacht gezecht und am anderen Morgen beim Nachhausekommen erzedirt und sie verletzt haben; es liegt das ärztliche Zeugniß bei. — Angekl.: I sag' nix von ihr und sie darf über mir nix reden. — Richter: Bei der Polizei haben Sie angegeben: „Ich habe sie geprügelt, weil sie es verdient hat". — Angekl.: „Wird schon so sein aber i red' nix. — Richter: Der Mann hat nicht das Recht, die Gattin zu züchtigen! Sie wollen also keine Auskunft geben? — Angekl.: Na. I red' über sie nix, sie darf über mi nix reden. — Richter: Das werden wir ja hören. — Die Gattin wird vorgerufen und beeilt sich zu erklären, sie sei die Schuldige, sie habe sich mit ihrem Manne bereits ausgeglichen; sie entschlägt sich der Aussage. — Der Richter entließ den schweigsamen Angeklagten mit einem strengen Verweise.

— Gegenseitig. — Dienstmädchen: Eine schöne Empfehlung von der Frau Präsidentin und Sie möchten lieber heute Nachmittag nicht kommen, die Frau Präsidentin sind krank. — Frau B.: So, so, sagen Sie nur, einen schönen Gruß, und es wäre mir sehr angenehm, ich habe nämlich soeben auch absagen lassen wollen!

Seite 9—16.

Sonntagpost

Seite 9—16.

Chicago, Sonntag, den 27. August 1899.

Für die „Sonntagpost.“

Strandgut.

Hübsch sind sie, die Strandidyllen, in denen der Künstler große und kleine Kinder Steinchen, Muscheln und Seesterne sammeln läßt, lachend und schreiend bei jedem neuen seltnen Funde, und die erbeuteten Schätze des Meeres mit Harpagongier bergend. Vielleicht werden sie bald als unnöthiger Ballast empfunden und dem Meere zurückgegeben, ehe sie Gelegenheit hatten, ihren Zweck als Erinnerung an Foamy Beach, oder sonst einen Meeresaufenthalt, zu erfüllen. Es werden so viele Reliquien gesammelt, um später dem Meer geopfert zu werden — dem Meer der Vergessenheit.

Aber es gibt auch andere Strandbilder, ungemalte und unbesungene; sie sind weniger sonnig, heiter und licht. Strandtragödien sollten sie heißen. Von Kämpfen des Menschen mit den Elementen der Natur erzählen sie; von der Zerbrechlichkeit und Vergänglichkeit des Werks von Menschenhand; und von Menschenseelen, die Schiffbruch erlitten. Mit Hacken, Stangen und Rechen fischen rauhe, wettergebräunte Gestalten nach dem Strandgut, das diese Tragödien erzählt — ein mühseliges Tagewerk. Nicht glänzende Steinchen, buntschimmernde Muscheln und anmuthig geschweifte Seesterne sind es— sondern Bretter und Balken, und was die Fluth sonst hertreibt. Versunkene Fracht, Schiffstrümmer — wer fragt nach dem was? und dem woher? Das Meer hat sie mit feuchten, grünen Tanggewinden umschlungen, als wollte es sie fest halten mit seinen Armen. Denn nur ungern gibt es her, was es einmal an sich gerissen. Und zwischen dem Treibholz schwimmt eine Masse anderen Strandguts; Blechkannen und Lunchkörbe, die einst die Leckerbissen eines „Plain air“ Festmahls enthielten; Hüte und Schirme, die der Wind sommerlichen Ausflüglern entführt; und dazwischen Flaschen, die längst ihren Geist aufgegeben, und andere, wohlverkorkte und versiegelte, in denen ein Spaßvogel ein Pröbchen seines Geistes eingeschlossen — alter, alter Jux!

Nach einer Stelle des öden sandigen Ufers schauen sie besonders aus, die scharfen, schlauen Späheraugen der rohen, finstren Kerle. Eine Strömung ist da, welche alles vom Flusse in die See hinausgeführte Strandgut auswirft. Sehen sie da ein unbestimmtes Etwas auftauchen, formlos und farblos, dem in feuchte Leinwand geschlagenen Lehmklos eines Bildhauers gleich, ein Etwas von undeutlichen menschenähnlichen Umrissen — dann kommt Leben in die Bande. Die Gesichter verzerren sich zu einem gräßlichen Grinsen, die Freude an einem sensationellen Funde entlockt ihnen Rufe, Gelächter, Verwünschungen. Wie die Aasgeier stürzen sie sich auf dieses Strandgut. Das verspricht vielleicht fetten Finderlohn — wer weiß? Verschwinden doch so und so viele Menschen jährlich spurlos aus dem Höllenschlund der Großstadt, für deren Auffinden „todt oder lebendig“ Summen ausgesetzt werden, von denen sie den Rest ihres Lebens sorgen- und mühelos leben könnten. Diese lockende, glänzende Möglichkeit ist es, welche sie antreibt, ihr grauses Tagewerk mit zäher Ausdauer zu üben. Einmal wird es ihnen gelingen, statt eines von den vielen „Unbekannten“, welche die Morgue birgt, einen „Verschwundenen“ zu erwischen, dem Weib und Kinder nachweinen, und den in ihrer Nähe bestatten zu können, ihnen einen Trost bietet, der nicht theuer genug erkauft werden kann. Ja, das ist es, wonach sie auslugen, diese Männer; die Polizei führt nicht genauer Buch über die verschwundenen und vermißten Bewohner der Stadt, als sie .....

Es gibt aber noch anderes Strandgut an der Küste dieses Landes; Strandgut, das Niemanden freut und Niemanden lockt, womit es sich nicht spielen läßt und das sich nicht in Geld umsetzen läßt. Das ist das lebendige, menschliche Strandgut. Steinchen, Muscheln und Seesterne sind doch zu etwas gut; sie erfreuen ein Kinderherz. Treibholz läßt sich trocknen und brennen; es läßt sich zur Noth etwas daraus bauen. Kannen und Körbe, Hüte und Schirme packt der „Junk“-Jude nur zu gern auf seinen Karren. Die Leichen, für die es in der Sprache der Strandfischer ein Dutzend Namen gibt, verheißen eine Leichenschau, vielleicht einen Prozeß, und wenn es nichts weiter gibt, dann wenigstens etwas theatralische Aufregung, dramatische Sensation in einem an Abwechslung nicht gerade reichen Dasein. Aber das lebende Strandgut — was soll man nur damit anfangen? Weiß es doch selber nicht, was mit sich zu beginnen!

Es gibt Gegenden in New York und Orte in der Nachbarschaft der Stadt, die geradezu als Ablagerungsplatz solchen Strandguts gelten können. Von den Schiffen, die täglich einlaufen, an der Küste abgesetzt, treibt es eine Zeitlang mit dem Strom des fremden, ungewohnten Lebens. Bietet sich den Füßen nicht bald fester Grund, dann ergibt sich diese halt- und hilflose Menschheit in das Schicksal, immer so weiter zu treiben. Zu Hunderten spuken solche Menschen in der Nähe der Landungsplätze umher, zerlumpt, verhungert, verkommen; ein warnendes und nie beachtetes Exempel. Es ist, als ob sie sich mit einem gewissen Fatalismus darauf versteiften, dem Hafen möglichst nahe zu bleiben, aus dem sie doch vielleicht einmal auslaufen könnten. Aber täglich kommen Schiffe herein und täglich stechen sie in See; und diese lebendige, menschliche Ueberfracht bleibt zurück.

Es war in einem Sommergarten in Hoboken. Im Laufe einer Stunde kamen nicht weniger als drei “little German bands”, traurige, abgezehrte, nothdürftig bekleidete Gestalten, und bliesen „Die Wacht am Rhein“, „In einem kühlen Grunde“ und „Fridolin“. Dann erschien ein lahmer Flötist mit einem schwindsüchtigen Geiger. Und dann mit singender Stimme und öftreichelndem Dialekt:

„Wollen die Herrschaften nicht die Kraft ihrer Lunge probiren?“

Ein alter Mann in einem fadenscheinigen Röckchen schleppte an einem unförmigen Instrument. Vergebens versicherten die Herrschaften, daß ihnen der Zustand ihrer Lungen genau bekannt wäre, daß sie so-und-so-viel wögen und heben könnten, u. s. w. Der gute Alte hielt ihnen eine Vortrag über die Vorzüge seines Apparats, und als auch dieser seinen Eindruck verfehlte, verabschiedete er sich mit einem kleinlauten „Küß die Hand, gn' Frau!“ und einem vorwurfsvollen Blick auf deren Begleiter. Vielleicht war es eine kleine Szene aus der Tragödie des Erfinderschicksals, die sich da abgespielt; vielleicht steckte in dem unförmigen Ding, das der alte Mann durch die Straßen von Hoboken schleppt und dessen Unfehlbarkeit er jedem Menschen anpreist, den er deutsch reden hört — und hört man überhaupt etwas anderes als Deutsch in Hoboken? — die Arbeit eines ganzen Lebens!

Und es kamen ihrer Andere. Männer mit Ansichten und Photographien —Kaiser Wilhelm, Bismarck, das Hermanns - Denkmal, das neue Reichstagsgebäude, der Kölner Dom, das Goethe - Haus, und dergleichen; Knaben mit einem Zeitschriftenbündel unter dem Arm — „Daheim“, „Gartenlaube“, „Ueber Land und Meer“; und wieder andere mit Traumbüchern; und einer mit einem Mittel gegen Seekrankheit. Es war eine traurige Gesellschaft. Was sie vor dem Zurückspedirtwerden unter dem „Pauper“-Gesetz bewahrt hatte, das hatten sie in diese Waaren gesteckt, die sie nun mit wenig Erfolg feiboten. Und vielleicht sind diese Armen noch viel besser ab gerade in Hoboken, als wenn sie anderswo ihr Glück versuchen wollten. Denn die Gesellschaft, welche die Hotels, Restaurants und Sommergarten dieses Ortes besucht, besteht zum größten Theil aus eben erst angekommenen oder aus Abfahrt erwartenden Europa-Reisenden, und die Stimmung, in welcher sie sich befinden, ist meistens einem leisen Appell an die Sympathie günstig. Es ist nicht immer Mitleid mit dem Schicksal dieser Leute, das sie in die Tasche greifen läßt; sondern sie wollen sich die Laune nicht verderben, sie wollen ein besonders trostloses Bild so schnell wie möglich aus ihrem Gesichtkreis verschwinden lassen. Und vielleicht ist einer oder andere unter den erster Kajüte reisenden Gästen der Absteigequartiere des Deutschamerikanerthums, der vor dreißig oder vierzig Jahren auch hier spukte, sei es als fliegender Buchhändler, oder Kellner? Wer kann es wissen.

Ich aber schätze dieses Strandgut noch bei Weitem höher, als eine andere Sorte, die ich kenne; auch deutsche, lebendige Menschenfracht, welche hier abgesetzt wird, und sitzen bleibt. Sie bildet einen Abschnitt im Buche der „Amerikamüden“, welcher nicht so in Kürze behandelt werden kann. Doch wohin bin ich gerathen? Von einer Strandidylle zur Tragödie von den Amerikamüden? Solche Sprünge macht der menschliche Geist. A. E.

Madjua.

(Eine wahre Geschichte aus Kamerun. Von O. R.)

Am Hafenquai zu Kamerun herrschie reges Treiben. Dicke Rauchwolken aus dem Schlote emporsendend, lag ein stattlicher Dampfer, die „Thekla Bohlen“ am Brückenkopfe der eisernen Landungsbrücke, zur Abfahrt bereit. An Bord waren die Matrosen, unterstützt von herkulisch gebauten Krunegern, emsig beschäftigt, die letzten Vorbereitungen zu treffen, und auf dem Promenadendeck standen mehrere Gruppen von Europäern in lebhaftem Gespräche bei einander. Nun ertönte zum zweiten Male die heulende Schiffssirene; es galt Abschied zu nehmen.

„Glückliche Reise, Bertram, und vergessen Sie in der Heimath die alten Kameraden nicht ganz!“

Die Sirene erschallte zum dritten Male, die zurückbleibenden Europäer gingen von Bord. Der Dampfer warf von der Brücke los und steuerte in langsamer Fahrt flußabwärts der in grauem Dunste dem Auge verborgen bleibenden Mündung zu. Hinüber und herüber wurden Grüße gewinkt, dann wandten sich die Zurückgebliebenen wieder dem Lande zu.

An dem großen Kohlenschuppen, unweit der Brücke, stand ein Negerweib und schaute mit brennenden Augen dem in den Nebelschleiern allmählich verschwindenden Dampfer nach. Ihr langes Gewand zeigte, daß sie zur Missionsgemeinde gehörte.

„Nun, Madjua“, redete Leutnant v. Reuter das anscheinend in tief Gedanken versunkene Weib an, „bist Du gekommen, Abschied zu nehmen?“

Mit einem langen Blick voll Trauer und Verlangen schaute Madjua den Fluß hinab, dann hob sie ihr Antlitz, in dessen tiefdunklen großen Augen Thränen schimmerten, angstvoll zu dem Offizier empor. „Massa wird wiederkommen, gewiß er wird wiederkommen, Herr?“

„Nein, Madjua, diesmal nicht, diesmal ist's voller Ernst. Hat er Dir's nicht auch gesagt?“ Stumm nickte Madjua, ein Zittern durchlief ihren Körper, mit kurzem Gruße eilte sie den steilen Uferweg hinauf. Auch Reuter und sein Begleiter, Leutnant Wolf, setzten den unterbrochenen Heimweg fort.

„Sagen Sie einmal, Reuter, wer ist diese Madjua? Das Weib macht einen merkwürdig sympathischen Eindruck, welche famosen Augen!“

„Na, nur nicht zu begeistert, mein Lieber. Der Bissen ist nicht für Sie. Man merkt übrigens, daß Sie noch nicht lange draußen sind, sonst würden Sie auch Madjuas Schicksale kennen. Vielleicht begleiten Sie mich zur Kaserne hinüber, ich habe dort zu thun, unterwegs kann ich Ihnen die Geschichte erzählen.“

Wolf war einverstanden. Gemächlich schlenderten die beiden Offiziere die Palmenallee entlang, welche vom Rande des Ufers zum Gouvernement führt.

„Es ist eine sehr einfache Geschichte, die Sie hören werden“, begann Reuter, „und doch ist sie in mancher Hinsicht lehrreich. Wir sind es nur zu sehr gewöhnt, die unsympathischen Seiten im Charakter der Neger zu sehen und in ihm lediglich die mehr oder weniger gezähmte Bestie zu erblicken. Dennoch erleben wir ab und zu auch bei ihnen die rührendsten Beweise echt menschlichen Empfindens. —Doch lassen Sie mich erzählen:

Es sind jetzt bald fünf Jahre verflossen, da bekamen wir eines Tages die Nachricht, daß in Boana ein großes Fetischpalaver vorbereitet werde. Schon wiederholt sollten dort trotz des strengen Verbotes des Gouvernements derartige Fetischpalaver stattgefunden und manches unglückliche Opfer gefordert haben, ohne daß es je gelungen war, die Schuldigen zu überführen. Es galt sie auf frischer That zu ertappen und ein Exempel zu statuiren.

Wir waren dazumals gerade mit dem Gouverneur in Viktoria, und dieser gab Bertram die Aufgabe, mit einer Abtheilung Polizeisoldaten unverzüglich nach Boana aufzubrechen. Das Unternehmen glückte vollständig. Ohne bemerkt zu werden, schlich Bertram sich mit seinen Leuten bis an das Dorf heran, seine verschmitzten Wey-Jungen hatten bald die Stätte, an welcher die schauerliche Gerichtssitzung stattfand, ausgespürt. Es war eine Lichtung dicht hinter dem Dorfe, offenbar zur Anlage von Feldern bestimmt. Auf einem gefällten Baumstamme saßen ein älterer Neger und ein jüngeres Mädchen. Beide waren von dem Fetisch-Manne angeklagt worden, den Tod eines durch Schlangenbiß ums Leben gekommenen Boana-Mannes durch Hexerei verschuldet zu haben. Offenbar handelt es sich um ein Komplott der Feinde des Negers oder um eine Teufelei des schurkischen Fetischmannes, der in wilden Sprüngen vor seinen unglücklichen Opfern tanzte, während diese mit angsterfüllten Blicken bald auf die in tiefem Schweigen ringsum kauerde Volksmenge, bald auf die beiden vor ihnen aufgestellten Giftbecher schauten. Der Fetischmann beendete seinen Tanz und ergriff den einen Giftbecher, um ihn dem Mädchen zu reichen. Gab sie den getrunkenen Giftsaft wieder von sich, so war sie nach dem Volksglauben unschuldig, erlag ihr Körper demselben, so war ihre Schuld erwiesen, und sie fiel alsbald unter dem Schwerte des Henkers. Einen Augenblick zögerte das unglückliche Mädchen, dann streckte sie die Hand nach dem Becher aus. Diesen Moment hatte Bertram erwartet, schnell gab er seinen Leuten einen Wink, und ehe die verdutzte Menge wußte, was geschah, war der Fetischmann gepackt, zu Boden geworfen und gefesselt. Einen Augenblick schienen die Leute eine drohende Haltung annehmen zu wollen; aber schnell besannen sie sich eines Besseren und zerstoben nach allen Seiten. Die beiden Geretteten waren Madjua und ihr Vater N'Senga. Der Fetischmann wurde gehängt, den Boanaleuten aber mit den strengsten Strafen gedroht, falls sie es wagen würden, den beiden Geretteten irgend ein Leid zuzufügen.

Einige Tage nach diesen Vorgängen erschien N'Senga mit Madjua in Viktoria und bot Bertram seine Tochter zum Kauf an.“

„Zum Kauf?“ unterbrach Wolf. „Sie meinen zum Geschenk.“

„Allerdings zum Kauf. Verschenken wird der Neger ein Weib so leicht nicht, zumal wenn es jung und hübsch ist. Ist doch das Weib der vornehmste und kostbarste unter allen seinen Handelsartikeln. Möglichst viele Weiber kaufen und verkaufen zu können, das ist der höchste und letzte Zweck aller dieser schwarzen Schacherseelen.

Bertram war durch den Vorschlag N'Sengas überrascht. Wie konnte er die Tochter desselben kaufen, das wäre ja offenbarer Sklavenhandel gewesen! Andererseits aber interessirte ihn das Mädchen sehr. Madjua war damals vierzehn Jahre alt und eine wirkliche Schönheit, wie man sie ab und zu auch unter den Schwarzen findet. Nie habe ich bei einer Schwarzen ein so schönes, seelenvolles Auge gesehen als bei Madjua. Diese Augen mochten Bertram es wohl angethan haben. Zudem, er sollte in kurzer Frist nach der entfernten Station tief ins Innere des Landes abgehen, und der Gedanke, dort Jemand um sich zu haben, den das Gefühl der Dankbarkeit an seine Person fesseln mußte, mochten ihn mit zu seinem Entschlusse bestimmen. Kurz und gut, er wurde mit N'Senga handelseinig und miethete Madjua auf zwei Jahre.

Bald darauf ging Bertram mit seiner Expedition in das Hinterland ab, Madjua folgte ihm. Sie wurde seine Dienerin, kochte und wusch für ihn, half im Hause und im Garten, holte Fische aus dem Flusse, erntete Pisang und Yams, bereitete Palmöl-Suppe und Fufu und machte sich nützlich, wo und wie sie vermochte. Man konnte sich kein fleißigeres und zuverlässigeres Mädchen denken als Madjua. Und da sie auch einen klaren, leicht fassenden Verstand besaß, so guckte sie Jende, Bertrams Boy, bald ein Menge seiner Künste ab, lernte mit Nadel und Faden umgehen und die weißen Tropen-Anzüge ihres Herrn sammt dem Wollenzeuge ordentlich im Stande halten.

Je länger sie bei ihm weilte, desto besser ging es ihr. Er hatte das hübsche kluge Mädchen gern um sich; sie half ihm mit ihrem Plaudern über die Langeweile der einsamen, langen Abende hinweg, sie wurde seine Freudin, sein Weib.

Fortan hing Madjua mit ganzer Seele an ihm, sie begleitete ihn, wenn er auszog zum Kampfe gegen die unbotmäßigen Nachbarstämme, sie bewachte seinen Schlaf, wenn er unter der Graslaube, im Feldlager oder in der Hütte des feindlichen Dorfes schlummerte, sie pflegte ihn, wenn die Schauer des Tropenfiebers seinen Körper schüttelten, sie wurde nicht müde, Tag aus, Tag ein, für ihn zu arbeiten.

So vergingen schnell anderthalb Jahre. Bertram wurde abgelöst, er übergab seinem Nachfolger die Station und marschirte wieder zur Küste hinab. Kurz vor Beginn der Regenzeit langte er mit Madjua und seinen Leuten in Kamerun an.

Madjua wollte sich taufen lassen, Ihr Herr war Christ, Jende, der Boy, war Christ, sie wollte es auch sein. Bertram war es wohl zufrieden. Schon oft war ihm bei dem Gedanken an die Zukunft beklommen zu Muthe gewesen, wie sollte die Sache enden? Er war eine zu edel denkende Natur, als daß er nach Ablauf der ausbedungenen zwei Jahre das Mädchen ihrem Vater hätte zurückgeben könenn.

Aber das Schlimmste stand ihm noch bevor. Zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit wollte er auf Urlaub nach Europa gehen. Am liebsten hätte Madjua ihn begleitet; sie sah ein, daß das unmöglich sei. Bertram gedachte nach Ablauf des Urlaubs zurückzukehren, seine Thätigkeit war ihm lieb geworden, er hing mit Leib und Seele an seinem Berufe und an seiner Arbeit in der schönen Kolonie. Aber der Sache mit Madjua mußte zuvor ein Ende gemacht werden. So sagte er ihr denn am Tage vor seiner Abreise — sie war kurz zuvor getauft worden — daß er nun für immer fortgehen müsse und niemals wiederkehren könne, Madjua werde ihn niemals wiedersehen. Er sei traurig sie verlassen zu müssen; aber der Kaiser habe seine Rückkehr befohlen, und er müsse gehorchen. Madjua müsse ihn vergessen; einstweilen solle sie auf der Missionsstation verbleiben, am besten sei es, sie heirathe dann einen ordentlichen Landsmann aus der Missionsgemeinde. Das sei sein dringender Wunsch.

Madjua wollte von allem dem nichts wissen. In tiefem Schmerze fragte sie wieder und immer wieder, ob Massa gewiß nicht wiederkommen werde. Es wurde Bertram nicht leicht, sie weiter zu täuschen und allen ihren Einwänden zu begegnen. Endlich ergab sich Madjua in ihr Schicksal. Sie nahm Abschied von ihrem Herrn. Am folgenden Morgen trat Bertram die Heimreise an.

Madjua blieb bei der freundlichen Missionarsfamilie. Acht Wochen später wurde sie die Frau N'Guassas, eines christlichen Negers, der als Zollgehilfe bei dem Gouvernement angestellt war. Massa hatte es ja so gewünscht, der gute Missionar hatte ihr auch zugeredet, und schließlich war es auch für sie das Beste. N'Guassa war ein ordentlicher Mann, der Missionar sprach nur Gutes von ihm, und unter seinen Landsleuten galt er wegen seiner Beamtenstellung als ein großer Mann. So bezog sie denn mit ihm das hübsche Häuschen in der Beamtenstadt auf der Jossplatte und wurde ihm eine sorgsame und gute Hausfrau, wenngleich ihre Gedanken oft zum Meere und zu ihrem fernen Herr irrten. Aber der würde ja niemals wiederkehren, er hatte es ja bestimmt gesagt, und was Massa sagte, das war wahr wie das Evangelium.

Eines Morgens, als Madjua gerade vor ihrem Häuschen arbeitete, kam ein Neger eilig vorbeigestürmt. Madjua kannte ihn, es war einer von Bertrams Wey-Leuten, der auf der Station unter ihm gedient hatte. „Massa Bertram kommt!“ rief er aufgeregt zu der jungen Frau und eilte weiter, seinen zurückgekehrten Offizier zu begrüßen.

Madjua stand wie erstarrt da. Dann aber raffte sie sich auf, sie wollte sich mit eigenen Augen von der Wahrheit der unglaublichen Botschaft überzeugen. Und wirklich, nach kurzem Warten sah sie von ihrem Versteck aus Bertram ankommen, fröhlich mit seinen Begleitern scherzend und plaudernd. Ein unsagbarer Schmerz durchzitterte ihr Herz. Lange haftete ihr Auge an der Eingangspforte des großen Gouvernementsgartens, hinter dessen Bäumen die Offiziere verschwunden waren. Sie schien alles um sich herum vergessen zu haben.

Es war Abend geworden. Bertram hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen und schickte sich an, zur Ruhe zu legen. Nach langer Zeit wieder die erste Nacht unterd en hohen Palmenwipfeln Kameruns! Ob er der vergangenen Zeiten, ob er Madjuas gedachte? Ein leises Pochen an der Thür unterbrach sein Sinnen, und ehe er's sich versah, stand Madjua mitten im Zimmer. Zitternd vor Erregung, die schimmernden Augen von Thränen gefeuchtet, trat sie mit erhobener Rechte vor ihren Herrn. Das war nicht mehr die sanfte, schüchterne Madjua, die einst zu ihm wie zu einem Gott aufgeschaut hatte. Schmerz, Zorn und Leidenschaft sprachen aus jeder ihrer Bewegungen.

„Madjua!“ rief Bertram überrascht aus.

„O Massa, Du sagtest doch, Du kämest nie wieder. Nun bist Du doch gekommen!“ Und leidenschaftlich, als ob Empörung sie überwältigte, brach es aus ihr hervor: „Pfui, Massa hat gelogen, das ist schlecht von Massa. Lügen ist Sünde, sagt Missionar, und Massa hat gelogen!“

Thränen stürzten ihr aus den Augen und ein krampfhaftes Schluchzen erstickte ihre Stimme. Es kostete Bertram viel Mühe, die Aufgeregte zu beruhigen. Was er sagen mochte, sie blieb dabei, daß er sie belogen habe, daß er schlecht gewesen sei. Was sollte er darauf erwidern?

„Und nun gehe ich, Massa,“ schloß sie endlich. „Wenn Du hier in Kamerun bist, will ich für Dich waschen und kochen. Aber sonst — nicht rühr an! N'Guassa ist mein Mann, und Missionar sagt, es ist Sünde, wenn ich ihm nicht treu bin.“

„Gewiß, gewiß,“ stimmte Bertram bewegt ihr bei; „aber gute Freunde werden wir auch künftig bleiben. Nicht wahr, Madjua?“

Es dauerte eine Weile, bis Madjua in die dargebotene Hand einschlug. Dann wandte sie sich und ging.

Fortan sorgte wieder Madjua für Bertram wie früher bei seinem ersten Aufenthalt in der Kolonie. Aber dabei blieb es, nie hat sie auch nur eine Stunde daran gedacht, das alte Verhältniß zu erneuern, nie hat sie N'Guassa den leisesten Anlaß zu Vorwurf und Tadel gegeben.

„Und Sie meinen, daß ihre Seele trotzdem noch jetzt unverändert an Bertram hängt?“

„Haben Sie vorhin an der Brücke nicht den Blick gesehen, mit welchem sie dem scheidenden Dampfer nachblickte, nicht den Eindruck gespürt, den meine Worte auf sie machten? Massa Bertram ist ihr Alles, ihm zu dienen, für ihn zu sorgen macht noch immer das Glück ihres Lebens aus. Um so bewundernswerther scheint mir die Treue und das Pflichtbewußtsein, das dieses Negerweib nun schon seit Jahren bewiesen hat.

Aber dort ist die Kaserne, wir sind am Ziel.“

Der Posten präsentirte, und die beiden Offiziere betraten das geräumige Haus.

— — — — — — — — — — — — — —

Auch Madjua war inzwischen in ihrem Häuschen angelangt. Noch oft hat sie erwartend am Quai gestanden, wenn die aufgehißten Flaggen der Faktoreien das Nahen der Dampfer anzeigten. Vergebens! Massa Bertram ist nimmer wiedergekehrt.

Die Strümpfe des Königs.

Ein Kopenhagener Korrespondent schreibt: Als König Oskar kürzlich einen Ausflug nach dem berühmten „Guld brandsdal“ vornahm, bemerkte er eine alte Frau, ging zu ihr hin und gab ihr ein Goldstück. Sie dankte dem König, meinte aber, noch mehr thun zu müssen, um ihre Dankbarkeit zu zeigen, und zwischen ihr und dem König entspann sich dann folgendes Gespräch: Sie: „Wenn Du ein Paar Strümpfe von mir annehmen willst, werde ich sie stricken und Dir schicken“. — Der König: „Ich danke Dir. Sie müssen aber recht hübsch sein“. — Sie: „Welche Farbe gefällt Dir am besten? ....Magst Du grau?“ — Der König: „Ja, Grau ist ausgezeichnet. Diese Farbe paßt am besten für Leute, die so alt sind wie Du und ich“. — Sie: „Wie soll ich Dir aber die Strümpfe schicken?“ — Der König: „Ich denke, daß der Pfarrer Dir dabei helfen wird“. — Dann entfernte sich der König, und die Alte ging nach Hause, um das Geschenk für den König anzufangen.

— Galant. — Herr: „Darf ich wissen, wie alt gnädigstes Fräulein sind?“ — Fräulein: „Achtzehn Jahre.“ — „Herr: „So kurze Zeit erst werden gnädiges Fräulein um Ihre Schönheit beneidet?“

— Die Menschen schätzen sich gegenseitig ein nach Geld, Verstand, Wissen, Schönheit. Talent und anderen beneidenswerthen Dingen; aber nie unterschätzt sich der Schätzer selbst.

Kleinigkeiten.

Von G. af Hedenstjerna.

(Nach dem Manuskript übersetzt von E. Brausewetter.)

Einige Kleingkeiten hatten bewirkt, daß Eva Andersson und Karl Pettersson dahie gekommen waren, einander für „Zeit und Ewigkeit“ anzugehören.

Erstens hatte Eva, als sie Karl zum ersten Male sah, noch nicht mehr als drei Herren in der Nähe gesehen: Ihren Papa, den Kreisthierarzt und den Propst in der Kirche. Aber Papa war nun todt, der Kreisthierarzt verheirathet, als Eva erst zwölf Jahre alt war, und der Propst war Wittwer, aber 63 Jahre älter, als Eva.

Da traf sie Karl Pettersson in einem Sommer- Pensionat in Smaaland, wo sie zur Erholung weilte und sich sonst nur verheirathete Herren, Rheumatiker und Weiberfeinde oder Unmündige, Verlobte oder solche Herren befanden, die im Staatsdienst standen, aber infolge der weisen Avancements-Verhältnisse ihres Landes nicht hoffen konnten, in den nächsten zwanzig Jahren den Lebensunterhalt für ein Menschenpaar zu verdienen.

An einem schönen Tage waren sie und Karl Pettersson — er war Landwirthschafts-Ingenieur mit 4000 Kronen Jahresgehalt — draußen und gingen im Walde harmlos spazieren.

Wäre das Wetter schön gebliben, wäre vielleicht nichts weiter passirt, sie wären jeder seinen Lebnsweg gegangen, hätten sich aus dem Gesicht verloren und im Alter, wenn sie zufällig von einander reden hörten, mit zerstreutem und mild sinnendem Ausdruck gesagt: „Ja so, der!“ Aber nun kam ein starker Platzregen, und die beiden jungen Leute mußten in eine Hütte flüchten, die dazu bestimmt war, dem Schaf vor den Gefahren des mystischen Nachtdunkels Schutz zu gewähren.

Da standen sie ziemlich dicht bei einander, während der Platzregen auf das Dach herabdonnerte und das Wasser auf allen Seiten herabgoß und kleine nasse Tropfen auf dem jungen frischen Gesicht des Mädchens und in ihrem Haar funkelten. In einer Ecke lag das Schaf, das Schutz gegen das Unwetter gesucht hatte, wiederkäuend. Das junge Lämmchen saugte an dem Saum von Evas Kleid, und von dem nahen Dorfe vernahm man den energischen Protest eines Ferkelchens dagegen, daß man es seines jungen Lebens berauben wollte zur Befriedigung der Eßbedürfnisse der feinen Sommergäste.

Aber der Tod hat seine Gesetze wie das Leben. Am nächsten Tage war Markt und der Bauer brauchte Geld; die Klagen des kleinen Schweinchens gingen allmählich in ein weiches Adagio über, der Regen hörte auf, die Sonne guckte wieder hervor, nasse Tropfen glänzten gleich imitirten Diamanten auf den Bäumen, die Vögel probirten einzelne Töne, das Lämmchen verzichtete darauf, länger zu saugen, sondern legte sich hin und guckte Eva mit milden, freundlichen Augen an.

Die Luft war reich ozonhaltig, die Natur athmete gleichsam leichter nach dem Bade, das Birkenlaub und Evas Haar dufteten, und von den beiden jungen Leuten war noch keiner dreißig Jahre alt.

All das waren Kleinigkeiten, aber zusammen von starker Wirkung. Wie von einer unwiderstehlichen Naturgewalt getrieben, begannen Eva Andersson und Karl Pettersson sich zu küssen, ließen plötzlich alle Titulaturen bei Seite, umarmten sich und flüsterten, daß sie sich schon lange, lange geliebt hätten.

Sie verließen die Schafhütte mit umschlungenen Armen. Das Schaf sah ihnen mit vielsagendem Ausdruck nach.

Sie konnten ihre Eregung nicht verbergen, als sie nach Hause kamen und sich dem Spinat mit Schinken und einer mangelhaft geronnenen Schüssel saurer Milch widmen sollten.

Alle siebenunddreißig übrigen Sommergäste warfen ihnen fragende Blicke zu. Ganz einfach zu sagen, es wäre gar nichts geschehen, ging nicht an; aber ihr holdes Geheimniß mußte um jeden Preis gewahrt werden.

Der Preis wurden zwei kleine Lügen. Karl sagte sieben Herren, daß er einen Wechsel für Jemand anders hätte einlösen müssen. Eva behauptete einen Goldring verloren zu haben, den sie von ihrer Großmutter erhalten hatte.

„So etwas ist verdammt unbehaglich!“ sagten die Herren.

„Ach, wie unangenehm!“ bedauerten die Mädchen.

Nähere Bedingungen über den in der Schafhütte geschlossenen Bund waren nicht aufgesetzt. Nur über die Giltigkeit war man leicht einig gewesen: Sie sollten einander für „Zeit und Ewigkeit“ angehören.

Uebrigens habe ich niemals von einer anderen Kontraktszeit für derartige Uebereinkünfte gehört. Doch das hinderte nicht Herrn Karl und Fräulein Eva, zwei Monate und drei Tage nach ihrer geheimen Verlobung sich zornentbrannt Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen in der guten Stube bei Evas Mama, die euphemistisch „Salon“ genant wurde, obwohl Schwester Emilie Nachts darin schlief.

Die Wangen beider glühten, und häßliche Worte entfuhren ihren Lippen, die in diesem Augenblicke nichts von Kußapparaten an sich hatten.

Sie hatten einander allerlei vorzuwerfen, nur Kleingkeiten natürlich, aber aus Kleingkeiten besteht ja das Leben. Große Ereignisse mögen die Geschichtsumwälzungen hervorrufen, im Schicksal der Individuen haben Worte, die man irgendwo aufgefangen hat, Briefe, die man mit dem Schnupftuch aus der Tasche gezogen, die unerwartete Heimkehr eines Gatten, Dienstmädchengeschwätz und Kaffeeklatsch, unvorsichtige Worte, ein unbedachter Scherz und der momentane Zustand des Magens weit größeren Einfluß ausgeübt.

Karl warf Eva vor:

„Daß sie auf einem Ball, dem er verhindert war, beizuwohnen, sehr lustig und liebenswürdig gewesen sei. Daß sie zu interessant bei einem Gespräch mit dem Stadtkämmerer Jansson ausgesehen habe, einem Gespräch, das außerdem viel zu lange gedauert habe. Daß sie ihre Mama mitnehmen wollte, wenn sie nach der Bezirksstadt fuhren, um sich Möbel anzusehen — und ähnliche ganz unbedeutende Kleinigkeiten!

Eva aber hatte nur das gegen Karl: „Daß er ihr nichts davon erzählt hatte, daß er schon zweimal verlobt gewesen wäre, sondren ihr gesagt hätte, er habe nur sie geliebt. Daß er im Geheimen schnupfte, und nicht versprach, es sich abzugewöhenen. Daß er einen mit kleinen Thierchen behafteten Hühnerhund hätte, der Mamas Divandecke Besuche abstattete, die dadurch für Mama selbst zum Mittagsschlaf ganz unbrauchbar würde, woher Mama schon ganz leidend und nervös sei. Daß er den längsten Weg gegangen sei, als er seine Kousine Mathilde von einem Souper nach Hause begleiten sollte. Daß er der „widerwärtigen“ Lina Bodell — Evas „bester Freundin“ — gesagt habe, sie wäre ganz reizend und kleide sich ganz bezaubernd.“

Lauter Kleinigkeiten!

Und nun war alles zwischen ihnen aus, und nun sollten sie für „Zeit und Ewigkeit“ scheiden und alle Erinnerungen begraben und alle Geschenke zurückgegeben werden.

Auch lauter Kleinigkeiten.

Er sollte einen Dienstmann mit ihren Geschenken schicken, sie wollte ihm die Seinigen zurückschicken.

Unter den Letztern befand sich auch ein Portrait ihres ungetreuen Schatzes, das Spuren davon trug, daß auf seinem Rande eine „Kleinigkeit“ geschrieben gewesen, die später sorgfältig mit Bleistift übermalt war.

Nicht nur die Damen sind neugier ..... hm...... wißbegierig.

Er besaß einen Radirgummi und wandte das für Bleistift bestimmte Ende an, bis er lesen konnte, daß darunter deutlich wahrnehmbar mit Tinte geschrieben stand: „O, Du mein lieber, lieber kleiner Liebling!“

Offenbar waren die Worte zu einer Zeit geschrieben, da noch Alles gut und friedlich zwischen ihnen war, obgleich sie sich nun ihrer schämte.

Die Worte waren ja nicht gerade genial, und Evas Gedankenwelt schien keine allzu große und weite zu sein; aber es hatte den Anschein, als wenn sie etwas für Karl Pettersson empfunden hätte, als sie sie schrieb.

Und Karl fühlte sich geschmeichelt, gerührt, sein Herz wurde warm und reuevoll nur durch diese paar einfachen, kleinen Worte, er ergriff seinen Hut, lief auf der Straße zwei ältere Wittwen über und kniete dann drei Minuten später vor Eva und bat sie, mündlich zu wiederholen, was sie auf der Karte geschrieben hatte.

Sie that es.

Karl sagte, daß Alles, worum sie sich gestritten hätten, ja nur Kleingkeiten waren.

Eva schluchzte und meinte, bösere Kleinigkeiten, als die Gründe ihres Verdrusses hätte sie niemals gesehen oder sich denken können.

Sich gegenseitig zu verzeihen, war unter solchen Umständen natürlich auch.... eine Kleinigkeit.

Nun hatte die unterbrochene „Zeit und Ewigkeit“, die sie einander lieben sollten, wiederangefangen, nach Kalenderjahren zu zählen.

Eva und Karl sind seit vier Monaten verheirathet, und die Mühseligkeiten des Lebens erscheinen ihnen bei einer Liebe, wie die ihrige als Kleinigkeiten.

Gestern kam Karl von seinem Bureau nach Hause, schlich sich hinter Eva hin, küßte ihren weißen Nacken und verieth Lust, den ganzen Abed Bräutigam zu spielen.

Sie stieß einen leichten Schei aus und verbarg schnell mehrere weiße, halbfertig genähte kleine Sachen, die für ein kleines Menschlein bestimmt zu sein schienen.

„Was ist denn das?“ fragte Karl.

„Nur einige Kleinigkeiten, die Du nicht zu sehen bekommst,“ sagte Eva schelmisch.

Aber er ergriff sie doch, küßte sie und die Hände, die daran arbeiteten, er lachte, jauchzte, jubelte und weinte.

Die ganze Summe des Lebens besteht meistens aus Kleinigkeiten.

— Vaterstolz. — „Ist Ihr Sohn, der Komponist, schon bekannt?“—„Den hat bereits jeder bessere Leierkasten auf der Walze.“

— Im Zweifel.—Herr (die „Landschaft“ eines realistischen Malers betrachtend): „Entschuldigen Sie, ist das Thier hier ein Schwan oder ein Schwein?“

— Individueller Standpunkt. — „Meyer, schwärmst de for Wagnersche Opern?“ — Meyer: „Unsinn, Stuß, wenn ich will hören Spektakel, geh' ich auf die Börs'.“

Der Prokurist.

Roman von K. Orth.

1. Capitel.

Der erste Prokurist der La Plata-Bank zu Buenos Aires, Georg Henninger, saß emsig arbeitend in seinem hinter dem großen Hauptcomptoir gelegenen Bureau. Er war gleich den meisten anderen Angestellten der von hamburgischen Capitalisten gegründeten Bank ein Deutscher, und obwohl er kaum fünfunddreißig Jahre zählte, gehörte er doch zu den ältesten Beamten des Instituts, in dem er seit dem Tage der Errichtung, also seit nahezu einem Jahrzehnt, arbeitete. Er war ein mittelgroßer, gut gebauter Mann, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er seiner äußeren Erscheinung wie seinem körperlichen Wohlbefinden eine ganz besondere Sorgfalt widmete. Sein Gesicht konnte hübsch genannt werden, denn es hatte regelmäßige und intelligente Züge. Aber diese regelmäßigen Linien waren von einer Unbeweglichkeit, die an die Starrheit eines Wachskopfes erinnerte, und der Umstand, daß seine Lider beständig tief gesenkt waren, gab seinem Blick etwas Lauerndes und Verstecktes, das nicht angenehm wirkte. Er ließ sich nicht in seiner Thätigkeit unterbrechen, als einer der Buchhalter den Kopf zur Thür hereinsteckte, um zu melden, daß Sennor Manuel del Vasco ihn zu sprechen wünsche, und er sah noch immer nicht von dem angefangenen Briefe auf, auch nachdem auf seine stumm bejahende Kopfbewegung hin der Gemeldete eingetreten war.

Es war ein mit peinlichster Sorgfalt gekleideter, etwa fünfzigjähriger Herr von hohem Wuchse und unverkennbarem spanischem Typus. In sein dunkles welliges Haupthaar mischten sich bereits zahlreiche silberne Fäden, während der modisch zugestutzte Vollbart, der ein intelligentes, scharf markirtes Gesicht von bräunlicher Hautfarbe umrahmte, noch von tiefem, glänzendem Schmelz war. Seine lebhaften Augen ruhten einige Sekunden lang erwartungsvoll auf dem Schreibenden; dann aber, als Henninger durchaus nicht Miene machte, von der Anwesenheit des Besuchers Notiz zu nehmen, sagte er mit vorsichtig gedämpfter, tiefer Stimme in spanischer Sprache: „Sie haben mir mitgetheilt, daß Sie mich zu sprechen wünschten. Nun wohl, ich bin, wie Sie sehen, zu Ihrer Verfügung."

Henninger setzte bedächtig mit eleganten, zierlichen Schriftzügen die Firma der Bank und seinen Namen unter den fertigen Brief, ehe er dem anderen sein Gesicht zuwandte und ihm Antwort gab.

„Sie haben, wie ich hoffe, unsere gestrige Verabredung innegehalten, Sennor del Vasco. Ich weiß, daß die Sennorita an den Director Strahlendorf geschrieben hat, aber ich möchte von Ihnen die ausdrückliche Bestätigung erhalten, daß ihr Brief den zwischen uns vereinbarten Inhalt hatte."

„Sie hat Ihren Entwurf wörtlich abgeschrieben und dem armen jungen Manne das heimliche Verlöbniß in aller Form aufgekündigt. Wir haben uns auch diesmal Ihrem Willen gefügt, aber die Verantwortung für die Folgen fällt allein auf Sie."

Der Prokurist hatte für die letzten Worte nur ein geringschätziges Achselzucken. „Strahlendorf empfing den Brief um drei Uhr und verließ gleich darauf die Bank. Natürlich ist er bei Ihnen gewesen?"

Sennor del Vasco war an den Schreibtisch getreten, und seine in feinen, perlgrauen Handschuhen steckenden Finger spielten nervös mit einem Lineal.

„Ja. Er befand sich nach der Aussage der Dienerschaft in großer Aufregung und verlangte durchaus Isabella zu sprechen, da sie, wie er bestimmt wisse, um diese Zeit stets anwesend sei."

„Sie hat ihn selbstverständlich nicht empfangen."

„Nein — sie so wenig als Donna Maria, bei der er dann gemeldet zu werden wünschte. Man erzählte mir, daß er wie ein Verrückter im Patio herumgelaufen und dann in hellem Zorn fortgestürzt sei."

„Sehr wohl! Bei seinem Temperament ließ sich ja erwarten, daß er es nicht geduldig hinnehmen würde. Auch drinnen in seinem Bureau rennt er jetzt seit beinahe einer Stunde gleich einem eingesperrten Tiger auf und nieder. Aber der Sturm wird sich schon legen. Es kommt nur darauf an, daß Sie ihm von Anfang an eine unbeugsame Entschlossenheit zeigen."

„Aber Sie erwarten doch nicht etwa, daß ich jetzt zu ihm hineingehe?"

„Gewiß! Es ist der einfachste Weg, die Angelegenheit rasch zum Abschluß zu bringen. Da Sie ja doch morgen oder übermorgen geschäftlich mit ihm verkehren müßten, hätte das Versteckspiel ohnehin keinen Zweck. Fürchten Sie etwa, daß er Sie umbringen wird?"

Manuel del Vasco wies diesen Verdacht mit einer stolzen Handbewegung von sich ab. „Ah, Thorheit! Aber ich liebe solche heftigen Auseinandersetzungen nicht, zumal wenn ich in meinem Herzen von ihrer Nothwendigkeit nicht überzeugt bin. Alle Achtung vor Ihrer Klugheit, Sennor Henninger, aber ich fürchte — ich fürchte, wir spielen diesmal ein gar zu gewagtes Spiel."

Er befand sich offenbar in einer nichts weniger als behaglichen Stimmung, und ein Klang ernster Sorge war in seinen Worten.

Der Prokurist aber erwiderte kalt: „Ich sagte Ihnen bereits, daß von einem Wagniß nicht die Rede ist. Sie haben diesen Strahlendorf vollständig in der Hand, und er kann nicht das Geringste gegen Sie unternehmen, ohne sich selbst zu Grunde zu richten."

„So sagten Sie allerdings schon gestern, aber Sie haben mich damit keineswegs vollständig beruhigt. Er liebt Isabella und dieser unerwartete Bruch trifft ihn sehr hart. Ein Mensch in solcher Gemüthsverfassung ist leicht zum äußersten bereit. Wie nun, wenn er nicht davor zurückschreckte, sich selbst zu opfern, nur um an Isabella und mir Rache zu nehmen?"

Henninger verzog die Lippen zu einem halben Lächeln. „Sie hatten also vielleicht daran gedacht, Sennor del Vasco, ihn wirklich zu Ihrem Schwiegersohn zu machen?"

„Nein — keineswegs! Ich hatte Ihnen ja mein Wort verpfändet, daß dies Verhältniß kein wirklich ernstliches werden sollte, und ein del Vasco pflegt seine Versprechungen zu halten. Aber es kommt mir zu früh — ich bin dieses Mannes noch nicht sicher genug. Ein paar Wochen oder Monate hätten wir die Dinge schon noch gehen lassen können."

„Sie müssen mir eben gestatten, darin anderer Meinung zu sein. Ich habe sehr triftige Gründe, das Ende dieser Comödie herbeizuwünschen. Schließlich ist Ihre Tochter doch auch nicht von Stein, und wir würden es eines Tages zu unserer Ueberraschung erleben können, daß sie Gefallen an der Sache fände. Da gilt es, zur rechten Zeit einen Riegel vorzuschieben. Und ich wiederhole, daß Sie nicht das Geringste zu fürchten haben. Strahlendorf ist Ihnen auf dem verbotenen Wege zu weit gefolgt, als daß es noch in seinem Belieben stände, umzukehren. Als Ihr Freund oder als Ihr Feind — er wird Ihnen auch weiter zu Willen sein müssen, wenn ihm daran liegt, sich in seiner Stellung zu behaupten."

„Und wenn ihm nun nichts mehr daran läge? Wenn er verzweifelt genug wäre, unser Geheimniß preiszugeben?"

„Dann würde man ihn in's Gefängniß stecken, während sich für Sie doch wohl noch irgendwo ein Thürchen zum Entschlüpfen fände. Unter allen Umständen ist er es, der am meisten zu verlieren hat, und Sie dürfen versichert sein, daß er sich dessen noch zu guter Stunde erinnern wird. Die Aussicht auf die Hand der Sennorita Isabella mag ein gutes Lockmittel gewesen sein, als es sich darum handelte, seine Bedenklichkeiten zu überwinden; jetzt aber, wo er durch andere und stärkere Fesseln an Sie geknüpft ist, dürfen Sie dies lästige Band getrost zerreißen."

Manuel del Vasco's breite Brust hob sich in einem schweren Athemzuge. „Was hilft es am Ende, darüber zu reden! Was einmal geschehen ist, läßt sich ja doch nicht mehr ändern. Und Sie haben recht, es wird am besten sein, gleich jetzt volle Klarheit zu schaffen. — Ich finde ihn also drüben in seinem Bureau?"

Henninger nickte bejahend. „Es scheint, daß er Ihren Besuch erwartet, denn er hat bereits wiederholt nach Ihnen gefragt. Und noch einmal — kein schwächliches Zurückweichen und keine halben Zugeständnisse mehr! Sie müssen Sorge tragen, daß er von heute an Ihr Haus nicht wieder betritt und daß er sich jede Hoffnung auf Sennorita Isabella vergehen läßt. Lassen Sie sich jetzt von ihm einschüchtern, so haben Sie auf mich und meine Freundschaft nicht länger zu rechnen. Und ich denke, Sennor del Vasco, Sie sind nicht darüber im Zweifel, wer von uns beiden der werthvollere Bundesgenosse für Sie ist."

„Ich wäre untröstlich, Sennor, wenn Sie meine Ergebenheit und die Aufrichtigkeit meiner Gesinnung in Frage stellen könnten," versicherte der andere mit großer Lebhaftigkeit. „Ich werde selbstverständlich auch weiterhin nach Ihren Rathschlägen handeln, wie ich es bisher stets gethan habe."

„Und nicht zu Ihrem Schaden, wie ich meine. — Aber gehen Sie jetzt! Ich werde mir erlauben, mich heute Abend nach dem Befinden Ihrer Damen zu erkundigen, und bei der Gelegenheit mögen Sie mir über den Verlauf Ihrer Unterredung mit Strahlendorf berichten."

Sie drückten sich die Hände, und Sennor del Vasco durchschritt das Hauptcomptoir mit so unbefangener Miene, als wäre zwischen ihm und dem Prokuristen nur von den angenehmsten Dingen die Rede gewesen. Es war auch gar nichts mehr von Erregung oder Beklommenheit in seiner Stimme, als er einen der jüngeren Buchhalter ersuchte, ihn bei dem Herrn Director anzumelden. Und erst, als er eine Minute später seinen Fuß über die Schwelle des mit großem Luxus ausgestatteten Directionszimmers setzte, nahmen seine Züge wieder einen Ausdruck feierlichen Ernstes an.

Mit einigen raschen Schritten eilte Paul Strahlendorf, der Director der La Plata-Bank, auf ihn zu. Er war wohl noch um fünf oder sechs Jahre jünger als der Prokurist, von zierlicher Erscheinung und fast um einen Kopf kleiner als Sennor del Vasco. Sein Gesicht zeigte so unverkennbar die Spuren einer furchtbaren seelischen Erregung, seine Lippen waren so farblos und seine Augen so dunkel umschattet, daß er ganz das Aussehen eines Kranken hatte.

Er wartete kaum, bis die Thür hinter dem Eintretenden zugefallen war, um ihn mit einer Stimme, die heiser und tonlos war vor mühsam verhaltener Leidenschaft, zuzurufen: „Ah, gut, daß Sie endlich da sind, mein Herr del Vasco! Wahrhaftig, es war die höchste Zeit! Aber ich wußte es ja, daß Sie kommen würden — daß Sie kommen müßten, um mir zu sagen, dies alles sei nur eine Täuschung, ein abscheuliches Mißverständniß! Der Brief da" — und er riß ein ganz zerknittertes Blatt aus der Brusttasche seines Rockes — „ist gewiß nichts, als ein schlechter Scherz; man hat ihn geschrieben, um mich aus irgend einer unbegreiflichen Ursache auf die Probe zu stellen! Reden Sie — reden Sie schnell, denn Sie sehen, ich bin nahe daran, über all' diesem Unbegreiflichen den Verstand zu verlieren."

Mit einer beschwichtigenden Geberde erhob der Argentinier die Hand. „Ruhe, mein lieber junger Freund, Ruhe! Ich bitte Sie vor allem dringend —"

„Bitten Sie mich um nichts, sondern antworten Sie mir klar heraus: Ist dies Spaß oder Ernst — Traum oder Wahrheit? Ich bin nicht aufgelegt, Räthsel zu lösen."

„Sie konnten wohl nicht darüber im Ungewissen sein, verehrter Herr Director, daß man in so wichtigen Dingen keinen Spaß treibt, und daß ein Brief, wie der meiner Tochter, nur ernsthaft gemeint sein kann. Es war ihr sehr schmerzlich, sich in diese Nothwendigkeit versetzt zu sehen, aber Sie dürfen mir glauben, daß es keine andere Möglichkeit mehr gab, und Sie werden bald zu der Erkenntniß gelangen, daß es so am besten war auch für Sie."

Strahlendorf hatte ihm mit seinen brennenden Augen in's Gesicht gestarrt, als ob er ihm die Worte von den Lippen reißen wollte. Nun lachte er kurz und schneidend auf, und indem er sich von ihm abwandte, schleuderte er den in einen Knäuel zusammengeballten Absagebrief in eine Ecke des Zimmers.

„Also Wahrheit! — Man hat ein frevelhaftes, schändliches Spiel mit mir getrieben! Lug und Trug war alles — Ihre sogenannte Freundschaft wie Isabellas angebliche Liebe! Ich habe es manchmal dunkel geahnt. Aber ich habe mich mit allen Kräften dagegen gewehrt, wenn der entsetzliche Argwohn an mich heranschleichen wollte. Es war ja auch nicht zu fassen — nicht auszudenken! Und wenn ich an diese Augen, diesen Mund, diese Stimme denke — dann will es mir noch jetzt nicht in den Sinn, daß alles, was sie mir hundertmal gelobt, nur Lüge und Heuchelei gewesen ist. Nein, nein, Sie allein sind der Schuldige! Sie haben einen grausamen Zwang auf Isabella ausgeübt oder Sie haben sie ebenso nichtswürdig hintergangen wie mich!"

Manuel del Vasco nahm die Miene eines tiefgekränkten Mannes an. „Ich will diese beleidigenden Worte Ihrer Aufregung zugute halten," sagte er mit mildem Ernst, „aber ich muß Sie ersuchen, sich zu mäßigen, wenn Sie nicht wollen, daß ich diese Unterhaltung abbreche. Ich habe so wenig einen Zwang auf meine Tochter ausgeübt, als mir eingefallen ist, Jemand zu hintergehen. Sie selbst waren es, der durch seine thörichten Eifersüchteleien nach und nach die Zuneigung in Isabellas Herzen erstickt und sie schließlich zu diesem Aeußersten gezwungen hat."

„Ich war es also — ich? Ja, mein Gott, was habe ich denn so Unerhörtes gethan? Daß ich es nicht ruhig ansehen wollte, wenn meine Braut sich von all' diesen leichtfertigen, gewissenlosen Herrchen, die als angehende politische Größen in ihrem Hause verkehren, den Hof machen ließ, und daß sie mir ihnen in einer nach meinen Begriffen höchst unschicklichen Weise cokettirte — war es nicht mein gutes Recht?"

„Sie vergessen eben, mein verehrter Freund, daß wir hier nicht in Ihrem deutschen Vaterlande sind, und daß für uns andere Schicklichkeitsbegriffe Geltung haben als für Ihre Landsmänninnen. Und diese jungen Politiker, die Sie mit einer so wegwerfenden Aeußerung abthun, sind die Blüthe unserer Nation — sie repräsentiren die Zukunft unserer glorreichen Republik."

Der Bankdirector unterbrach ihn durch eine ungeduldige Bewegung. „Meinetwegen! Ich gönne Ihrer glorreichen Republik diesen würdigen Nachwuchs von Herzen. Aber es handelt sich hier nicht um ihn, sondern um die empörende Thatsache, daß Sie mein Lebensglück zum Gegenstand einer erbärmlichen Speculation gemacht haben! Alles, was in Isabellas Brief steht und alles, was Sie mir da sagen, sind ja nur jämmerliche Vorwände. Sie haben sich nicht einmal bemüht, einen halbwegs stichhaltigen Grund für die Aufhebung meines Verlöbnisses mit Ihrer Tochter zu erfinden — wahrscheinlich weil Sie der Meinung waren, daß es dessen nicht mehr bedürfe. Ich habe mich in der Verblendung meiner Leidenschaft hinreißen lassen, Ihnen mein kostbarstes Besitzthum, meine Ehre zu opfern. Ich bin in einer schwachen Stunde Ihr Mitschuldiger geworden, und Ihr teuflischer Schlauheit haben Sie mich von da an Schritt für Schritt weiter mit sich hinabgezogen in Schuld und Verbrechen. Nun aber glaubten Sie mich ganz in Ihrer Gewalt zu haben. Nun bedurfte es des Köders nicht mehr, der nur dazu bestimmt gewesen war, den arglosen, thörichten Fremdling in das verhängnißvolle Netz zu locken! O, ich durchschaue Sie bis auf den Grund Ihrer Seele, und Ihr Character liegt in seiner ganzen Niedrigkeit offen vor mir da."

Sennor Manuel del Vasco richtete sich hoch auf. „Ich sollte Ihnen eigentlich sehr böse sein wegen all' der häßlichen und höchst ungerechten Dinge, die Sie mir da gesagt haben," versetzte er würdevoll, „aber ich sehe ja, daß nur Ihr jugendliches Ungestüm Sie fortreißt, und daß Sie sich in diesem Augenblick wirklich der Meinung sind, es sei Ihnen ein großes Unglück widerfahren. Darum, mein verehrter junger Freund, wollen wir nicht um Worte rechten. Sie werden bald genug selbst einsehen, daß wir beide durch die Umstände darauf angewiesen sind, gute Freunde zu bleiben, auch wenn ich zu meinem schmerzlichen Bedauern Sie nicht als Schwiegersohn umarmen kann. Isabella hat aus eigener freier Entschließung ihr Wort zurückgefordert. Sie werden gut thun, mein theurer Sennor, sich in das Unabänderliche zu fügen."

„Das heißt also, Sie verweigern mir auch eine letzte Unterredung mit Isabella?"

„Ich vermag nicht einzusehen, was mit einer solchen Auseinandersetzung, die ja nur neue Aufregungen in ihrem Gefolge haben könnte, für Sie oder für meine Tochter gewonnen wäre. Sie selbst wünscht Ihnen vorläufig nicht mehr zu begegnen."

Eine Sekunde lang starrte Strahlendorf den Argentinier wie geistesabwesend an, dann kehrte er sich von ihm fort und trat an das Fenster.

Lange blieb es still zwischen ihnen, bis der Bankdirektor, das Gesicht immer noch der Straße zugewendet, in eigenthümlich verändertem, scheinbar ruhigem Tone sagte: „Haben Sie mir sonst noch irgend eine Mittheilung zu machen, Senor del Vasco?"

„Eigentlich nicht," war die zögernde Erwiderung. „Wir sind vielleicht beide nicht in der rechten Stimmung, über unbedeutende geschäftliche Angelegenheiten zu verhandeln."

„Wenn sie nicht sehr dringend sind, dürfte es allerdings besser sein, sie zu verschieben. Ich will Ihre kostbare Zeit also nicht länger in Anspruch nehmen — um so weniger, als auch die meinige knapp bemessen ist. Leben Sie wohl!"

Senor del Vasco fühlte sich durch diese Veränderung in dem Benehmen des jungen Mannes offenbar sehr erleichtert. Er gab mit einigen verbindlichen Worten seiner Zuversicht Ausdruck, daß zwischen ihnen schließlich doch alles beim Alten bleiben werde, und zog sich, da er keine Antwort mehr erhielt, mit einer artigen Verbeugung zurück.

— — — — — — — — —

Etwa eine halbe Stunde später trat der Bankdirektor in das Cabinett des ersten Prokuristen. Er sah auch jetzt noch sehr bleich aus, aber er war doch vollkommen gefaßt, und in seinem Benehmen verrieth sich nichts mehr von jener leidenschaftlichen Erregung, die ihn während der Unterredung mit del Vasco beherrscht hatte.

„Ich hoffe, lieber Herr College, daß Sie ein paar Minuten für mich übrig haben," wandte er sich an Henninger, der ihn sehr höflich und in der ehrerbietigen Haltung eines Untergebenen empfangen hatte. „Ich sehe mich plötzlich genöthigt, eine Reise anzutreten, deren Dauer sich in diesem Augenblick noch nicht bestimmen läßt, und Sie werden die Güte haben müssen, mich während meiner Abwesenheit zu vertreten."

Der Prokurist gab durch eine leichte Verneigung zu erkennen, daß er dagegen nichts einzuwenden habe, aber er fragte so wenig nach dem Ziel der Reise als nach den Ursachen, die sie so plötzlich nothwendig gemacht hatten.

„Außerdem," fuhr Strahlendorf fort, „habe ich noch eine andere Gefälligkeit von Ihnen zu erbitten. Ich wünsche unserem Verwaltungsrath in Hamburg einige vertrauliche Mittheilungen von höchster Wichtigkeit zu machen, und es liegt mir außerordentlich viel daran, daß der betreffende Brief nicht etwa durch irgendwelche Zufälligkeiten verloren geht. Da unser Postdampfer erst übermorgen abgeht, und ich den Antritt meiner Reise nicht bis dahin aufschieben kann, möchte ich den Brief und die Schriftstücke, die ihm beigefügt werden sollen, heute Abend in Ihre Hände legen. Haben Sie also die Güte, sich gegen zehn Uhr noch einmal hierher zu bemühen. Ich hoffe, bis dahin Alles aufgearbeitet zu haben, was vor meiner Abreise nothwendig noch erledigt werden muß."

„Ich bin selbstverständlich ganz zu Ihren Diensten, Herr Direktor! Was Sie da von mir verlangen, sind ja keine Gefälligkeiten, sondern Obliegenheiten meiner Stellung, die ich ohne Weiteres zu erfüllen habe."

„Ich möchte nicht, daß Sie es so auffassen," sagte Strahlendorf nach einem kurzen Zögern. „Wenn es sich auch um geschäftliche Angelegenheiten handelt, so sind sie doch von einer so besonderen Art, daß es mir lieb wäre, wenn ich in Ihnen nicht nur den Collegen, sondern auch den Freund sehen dürfte. Wir sind uns während unserer gemeinsamen Thätigkeit persönlich nicht so nahe gerückt, als es wohl hätte geschehen sollen, aber Sie dürfen sich versichert halten, daß ich Sie stets aufrichtig geschätzt habe. Ich beklage es, daß wir einander nicht besser kennen gelernt haben. Vielleicht wäre mir manche schwere Enttäuschung erspart geblieben, wenn ich mich von Ihrer reiferen Menschenkenntniß in meinen Privatangelegenheiten ebenso hätte berathen lassen, wie in geschäftlichen Dingen."

„Sie sind sehr gütig, Herr Direktor! Aber ich habe keinen Anspruch auf besondere Anerkennung, denn ich that niemals mehr als meine Pflicht."

„Nun, wir wollen uns jetzt nicht mit artigen Redensarten aufhalten, mein lieber Henninger! Ich kann mich in diesem Augenblick noch nicht so rückhaltlos aussprechen, als ich es möchte; heute Abend jedoch wird Ihnen alles klar werden. Es ist möglich, daß Sie mich selbst nicht mehr antreffen. Aber Sie werden in diesem Falle auf meinem Schreibtisch außer dem bereits erwähnten Briefe auch ein für Sie bestimmtes Schriftstück vorfinden, das Ihnen alle wünschenswerthen Aufklärungen gibt. Wenn Sie es gelesen haben, werden Sie erkennen, von wie großer Bedeutung es für mich ist, daß die Rathschläge sind, die ich Ihnen in Bezug auf Ihr ferneres Verhalten gegen eine gewisse, mit unserer Bank bisher eng verbundene Persönlichkeit zu ertheilen gedenke. Also pünktlich um zehn Uhr, nicht wahr?"

„Ich werde mit dem Glockenschlage zur Stelle sein."

Strahlendorf reichte dem Prokuristen die Hand. „Ich danke Ihnen, denn ich weiß, daß ich die Angelegenheit, die mir so sehr am Herzen liegt, keinen zuverlässigeren Händen übergeben kann, als den Ihrigen. Aber ich möchte Ihnen gern jede überflüssige Unbequemlichkeit ersparen. Sie wissen, daß mein Arbeitszimmer außer dem Zugang vom Hauptcomptoir noch einen zweiten von der Straße her hat, und ich bitte Sie, diesen zu benutzen. Hier ist der Schlüssel für den Fall, daß Sie die Thür bereits verserrt finden sollten. Ist es mir möglich, so werde ich Sie erwarten — sollte ich aber durch zwingende Umstände daran verhindert sein, so bitte ich Sie, mir während meiner Abwesenheit ein freundliches Gedenken zu bewahren."

Henninger, der seinem Vorgesetzten gegenüber von einer merkwürdigen Schweigsamkeit und Zurückhaltung zu sein schien, beschränkte sich auch jetzt auf eine stumme Verbeugung. Sein Gesicht war während der ganzen Dauer des Gespräches so unbeweglich geblieben wie das Antlitz einer Puppe, und die seltsame Ausdrucksweise Strahlendorf's, die doch sicherlich jedem anderen Anlaß zur Verwunderung und zu allerlei bedenklichen Vermuthungen gegeben haben würde, hatte ihn offenbar nicht im mindesten befremdet. Er nahm nun auch den dargereichten Schlüssel entgegen, ohne daß sich auch nur das leiseste Erstaunen in seinen Zügen gespiegelt hätte.

Aber als Strahlendorf ihn dann verlassen hatte, als er sich allein und ganz unbeobachtet wußte, da flammte es in seinen bisher so müden und gleichgültig blickenden Augen auf, da richtete er sich aus seiner nachlässigen Haltung straff empor, und während er sich in allen Gelenken reckte wie Jemand, der eben eine schwere, anstrengende Arbeit verrichtet hat, verzog er die schmalen Lippen zu einem Lächeln, das sein Gesicht für eine Sekunde in ein höchst widerwärtiges verwandelte.

Von den Kirchthürmen der argentinischen Hauptstadt herab ertönte eben der Schlag der zehnten Stunde, als Henninger pünktlich, wie er es versprochen hatte, an der kleinen Seitenthür des Bankgebäudes in der Calle San Martin erschien. Das Pförtchen war verschlossen, und der Prokurist zögerte eine Weile, ehe er sich des mitgebrachten Schlüssels bediente. Dann aber, nachdem er einen Blick zu den erleuchteten Fenstern des ersten Stockwerkes emporgeworfen, stieß er ihm mit einem energischen Ruck in das Schloß, indem er vor sich hinmurmelte: „Und wenn er es gethan hätte — was weiter! Man wird nicht gleich an dem Anblick sterben."

Er stieg die schmale Nebentreppe empor, durchschritt ein erleuchtetes Vorgemach und klopfte an eine Thür. Von drinnen wurde ihm keine Antwort zu theil, und es blieb ganz still, auch als er zum zweiten- und drittenmal gepocht hatte. Da legte er seine Hand auf den Drücker und öffnete. Es war das Arbeitsgemach des Bankdirektors, das sich vor ihm aufthat.

Beim ersten Blick hätte der Eintretende versucht sein können zu glauben, daß Paul Strahlendorf mitten in seiner Arbeit von der Müdigkeit überwältigt worden sei; denn er lag gleich einem Schlafenden in seinem Schreibsessel zurückgelehnt. Der Kopf war nach hinten auf die Lehne gesunken und das Licht der über ihm brennenden Gasflamme fiel hell auf das farblose, doch vollkommen ruhige Antlitz. Aber es beleuchtete auch den unheimlichen schwarzen Fleck an der rechten Schläfe und die kleine, fast kreisrunde Wunde, von der sich ein schmaler Streifen geronnenen Blutes über die Wange hinabzog — es glitzerte in den weit geöffneten, starren, verglasten Augen, und es ließ den Lauf des Revolvers, der neben der schlaff herabhängenden Hand des Todten auf dem Teppich lag, in mattem, metallischem Glanze schimmern. Unschlüssig war Georg Henninger auf der Schwelle stehen geblieben, aber sein Zögern war nicht von langer Dauer. Noch einmal streifte sein Blick kalt und prüfend über den Regungslosen hin, dann ging er an ihm vorbei zu dem Schreibtisch und begann die auf der Platte liegenden Schriftstücke einer genauen Musterung zu unterziehen. Einige der verschlossenen und versiegelten Briefe, mit deren Abfassung der Selbstmörder allem Anschein nach seine letzten Lebensstunden verbracht hatte, verbarg er in der Brusttasche seines Ueberrockes, und erst, als er vollkommen gewiß sein konnte, daß nichts Bedeutsames mehr seiner Aufmerksamkeit entgangen war, drückte er auf den Knopf der elektrischen Klingel, die den im Hause wohnenden Pförtner der Bank alarmiren sollte.

2. Capitel.

Dumpf dröhnend rollte der Donner eines Kanonenschusses über die weite Wasserfläche des „Silbernen Stromes", des mächtigen La Plata, dahin. Ein leichtes Erzittern ging durch den gewaltigen Schiffsleib des Auswandererdampfers, und mit weithin vernehmlichem Kettengerassel sanken die beiden Anker in die Tiefe. Die wochenlange Seefahrt der „Italia" war zu Ende; denn der dunkle Streifen, der sich weit in der Ferne als ein unbestimmtes Etwas aus den Schleiern des verhüllenden Morgennebels hob, war das ersehnte Ziel der Reise, die argentinische Hauptstadt Buenos Aires.

Was sich von Passagieren an Bord des Dampfers befand, stand dicht gedrängt auf der jenem dunklen Streifen zugekehrten Seite des Verdecks. Fast auf all den Hunderten von Menschengesichtern, die im fahlen Lichte des anbrechenden Tages bleich erschienen, lag ein Ausdruck erwartungsvoller Spannung, denn die meisten der Ankömmlinge gingen ja einem neuen Leben, einer dunklen, ungewissen Zukunft entgegen, und es war wohl kaum einer unter ihnen, dessen Herz nicht höher geschlagen hätte beim Anblick jenes unbekannten Landes, darin er schneller als in der fernen Heimath die heiß umworbenen Güter des menschlichen Lebens, das Glück und den Reichthum, zu erjagen gedachte.

Fast an der äußersten Spitze des Schiffes lehnte mit über der Brust verschränkten Armen ein junger Mann von hohem, weit über das Mittelmaß hinausragendem Wuchs an dem Deckgeländer. Während die übrigen Passagiere fast ausnahmslos den italienischen Typus zeigten, konnte man beim Anblick dieses jungen Hünen nicht eine Sekunde lang darüber im Zweifel bleiben, daß er ein Deutscher sei. Das leicht gelockte blonde Haar, der blonde Schnurrbart, die graublauen Augen sprachen unzweideutig für seine germanische Abstammung. Etwas wie ein Schatten der Sorge lag auf seinem hübschen Gesicht, und ein tiefer Athemzug hob seine breite Brust.

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter, und eine tiefe, volltönende Stimme sagte in spanischer Sprache: „So ernst, Senor Rodewaldt? Ist es eine Enttäuschung, die der Anblick Ihrer neuen Heimath Ihnen bereitet?"

Das Gesicht des Angeredeten hatte sich aufgehellt, sobald er in das edel geschnittene, tief gebräunte Antlitz des Sprechenden, eines graubärtigen Mannes von etwa fünfundfünfzig Jahren, geblickt hatte.

„Eine Enttäuschung — nein, gewiß nicht, Doktor Vidal! Wie sollte mich enttäuschen können, was ich gar nicht sehe?"

Auch die Erwiderung war in spanischer Sprache erfolgt, die der junge Deutsche mit vollkommener Sicherheit zu beherrschen schien, wenngleich der Tonfall jedem geübten Ohr sogleich den Ausländer verrathen hätte.

Lächelnd blickte der Doktor zu dem dunklen Streifen am Horizont hinüber. „Freilich, wir sind noch sechzehn Seemeilen von der Stadt entfernt, denn die Seichtheit unserer Rhede gestattet Dampfern von solchem Tiefgange nicht, sich dem Lande weiter zu nähern. Aber nur ein wenig Geduld! Man kommt bereits, uns aus der langen Schiffsgefangenschaft zu befreien."

Eine Flotille von kleinen Dampfern hatte sich mit vielem Geräusch der „Italia" genähert, um die Reisenden mit ihrem Gepäck aufzunehmen. In dicht gedrängtem Knäuel wälzte sich alles gegen die herabgelassene Schiffstreppe heran, aber der Kapitän, der mit dem ersten Officier dort Aufstellung genommen hatte, wies die Anstürmenden mit gebieterischer Handbewegung zurück.

„Alles nach der gehörigen Ordnung! Den Vortritt hat Doktor Vidal. Darf ich bitten, Don José! Der Weg ist frei."

Der Graubärtige nahm vertraulich den Arm des jungen Deutschen, und durch die Gasse, die sich willig vor ihnen geöffnet hatte, schritten die beiden der Treppe zu. Einige Abschiedsworte und ein letzter Händedruck wurden mit dem artigen Capitän getauscht, dann stiegen sie hinab, und wenige Minuten später schoß die kleine Dampfschaluppe pfeilgeschwind dem Lande zu.

Immer schärfer und deutlicher hob sich die Stadt, der sie entgegenstrebten, aus dem zerflatternden Nebel. Ein gewaltiges, schier unüberfehbares Häusermeer war es, das sich da auf weiter Ebene vor ihnen ausdehnte, und schon vom Flusse aus ließ sich die rechtwinklige Anordnung der schnurgeraden Straßen erkennen.

„Sie werden ohne Zweifel finden, Senor Rodewaldt," sagte Doktor Vidal, „daß unser Buenos Aires keine schöne Stadt im Sinne Ihrer alten europäischen Hauptstädte ist. Aber ich bitte Sie, mit Ihrem Urtheil trotzdem nicht allzu schnell fertig zu sein. Unter den Städten wie unter den Menschen gibt es solche, deren Vorzüge sich erst bei näherer Bekanntschaft offenbaren."

„Ich werde mir mit meinem Urtheil die größte Zurückhaltung auferlegen. Wenn man seinen Fuß in ein völlig unbekanntes Land setzt, ist solche Vorsicht ja doppelt geboten."

Der Doktor neigte sich etwas näher zu ihm, um von den Umstehenden nicht gehört zu werden, und sagte: „Vorsicht, mein lieber junger Freund, ist ein Wort, das Sie da drüben überhaupt zu Ihrem Wahlspruch erheben sollten. Vorsicht ganz besonders da, wo man sich bemüht, Ihr Vertrauen zu gewinnen. Der Porteno (so nennen sich die Eingeborenen von Buenos Aires im Gegensatz zu den eingewanderten Fremden) ist vielleicht der höflichste und verbindlichste Mensch von der Welt, daß er aber auch der ehrlichste und zuverlässigste sei, läßt sich leider nicht behaupten. Sie werden diese Warnung jetzt vielleicht etwas wunderlich finden, aber nachdem Sie einige Monate in Argentinien gelebt haben, werden Sie begreifen, daß sie nur einer wohlmeinenden Absicht entsprang."

„Ich bin dessen schon jetzt vollkommen gewiß," erwiderte der junge Deutsche. „Sie haben mir ja während unserer langen gemeinsamen Reise, seit der Stunde der Abfahrt vom Molo zu Genua bis zu diesem Augenblick so viele Beweise herzlichen Wohlwollens gegeben, daß ich nichts lebhafter wünsche, als mir Ihre Freundschaft in der Folge auch wirklich zu verdienen."

„Es bedarf dazu keiner besonderen Bemühungen, mein verehrter Senor. Und ich werde immer zu Ihren Diensten sein. Aber ich weiß freilich schon jetzt, daß Sie von diesen Diensten wohl kaum Gebrauch machen werden."

Ueberrascht blickte Rodewaldt auf. „Was gibt Ihnen Anlaß, das zu vermuthen?"

„Ersparen Sie mir für jetzt, es Ihnen zu sagen. Man kann nicht einander all so frei und zwanglos mit einander verkehren, wie auf einer Seefahrt, und ein Director der La Plata-Bank ist etwas anderes als ein Passagier der „Italia"."

Verständnißlos schüttelte der junge Deutsche den Kopf. „Die Unterscheidung ist mir nicht recht verständlich. Niemals werde ich die schönen, anregenden Stunden vergessen, die ich Ihrer Gesellschaft zu danken hatte, und nur die drückende Empfindung, daß ich bei unserem Verkehr wahrscheinlich immer der Empfangende, niemals der Gebende sein werde, könnte mich vielleicht abhalten, eine Fortsetzung dieses Verkehrs anzustreben."

Doktor José Vidal blieb ihm die Antwort schuldig. Aber als sie nun der weit in den Strom hinaus gebauten Landungsbrücke so nahe gekommen waren, daß sie deutlich die einzelnen menschlichen Gestalten darauf unterscheiden konnten, reichte er seinem Reisegefährten plötzlich die Hand und sagte, indem er sie mit herzlichem Druck festhielt: „Wie auch immer es damit sein möge — eines müssen Sie mir versprechen, mein junger Freund, ehe wir uns trennen. Mehr als irgend ein anderes Land der Welt ist Argentinien das Land der großen Ueberraschungen, und Niemand, in welcher Stellung und Lebenslage er sich befinden mag, kann am Abend wissen, welche Schicksale und Erlebnisse ihm der nächste Morgen bringen wird. Ich gehöre nicht zu den gebietenden Persönlichkeiten in Buenos Aires — ich bekleide keinerlei amtliche Stellung und habe zu wenig politischen Ehrgeiz, als daß ich hoffen dürfte, jemals ein Ministeramt zu bekleiden. Aber ich bin da drüben seit dreißig Jahren als Arzt thätig und habe mir durch die redliche Arbeit eines Menschenalters unter meinen Mitbürgern doch Ansehen genug erworben, um meinen Freunden nützlich zu sein, wenn sie meiner bedürfen. Sollten Sie also durch die eigenthümlichen Verhältnisse des Landes jemals in eine schwierige Lage oder gar in wirkliche Bedrängniß gerathen, so dürfen Sie nicht versäumen, sich zuerst an mich zu wenden. Ich verlange für jetzt keinen anderen Beweis Ihrer Freundschaft, als dies Versprechen — das aber müssen Sie mir mit Wort und Handschlag bekräftigen."

Rodewaldt leistete dem mit so viel Nachdruck vorgebrachten Verlangen Folge; zu weiteren Auseinandersetzungen und Erklärungen aber war jetzt nicht mehr Zeit, denn die Landungsbrücke war erreicht, und in jenem wilden Durcheinander aufgeregter, hastender, sich drängender Menschen, das bei einer Landung stets unvermeidlich ist, waren die beiden bald getrennt.

Ueber den langen, aber höchst primitiv gebauten hölzernen Steg, wo beinahe unter jedem Schritt eine morsche Planke in beängstigender Weise ächzte und knarrte, gelangte Werner Rodewaldt auf den Quai, dessen lärmende Menschenfülle nach der langen Entwöhnung fast betäubend auf ihn wirkte.

Rathlos sah er einen Augenblick umher, unschlüssig, welchem der in großer Zahl auf ihn eindrängenden Changadors (Dienstleute, Fremdenführer) er die Besorgung seines Gepäcks übertragen solle. Da arbeitete sich mit energischen Stößen ein elegant gekleideter Herr durch die Menge und zog, auf den jungen Deutschen zutretend, höflich seinen glänzenden Seidenhut.

„Habe ich die Ehre, Herrn Director Rodewaldt aus Hamburg vor mir zu sehen?" fragte er artig, und auf die bejahende Antwort des Angeredeten fuhr er, sich vorstellend fort: „Georg Henninger, Prokurist der La Plata-Bank. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Ihnen nicht bis zur Außenrhede entgegengefahren konnte. Aber wir hatten in dieser Nacht die Post für den heute abgehenden Dampfer fertig zu machen, und ich wurde bis gegen Morgen im Comptoir festgehalten."

„Um so mehr bin ich Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit zu Dank verpflichtet," erwiderte Rodewaldt, indem er ihm die Hand reichte. „Es hat etwas sehr Wohlthuendes und Ermuthigendes, beim ersten Schritt auf neuer Erde von einem Landsmann und Collegen begrüßt zu werden."

Nur für einen flüchtigen Moment hatte Henninger seine weiße, wohlgepflegte Hand, die merkwürdig glatt und kühl war, in der des anderen ruhen lassen. Für die herzlichen Worte des Ankömmlings fand er keine Erwiderung, wie nahe auch immer den Umständen nach eine solche gelegen hätte.

Werner Rodewaldt wäre indessen sehr ungerecht gewesen, wenn er den Eifer, mit dem der Prokurist um seine Bequemlichkeit bemüht war, nicht dankbar hätte anerkennen wollen. Henninger nahm nicht nur bereitwillig die Plackereien der ziemlich umständlichen Zollabfertigung auf sich, sondern führte auch in seiner zwar wortkargen, doch sehr ruhigen und bestimmten Weise die Unterhandlungen mit den Gepäckträgern und dem Kutscher des auf seinen Wink herangefahrenen Wagens, der sie in die Stadt bringen sollte.

„Ich habe mir erlaubt, zunächst im Grand Hotel San Martin Wohnung für Sie zu bestellen," sagte er. „Sie werden da alle Bequemlichkeiten haben und befinden sich überdies in unmittelbarer Nähe unserer Bank. Es wird ganz in Ihrem Belieben stehen, dort zu bleiben oder in den nächsten Tagen eine Privatwohnung zu beziehen, deren es eine große Anzahl zu mäßigen Preisen in Buenos Aires gibt."

Nach kurzer Fahrt hatten sie den vollkommen weltstädtisch eingerichteten Gasthof erreicht, und Henninger machte Miene, sich zurückzuziehen. Rodewaldt dankte ihm mit Wärme für seine umsichtigen Bemühungen, aber der Prokurist lehnte jeden Dank mit der kühlen Bemerkung ab, daß er nur seine Schuldigkeit gethan habe, und daß ihm der Herr Direktor als sein Vorgesetzter selbstverständlich in jeder Hinsicht über ihn verfügen könne. Die sonderbare Mischung von beinahe demüthiger Bescheidenheit und gemessener Zurückhaltung wollte Rodewaldt wenig gefallen. Aber er sagte sich, daß er nicht befugt sei, auf Grund so kurzer Bekanntschaft ein Urtheil über diesen Mann fällen dürfe und reichte ihm mit unvermindert freundlicher Verabschiedung die Hand.

„Auf Wiedersehen, Herr Henninger! In einer Stunde werde ich mich in den Bureau der Bank einfinden, denn nach der langen, unfreiwilligen Muße dieser Seereise verlangt es mich, meine

Thätigkeit so bald als möglich zu beginnen."

Der Prokurist verneigte sich förmlich und ging schweigend von dannen.

3. Capitel.

Es war noch früh am Vormittag, als die beiden Männer einander auf den Sammetsesseln des verschwenderisch ausgestatteten Gemaches gegenüber saßen, das Henninger seinem neuen Chef als das Privatkabinet des Direktors bezeichnet hatte. Werner Rodewaldt mit der entschlossenen Miene und dem freien, offenen Blick eines Mannes, der gesonnen ist, alle seine Kräfte rechtschaffen an die Erfüllung einer ernsten Aufgabe zu setzen, der andere mit unbeweglichem, starrem, nichtssagendem Gesicht und beinahe geschlossenen Lidern.

„Sie wissen, Herr Henninger," eröffnete Rodewaldt das Gespräch, „welcher tragische Vorfall die Hamburger Herren vom Aufsichtsrathe der La Plata = Bank genöthigt hat, dem Institut einen neuen Direktor zu geben. Mein Vorgänger ist freiwillig aus dem Leben geschieden, und sein Selbstmord hat, wie es in solchen Fällen ja fast unausbleiblich ist, allerlei unliebsameGerüchte über die geschäftliche Lage der Bank hervorgerufen. Zu der Zeit, als ich Hamburg verließ, lag von hier aus weder eine Bestätigung noch eine Widerlegung dieser Gerüchte vor, und ich hoffe nunmehr von Ihnen zu erfahren, daß sie vollkommen grundlos waren."

Ohne den Blick zu seinem Gegenüber zu erheben, erwiderte Henninger in jenem ruhigen und gelassenen Ton, der so gut zu dem leeren Ausdruck seiner Züge stimmte: „So weit meine Kenntnisse reichen, befindet sich alles in bester Ordnung. Der Selbstmord des Direktors Strahlendorf hatte, wenn ich über seine Motive zutreffend unterrichtet bin, mit seiner kaufmännischen Thätigkeit und besonders mit den Verhältnissen der La Plata = Bank nicht das mindeste zu schaffen."

„Und welches wären dann diese Motive gewesen? Strahlendorf war ein kerngesunder Mann in der Blüthe der Jahre. Er hatte sehr früh eine glänzende, hochbezahlte Stellung erlangt, und die besten Zukunftsaussichten thaten sich vor ihm auf. Es müssen doch schwerwiegende Gründe gewesen sein, die einem Menschen in solcher Lebenslage die todtbringende Waffe in die Hand drücken konnten."

„Gewiß! Nur daß bei der Verschiedenheit der menschlichen Naturen dem einen wohl als genügender Anlaß für eine Flucht aus dem Leben erscheinen mag, was der andere nur als eine kindische Thorheit belächeln würde. Sie haben bisher wohl kaum Gelegenheit gehabt, Herr Direktor, die Frauen von Buenos Aires kennen zu lernen, und Sie können sich darum auch vielleicht keine Vorstellung davon machen, bis zu welchem Grade ihre Schönheit dasBlut eines sonst ganz vernünftigen Mannes in Flammen zu setzen und seine Sinne zu verwirren vermag."

Bei der Nüchternheit, mit der diese Worte gesprochen wurden, mußten sie einen doppelt seltsamen Eindruck auf Rodewaldt hervorbringen. „Eine Herzensangelegenheit also?" fragte er, „eine unerwiderte oder aussichtslose Leidenschaft?"

Henninger neigte ein wenig das Haupt. „So vermuthe ich, obwohl es mir an jedem greifbaren Beweise fehlt, und obwohl ich keinerlei Einzelheiten anzugeben vermöchte. Es ist nicht meine Gewohnheit, mich in die Privatangelegenheiten anderer Leute — am wenigstens aber in die eines Vorgesetzten, einzumischen."

„Auch mich kümmern die Privatangelegenheiten meines unglücklichenVorgängers natürlich nur insoweit, als sie mit der Bank und ihrem Credit in Verbindung stehen. Aber es wird später Zeit genug sein, darüber zu sprechen. Für den Augenblick nur noch eine Frage. Der hiesige Gerant der La Plata = Bank, Herr Manuel del Vasco, hat nach den Ausweisen während der beiden letzten Jahre neben seinem sehr bedeutenden Gehalt so große Summen an Tantiemen und Provisionen bezogen, daß den Herren vom Aufsichtsrathe Zweifel gekommen sind, ob die Einkünfte dieses Herrn auch im rechten Verhältniß zu seinen Leistungen stehen. Ich bin beauftragt worden, mich darüber zu unterrichten, und es würde mich interessiren, zunächst Ihre Meinung zu erfahren."

Diesmal war Henninger im Gegensatz zu seiner bisherigen Zurückhaltung sehr schnell mit der Antwort bei der Hand. „Meine Meinung ist, daß man nicht einen Augenblick zögern dürfte, die Bezüge des Senor del Vasco zu verdoppeln, falls er es verlangen sollte."

„Und aus welchem Grunde? Leistet er dem Institut wirklich so unschätzbare Dienste?"

„Allerdings. Wie die Verhältnisse dieses Landes nun einmal beschaffen sind, könnten wir getrost unsere Bureaux an dem nämlichen Tage schließen, an dem uns Senor del Vasco seine Unterstützung entzöge."

„Sie sehen mich überrascht, Herr Henninger! Ich glaubte bisher, dieser Herr sei nichts als ein einfacher Rechtsanwalt."

Die Mundwinkel des Prokuristen verzogen sich in einer merkwürdigen Weise. Es war wie der schlecht gelungene Versuch eines Lächelns, eine kleine Grimasse, die den Ausdruck des kalten Antlitzes für einen Moment geradezu unangenehm machte.

„Wenn Sie wollen, ist er nicht einmal das. Denn er hat schon vor einiger Zeit seine Praxis aufgegeben, um sich ganz den Geschäften unserer Bank und dem politischen Leben zu widmen. Aber wenn Sie mit den Zuständen dieser Republik erst etwas besser vertraut sind, werden Sie sich nicht länger darüber wundern, daß ein ehemaliger Advokat zu den bedeutendsten und einflußreichsten Persönlichkeiten zählen kann. So lange der gegenwärtige Präsident an der Spitze des Staatswesens steht, bedeutet Senor del Vasco oder seine Gemahlin — was in diesem Fall so ziemlich dasselbe ist — eine Macht, deren Gunst wir uns durch jedes nur immer erforderliche Opfer erhalten müssen."

„Nun, ich werde ja Gelegenheit haben, mir ein Urtheil darüber zu bilden," erwiderte Rodewaldt kühl. „Nach meinen bisherigen Anschauungen sollte ein auf solider Basis ruhendes Bankinstitut derartiger Gönnerschaften nicht bedürfen. Aber es kann natürlich nicht meine Absicht sein, schon am Tage meiner Ankunft tiefgreifende Aenderungen vorzunehmen. Hoffentlich ist es mir vergönnt, recht bald die Bekanntschaft dieses interessanten und, wie Sie sagen, so einflußreichen Herrn zu machen."

„Auf der Stelle — wenn Sie es wünschen," sagte der Prokurist, indem er sich erhob. „Ich höre die Stimme des Senor del Vasco draußen im Vorzimmer. Und ich werde ihn bitten, hier einzutreten, falls Sie mir den Befehl dazu ertheilen."

Der aber, von dem sie eben gesprochen hatten, wartete die Einladung nicht erst ab. Ehe noch Rodewaldt hatte antworten können, wurde die Thür des Kabinets geöffnet, und Senor del Vasco zeigte sich auf der Schwelle.

„Der neue Herr Direktor — wenn ich nicht irre!" sagte er mit tiefer, wohlklingender Stimme in etwas unbeholfenem Französisch. „Gestatten Sie einem alten Porteno, mein Herr, Sie im Namen der eingeborenen Bevölkerung von Buenos Aires auf dem Boden dieser gesegneten Republik herzlich willkommen zu heißen."

Es war etwas ungemein Gewinnendes in der äußeren Erscheinung wie in der Sprache des Mannes. Man konnte fürwahr nicht offener und treuherziger in die Welt schauen, als es diese klaren, glänzenden Augen thaten, und wenn Rodewaldt mit einem gewissen Vorurtheil gegen del Vasco hierhergekommen war, so fühlte er, daß es schon durch den ersten Eindruck seiner liebenswürdigen Persönlichkeit sehr stark erschüttert wurde.

Er dankte artig für die Begrüßung, und del Vasco war offenbar sehr erfreut zu hören, daß der andere die spanische Sprache vollkommen beherrschte.

„Das wird uns um so schneller dazu verhelfen, gute Freunde zu werden," sagte er. „Nun, wie gefällt Ihnen denn unsere Stadt?"

„Ich bin erst vor einer Stunde angekommen, Senor, und habe natürlich noch kein Urtheil. Aber ich muß gestehen, daß mich das wahrhaft weltstädtische Leben und Treiben in den Straßen, die ich auf meinem Wege passirte, einigermaßen überrascht hat."

„Ah, wenn Sie mir gestatten werden, Ihren Führer zu machen, sollen Sie bald erfahren, daß sich die eigentlichen Reize von Buenos Aires nicht im Gewühl des Straßenlebens offenbaren, sondern hinter den Mauern der Häuser verbergen. Ich freue mich, daß man uns Jemand geschickt hat, der den neuen Eindrücken noch die volle Empfänglichkeit der glücklichen Jugend entgegenbringt. Man muß jung und von heiterem, genußfähigem Temperament sein, um unser Land und seine Vorzüge richtig würdigen zu können. Ihr Vorgänger war leider etwas zu schwerblütig für den lachenden Süden, und er hätte in seinem eigenen Interesse besser gethan, unter dem melancholischen Himmel seiner nordischen Heimath zu bleiben."

„Nach dem, was Herr Henninger mir soeben über die Ursache vonStrahlendorf's freiwilligem Tode mitgetheilt hat, sollte ich viel eher glauben, daß der Aermste von allzu heißem Blute gewesen sei," bemerkte Rodewaldt.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Direktor," fiel der Prokurist ein, „aber ich erlaubte mir ausdrücklich zu betonen, daß es nur Vermuthungen seien, die ich darüber hege. Einzig um der Annahme entgegenzutreten, daß es sich bei jenem Selbstmord um Angelegenheiten der Bank gehandelt haben könne, äußerte ich die Ansicht, Ihr Herr Vorgänger habe sich durch irgend eine Liebesangelegenheit, von der ich durchaus nichts Näheres oder Bestimmtes weiß, in den Tod treiben lassen."

Der Schatten, der für einen Moment auf del Vasco's Antlitz gelegen hatte, war schon wieder verschwunden. „Freilich, man munkelte allerlei derartiges. Doch ich denke, Sie, mein verehrter Senor, sind nicht danach angelegt, es ihm nachzuthun. Gott hat die schönen Frauen erschaffen, daß wir uns an ihnen erfreuen, nicht aber, daß wir uns ihretwegen umbringen. Und da wir einmal von dem schöneren Geschlecht reden — darf ich hoffen, Sie morgen bei der Tertulia meinen Damen vorzustellen?" Da er den fragenden Blick des jungen Deutschen gewahrte, fügte er erklärend hinzu: „So nennen wir hier die zwanglosen kleinen Empfänge, die allabendlich in jedem guten Hause stattfinden, und bei denen jeder Freund der Familie ohne vorherige Einladung ein für allemal willkommen ist. Für heute will ich Sie noch freigeben, morgen Abend aber müssen Sie unbedingt kommen—wäre es auch nur im Interesse der Bank. Denn Sie werden nicht nur den einen oder den anderen Minister finden, dessen persönliche Bekanntschaft unter Umständen von wesentlichem Nutzen für Sie sein kann, sondern ich habe auch einigen Grund zu der Vermuthung, daß der Herr Präsident selbst uns morgen die Ehre seiner Gegenwart vergönnen wird."

Die Einladung war so herzlich, in so dringendem Tone, und zugleich mit so unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit vorgebracht worden, daß Rodewaldt sich in der That einer großenUnfreundlichkeit schuldig gemacht hätte, indem er sie ablehnte. Er sagte also mit einigen Dankesworten zu, und Senor del Vasco zeigte sich davon so erfreut, als hätte er ihm einen ganz außerordentlichen Dienst erwiesen.

„Von den Geschäften plaudern wir ein anderes Mal," fügte er hinzu, indem er ihm abschiednehmend die Hand schüttelte, „ich muß jetzt zu einer wichtigen Conferenz, und diese Dinge laufen uns ja nicht davon."

Wenn er den Prokuristen schon bei seinem Eintritt nur ganz oberflächlich begrüßt hatte, so gönnte er ihm jetzt kaum einen Blick, und die Art, wie er die höfliche Verbeugung Henninger's übersah, wollte eigentlich wenig zu dem weltmännisch = verbindlichen Wesen stimmen, das er Rodewaldt gegenüber an den Tag gelegt hatte. Dieser gab ihm das Geleit bis zur Thür und wandte sich, als er dann an seinen Platz zurückgekehrt war, gegen seinen schweigsamen Mitarbeiter.

„Herr del Vasco unterhält in der That, wie es scheint, vortreffliche Beziehungen, wenn es sogar der Präsident der Republik nicht verschmäht, sein Haus zu besuchen."

„Ein Präsident ist hier nicht eine so unnahbare Persönlichkeit, wie ein Staatsoberhaupt in der Alten Welt. Immerhin bedeutet es eine nicht geringe Auszeichnung, in gesellschaftlichem Verkehr mit ihm zu stehen, und Sie werden mir nun vielleicht glauben, daß wir die Unterstützung des Senor del Vasco bei unseren geschäftlichen Unternehmungen nur schwer würden entbehren können."

„Und gibt es hier zu Lande noch mehr Advokaten von so weitreichendem Einfluß?"

„Der Beruf des Rechtsanwalts bedeutet in Argentinien von jeher die Leiter, auf der ein geschickter Mann zu Macht und Reichthum, was hier gleichbedeutend ist, emporsteigen kann. Die Mitglieder des Congresses, die Minister und die Präsidenten, sie alle gehen mit verschwindend wenigen Ausnahmen aus dem Stande der Advokaten hervor, und nur hier und da ist es ein ehrgeiziger Offizier, der die Gewalt an sich reißt. Auch Senor del Vasco wird ohne Zweifel eines Tages Minister sein."

„Ah — in der That? Und er ist ein reicher Mann?"

„Die Welt hält ihn dafür, und ich glaube wohl, daß er es in Wahrheit ist. Jedenfalls werden Sie in ganz Buenos Aires schwerlich ein gastlicheres und angenehmeres Haus finden, als das seine."

„Natürlich verkehren auch Sie in diesem Hause?"

„Ich darf das wohl nicht unbedingt bejahen. Auf eine allgemeine Ermächtigung des Senor del Vasco hin nehme ich mir wohl zuweilen die Freiheit, die Tertulia seiner Gemahlin zu besuchen, aber ich vergesse nicht, daß meine untergeordnete Stellung mir die Pflicht bescheidener Zurückhaltung auferlegt."

Rodewaldt fing aber bald an, in die Aufrichtigkeit dieser so oft und so nachdrücklich betonten Bescheidenheit lebhafte Zweifel zu setzen, um so mehr, als er im weiteren Verlauf des Tages Gelegenheit genug hatte zu sehen, mit einer wie ehrerbietigen Scheu die übrigen Angestellten der Bank dem Prokuristen begegneten. Ihr Benehmen ließ erkennen, daß sie in Georg Henninger vorläufig noch eine bei weitem wichtigere und einflußreichere Persönlichkeit sahen, als in dem neuen Direktor, und eine gewisse unbehagliche Empfindung des Mißtrauens, die ihn schon unten im Hafen beschlichen hatte, als er das kalte und unbewegliche Gesicht des Mannes zum ersten Male aufmerksamer betrachtete, begann sich auf's neue in Rodewaldt zu regen.

Als am Nachmittag zu der landesüblichen frühen Stunde die Bureaux der Bank geschlossen wurden, lehnte er denn auch das höfliche Anerbieten des Prokuristen, ihm für den Rest des Tages als Führer zu dienen, mit der Erklärung ab, daß er ihn nicht weiter zu bemühen wünsche, und ließ sich, nachdem er in seinem Gasthofe gespeist hatte, auf's Gerathewohl von dem bunten Menschengewühl forttragen, das um diese Zeit noch lebhafter als am Morgen die Hauptstraßen von Buenos Aires erfüllte.

Es gab für ihn des Neuen und Fremdartigen mehr als genug. Aber abgesehen von den zum Theil recht malerisch gekleideten Gestalten aus den unteren Ständen, unter denen jede erdenkliche Hautfarbe, vom leichten Gelb bis zum tiefsten Schwarz, vertreten war, erregten nicht so sehr die fast durchweg nach der neuesten Pariser Mode gekleideten Männer, als die weiblichen Erscheinungen sein Interesse. Was man ihm immer von der Schönheit derKreolinnen erzählt hatte, er fand es durch die Wirklichkeit doch noch übertroffen. Unter all' diesen Frauen und Mädchen, die heiter plaudernd an ihm vorübergingen oder anmuthig hingegossen in den Polstern rasch dahinrollender Equipagen ruhten, war kaum eine, die nicht durch den feinen Geschmack ihres Anzuges, durch das Ebenmaß ihrer Gestalt, durch die natürliche Grazie ihrer Haltung oder ihrer Bewegungen, vor allem aber durch den pikanten Reiz ihrer Gesichtszüge und durch das Feuer ihrer großen schwarzen Augen das Wohlgefallen jedes für Schönheit empfänglichen Beobachters hätte erregen müssen.

Werner Rodewaldt, der aus den bescheidensten Verhältnissen durch rastlosen Fleiß und eiserne Energie zu seiner jetzigen geachteten und verantwortungsvollen Stellung emporgestiegen war, hatte in einer mühseligen und arbeitsreichen Jugend wenig Gelegenheit zum Verkehr mit dem schönen Geschlecht gefunden. Abgesehen von einer kleinen Schülerschwärmerei war sein Herz noch ganz unberührt geblieben, und so blickte er zu den Frauen mit einer Verehrung und Bewunderung empor, die ihn im Umgange mit ihnen schüchtern und beinahe unbeholfen machte. Diese anmuthigen Bewohnerinnen seines neuen Aufenthaltsorts erschienen ihm vollends wie Wesen aus einer anderen Welt, und er erfreute sich an ihrer Holdseligkeit voll naiven Staunens, wie er sich an schönen Kunstwerken erfreut haben würde.

Daß er selbst mit seiner hohen Gestalt und seiner für diese Südländerinnen so fremdartigen blonden Mannesschönheit einen Gegenstand schmeichelhaften Wohlgefallens bildete, bemerkte er gar nicht. Er dachte so wenig daran, das cokette Lächeln, das manches ihm zugekehrte reizende Frauengesicht erhellte, zu seinen Gunsten zu deuten, als er die herausfordernden Blicke gewahrte, die ihm unter mancher malerisch geschlungenen Mantilla hervor aus funkelnden, nachtschwarzen Augen zugesandt wurden. Nichts lag ihm so fern als der Wunsch, in dieser neuen Welt, die mit ihrer Fülle überraschender Eindrücke zunächst noch etwas beinahe Zauberhaftes für ihn hatte, auf Abenteuer auszugehen, und ganz bestürzt starrte er, wieder vor seinem Gasthofe angelangt, auf die zierliche weibliche Gestalt, von der er sich leicht am Arm berührt gefühlt hatte, als er eben im Begriff gewesen war, das Vestibül des Hauses zu betreten.

Sie war, nach ihrem Wuchs zu urtheilen, noch jung, aber ihre Mantilla war so weit über das Gesicht herabgezogen, daß er nicht viel mehr als das Weiße ihrer Augen unter dem schwarzen Spitzengewebe wahrzunehmen vermochte. Von den Zügen ihres Antlitzes sah er nichts, und ehe er noch in seiner Verwirrung eine Frage nach ihrem Begehr hatte an sie richten können, war sie schon wieder verschwunden, nachdem sie einen kleinen, fliederfarbigen Brief hatte in seine Hand gleiten lassen.

Der Pförtner des Hotels schielte mit einem pfiffigen Lächeln zu ihm hinüber, und Rodewaldt fühlte, daß ihm das Blut in's Gesicht stieg wie einem jungen Menschen, der zum ersten Mal auf heimlichen Wegen ertappt wird. Rasch eilte er auf sein Zimmer, doch erst nach längerem Zaudern konnte er sich entschließen, den Brief zu öffnen, dessen Umschlag keine Aufschrift zeigte, und der, wie er nicht bezweifelte, nur durch ein Versehen der Ueberbringerin in seine Hände gelangt war. Auch das stark parfümirte Blatt, das er nun entfaltete, zeigte weder Anrede noch Unterschrift. Die wenigen, unverkennbar von einer Damenhand in sehr feinen und gleichmäßigen Zügen geschriebenen Zeilen aber, die seinen Inhalt ausmachten, lauteten:

„Wenn Ihnen Ihr Leben und die Ruhe Ihres Herzens lieb sind, Sennor, so seien Sie auf Ihrer Hut. Man wird Sie zu bethören suchen, wie man jenen Anderen bethört hat, der seine Verblendung so theuer bezahlen mußte. Mißtrauen Sie denen, die Ihnen Freundschaft und Liebe heucheln, damit Sie die Nichtswürdigkeit des falschen Spiels nicht erst, gleich jenem Anderen, durchschauen, wenn es zu spät ist."

Wieder und wieder las Werner das kurze, und doch so inhaltsschwere Briefchen. Das correkte Spanisch, dessen sich die Verfasserin bedient hatte, war ihm vollkommen geläufig, und er konnte den Sinn der Warnung also nicht wohl mißverstehen. Im ersten Moment hatte sie nur seine Ueberzeugung befestigt, daß das Billet gar nicht für ihn bestimmt gewesen sei; dann aber hatte ihn der Hinweis auf jenen Anderen, der seine Verblendung theuer habe bezahlen müssen, doch stutzig gemacht. Wenn es nun sein Vorgänger war, den die Briefschreiberin damit meinte — jener unglückliche Strahlendorf, der gleich ihm voll freudigster Hoffnungen hierhergekommen war, um nach einer kurzen Reihe von Monaten kläglich unter der eigenen Pistolenkugel zu enden! — Es ließ sich ja nicht mit voller Bestimmtheit erkennen, ob die geheimnißvolle Warnerin auf ihn anspielen wollte, aber je aufmerksamer Rodewaldt die räthselhafte ZuschriftWort für Wort studirte, desto wahrscheinlicher dünkte es ihn, daß dies ihre Absicht gewesen sei. Verständlicher freilich war ihm die sonderbare Mahnung dadurch nicht geworden. Und da sich, wenn er von seinem Reisegefährten Doctor Vidal absah, hier in diesen wenigen Stunden noch Niemand um seine Freundschaft oder gar um seine Liebe beworben hatte, so fehlte es ihm auch an jeder nur halbwegs greifbaren Vermuthung in Bezug auf die Person, vor der er gewarnt werden sollte. Er dachte einen Augenblick an del Vasco, der ihm ja allerdings sehr warm und herzlich entgegengekommen war, aber als er sich die Erscheinung dieses liebenswürdigen, offenen Herrn in's Gedächtniß rief, mußte er unwillkürlich lächeln bei der Vorstellung, daß dies der Mann sein sollte, durch den Jemand in Verzweiflung undTod getrieben worden sei.

Nein, wenn hier nicht trotzdem ein Irrthum bei der auf so ungewöhnliche Weise erfolgten Bestellung des Briefes vorlag, so konnte es sich nur um einen schlechten Scherz handeln, der möglicherweise von irgend einem zu übermüthigen Streichen aufgelegten Beamten der La Plata=Bank ausging.

Jedenfalls war Rodewaldt entschlossen, dem Zettel nicht die mindeste Beachtung zu schenken, und er würde ihn sogleich in Stücke zerrissen haben, wenn nicht eine seltsame, schwer zu erklärende Empfindung ihn davon zurückgehalten hätte. Es waren ihm in seinem Leben ja schon zahllose Handschriften vor die Augen gekommen, schöne und häßliche, charactervolle und nichtssagende — niemals aber waren ihm die Züge einer von menschlicher Hand geführten Feder so anmuthig erschienen, als hier auf diesem zartgefärbten, süß duftenden Blatte.

Sorgsam faltete er das Blatt wieder zusammen und barg es in seiner Brieftasche, da, wo er den letzten Abschiedsbrief seiner Mutter verwahrte, den Brief, der ihm die heißesten Segenswünsche mitgab in das ferne, fremde Land.

4. Capitel.

Die blendende Helligkeit des südlichen Frühlingstages ging eben in wohlthuende Dämmerung über, als Rodewaldt in Begleitung des Prokuristen Henninger Sennor Manuel del Vascos Haus an der Calle Florida, der vornehmsten Straße von Buenos Aires, betrat. Das Aeußere des schmalen, einstöckigen Gebäudes hatte ihn ein wenig enttäuscht. Aber sobald er seinen Fuß in das hohe, luftige, mit grünen Blattgewächsen und weißen Marmorstatuen geschmückte Vestibül gesetzt hatte, fühlte er sich lebhaft überrascht durch den auffallenden Gegensatz zwischen der bescheidenen Außenseite und dem glänzenden Innern des Hauses.

Ein Diener öffnete ihnen die Thür eines Salons, der nur das erste in einer langen Reihe hell erleuchteter und mit etwas prahlerischem Luxus ausgestatteter Gemächer bildete. Es war an kostbaren Möbeln und Teppichen ebensowenig Mangel, als an erlesenen Kunstwerken mannigfachster Art. Aber die ganze Anordnung und Aufstellung bekundete augenfällig, daß alle diese schönen Dinge viel weniger dazu bestimmt waren, ihre glücklichen Besitzer zu erfreuen, als dazu, den Besuchern zu imponiren.

Die beiden Deutschen waren nicht mehr die ersten Gäste; eine Anzahl junger und älterer Herren in durchweg tadellosen Gesellschaftsanzügen belebte vielmehr, in kleine, zwanglose Gruppen vertheilt, mit ihren lauten, in echt südlichem Eifer geführten Unterhaltungen bereits die pomphaften Räume. Sennor Manuel del Vasco war in beständiger Bewegung, um mit wahrhaft bezaubernder Liebenswürdigkeit bald hier, bald dort ein paar Worte in das Gespräch zu werfen und zugleich dafür Sorge zu tragen, daß die mit Champagner und allerlei Confitüren aufwartenden Dienstboten ihren Obliegenheiten mit dem gehörigen Eifer nachkamen.

Sobald er Rodewaldts ansichtig geworden war, eilte er mit strahlendem Gesicht auf ihn zu und streckte ihm herzlich beide Hände entgegen. „Seien Sie mir willkommen, mein verehrter Herr Director! Ich fürchtete schon, Sie könnten Ihre Zusage vergessen haben. Und — wahrhaftig! Ich hätte es nicht gewagt, meiner Frau und meiner Tochter unter die Augen zu treten, wenn ich wirklich außer Stande gewesen wäre, Sie ihnen heute Abend vorzustellen."

Wieder hatte er dem Prokuristen nur leicht zugenickt, und Rodewaldt sah, während er sich von dem Vasco nach dem anstoßenden zweiten Zimmer hin fortziehen ließ, daß Henninger in eine der Fensternischen trat wie Jemand, der von seiner Anwesenheit möglichst wenig Aufhebens zu machen wünscht.

Der zweite, ganz in den zartesten Farben gehaltene Salon war ohne Zweifel das eigentliche Gebiet der Hausfrau. Sie thronte dort inmitten eines dichten Kreises von ehrerbietig dreinschauenden und aufmerksam lauschenden Herren auf einem kleinen Brocatsopha, das ein schlanker, ordengeschmückter Sennor von echt spanischem Typus mit ihr theilte. Sie war eine stolze, trotz ihrer etwa sechsunddreißig Jahre noch sehr schöne Erscheinung, von der man es ohne Weiteres begriff, daß sie im Stande sein müsse, einen gebieterischen Einfluß auf ihre Umgebung zu üben. Ihr Wuchs und ihre königliche Haltung hätten den Neid einer regierenden Fürstin erwecken können. In dem Lächeln, das beständig ihre vollen Lippen umspielte, war viel mehr gnädige Herablassung als liebenswürdige Herzensgüte, und wenn sie zuweilen das Wort an ihrenNachbar oder an sonst Jemanden aus dem ehrerbietigen Kreise richtete, so offenbarte sich auch in dem Klang ihrer volltönenden, dunkel gefärbten Stimme etwas von der Gewohnheit des Befehlens.

Aufmerksam und mit unverkennbarem Wohlgefallen ruhten die Augen der Frau des Hauses auf der Gestalt des jungen Deutschen, den ihr Gatte ihr jetzt in seiner verbindlichen Weise vorstellte. Sie hieß ihn mit einigen Worten willkommen, indem sie zugleich der Erwartung Ausdruck gab, daß er fortan ihr Haus als das seinige betrachten würde, und wandte sich dann an den neben ihr sitzenden Herrn, um die Bekanntschaft zwischen ihm und Rodewaldt zu vermitteln. Der neue Bankdirector erfuhr, daß es kein geringerer als der Präsident der Republik selbst war, dem er sich gegenüber sah. Und er hätte sich wohl hochgeehrt fühlen können durch die freundliche und zuvorkommende Art, in der dieser hochgestellte Herr sich mehrere Minuten lang mit ihm unterhielt. Dann, als der Präsident das Gespräch mit weltmännischer Geschicklichkeit beendet und sich wieder gegen die Dame des Hauses gewendet hatte, lernte Rodewaldt durch die Vermittelung del Vascos nach und nach auch die übrigen Gäste kennen, unter denen es Minister, Generale, Congreßmitglieder und eine Menge anderer, nach den halblauten Versicherungen des Hausherrn politisch höchst bedeutsamer Persönlichkeiten gab.

„Sie werden mit vielen dieser Herren bald in noch nähere Berührung kommen, verehrter Freund, denn die La Plata=Bank steht mit den meisten von ihnen auch in geschäftlichen Beziehungen. Aber es ist natürlich durchaus verpönt, hier davon zu sprechen. Auf einer Tertulia redet man vielleicht von Politik, aber niemals von Geschäften."

Rodewaldt hatte den Eindruck, daß Sennor del Vasco es überhaupt nicht liebte, von Geschäften zu reden, denn auch bei dem kurzen Besuche, den er heute im Cabinet des neuen Bankdirectors abgestattet hatte, war er sehr eilig gewesen und hatte sich mit einer dringenden anderweitigen Verpflichtung entschuldigt, alsRodewaldt einige kaufmännische Angelegenheiten bezügliche Fragen an ihn hatte richten wollen.

„Und nun, nachdem ich Sie gewissermaßen in die officiellen Kreise von Buenos Aires eingeführt habe, nun, mein theuerster Sennor, gestatten Sie mir, Ihnen auch unsere junge Welt zu zeigen, zu der es Sie vielleicht doch noch mehr hinzieht, als zu jenen."

Vertraulich hatte del Vasco mit diesen Worten Rodewaldts Arm ergriffen und ihn, einen schweren Thürvorhang zurückschlagend, in einen dritten, noch größeren Raum geführt, der augenscheinlich dazu bestimmt war, als Musikzimmer und als Tanzsaal zu dienen, da seine ganze Ausstattung außer mehreren in die Wände eingelassenen, hohen Crystallspiegeln nur in einem großen Concertflügel und einer Anzahl von Stühlen bestand. Die junge Welt, von welcher der Hausherr gesprochen, war hier in der That in ihren berückendsten und lieblichsten Erscheinungen vertreten. All' die fremdartige Schönheit, all' die verführerische Anmuth, die den jungen Deutschen bisher auf den Straßen von Buenos Aires entzückt hatte, offenbarte sich ihm da ohne die neidisch verbergende Hülle der Mantilla noch viel überwältigender. Es mochten zehn oder zwölf junge Kreolinnen im Alter von sechzehn bis zwanzig Jahren sein, die unter dem funkelnden Kronleuchter in duftigen weißen oder zartfarbigen hellen Toiletten bei einander standen, umschmeichelt und in lebhafter Huldigung umworben von einer Anzahl befrackter Herren, die entweder zu jugendlich waren, um an den ernsthaften politischen Gesprächen in den beiden anderen Zimmern Gefallen zu finden, oder alt genug, um den beglückenden Anblick weiblicher Holdseligkeit jeder Art von geistiger Anregung vorzuziehen.

Mitten unter dem Kronleuchter, und von seinen Flammen mit blendendem Licht überfluthet, stand ein vielleicht achtzehnjähriges Mädchen, an dessen weicher, ebenmäßiger Gestalt und dessen wundervollem, elfenbeinfarbigem Antlitz Rodewaldts Blick seit dem Moment seines Eintritts wie durch einen unwiderstehlichen Zauber gefesselt haften geblieben war. Er hatte niemals ein Wesen von vollkommenerer Schönheit gesehen, und er wäre glücklich gewesen, wenn man ihm vergönnt hätte, dieses lebendige Meisterwerk der Schöpfung still aus der Ferne zu bewundern. Daran aber war natürlich nicht zu denken; er mußte sich in aller Form vorstellen lassen, und eine Minute später wußte er, daß der Gegenstand seines Entzückens die Sennorita Isabella del Vasco, die Tochter des Hauses, war.

Wie er jetzt unmittelbar vor ihr stand, wie ihre Feueraugen sich neugierig auf ihn richteten, und die rothen, schwellenden Lippen sich zu einem Lächeln verzogen, da fühlte er sich von einer unbezwinglichen Verlegenheit ergriffen, die ihn seiner Ueberzeugung nach zu einem Gegenstand spöttischen Mitleids für seine gesammte Umgebung machen mußte. Er unterließ es, die kleine, wohlgebildete Hand, die sich ihm freundlich zum Gruße darbot, an seine Lippen zu führen, wie es doch nach allem, was er beobachtet hatte, hier zu Lande als ein unverbrüchliches Gesetz derHöflichkeit galt, und er suchte trotz seiner Kenntniß der spanischen Sprache vergebens in seinem Gedächtniß nach irgend einer artigen Phrase, die hier am Platze gewesen wäre.

Aber Sennorita Isabellas unbefangene Liebenswürdigkeit machte der für ihn so peinlichen Situation rasch ein Ende. Mit einer reizenden Natürlichkeit, die auch nicht den leisesten Anklang von berechneter Coketterie hatte, sagte sie: „Ich freue mich aufrichtig, daß wir nun doch wieder einen deutschen Sennor unter unseren Freunden haben werden. Denn ich liebe Ihr Land undIhre Landsleute, mein Herr! Ich lese mit Vorliebe Ihre Dichter, und wenn ich von einer recht bewunderungswürdigen That höre, so stelle ich mir unwillkürlich vor, daß es ein Deutscher gewesen sein müsse, der sie vollbracht hat."

„Das ist nicht eben schmeichelhaft für uns, Sennorita," kam einer von den dunkelhaarigen jungen Herren der Erwiderung Rodewaldts zuvor. „Alle Hochachtung vor einer klugen und tapferen Nation — aber ich denke, wir brauchen uns nicht geringer zu dünken, als sie."

„Vielleicht sind Sie ebenso klug und ebenso tapfer, Don Francisco," sagte Isabella mit reizender Schelmerei, „in einem aber stehen Sie gleich allen anderen anwesenden Caballeros den deutschen Herren unzweifelhaft nach — und das ist im Punkte der Aufrichtigkeit. Wenn man Tag für Tag nur die galantesten Artigkeiten und Schmeicheleien hört, sehnt man sich von Herzen danach, auch einmal die ungeschminkte Wahrheit zu vernehmen, und Sie dürfen es mir darum nicht verübeln, meine Herren, wenn ich unserem neuen Freunde ein wenig vor Ihnen den Vorzug gebe."

Das war eine Offenherzigkeit und Ungeniertheit, wie sie sich in seiner deutschen Heimath ein achtzehnjähriges Mädchen sicherlich niemals gestattet haben würde; Rodewaldt aber war trotzdem sehr weit davon entfernt, sie unpassend zu finden. Es war etwas sprudelnd Uebermüthiges und zugleich kindlich Unschuldiges in Isabellas Art, etwas, das auch ihm die verlorene Sicherheit wiedergab.

„Sie machen mich stolz, Sennorita," sagte er, „und es wird gewiß mein eifrigstes Bestreben sein, mich einer so wohlwollenden Beurtheilung meiner Landsleute würdig zu erweisen."

„Sie können auf der Stelle den Anfang damit machen," rief sie heiter. „Seit einerViertelstunde höre ich nichts als die überschwänglichsten Lobeserhebungen über die kleine flüchtige Skizze, die ich den Herrschaften auf ihr dringendes Verlangen zeigen mußte, obwohl ich es durchaus nicht thun wollte, weil sie mir selbst in hohem Grade mißfällt. Nun mögen Sie diese Schmeichler durch ein ehrliches und unumwundenes Urtheil beschämen." Sie hatte einem geckenhaft gekleideten jungen Manne das Blatt, das er eben mit dem Ausdruck höchster Verzücktheit betrachtete, ohne weiteres aus der Hand genommen und es Rodewaldt überreicht.

„Es ist ein Augenblicksbild von der Plaza de Constituzion," sagte sie erklärend, „und wie Sie sehen, eine rechte Dilettantenarbeit."

Daß es eine solche nicht war, erkannte Werner auf den ersten Blick. Er hatte sich, einer alten Liebhaberei nachgebend, in seinen spärlichen Mußestunden selbst so oft mit der Kunst des Stifts und des Pinsels beschäftigt und seine Augen an den Werken der großen Meister so gründlich geschult, daß er wohl im Stande war, die starke natürliche Begabung zu erkennen, die sich in diesem offenbar rasch hingeworfenen Aquarell kundgab. Es stellte eine Scene aus dem bunten und malerischen Markttreiben dar, das für Buenos Aires so characteristisch ist — ein Paar der grell bemalten Ochsenkarren mit ihren gewaltigen, acht Fuß hohen Rädern, und zwischen ihnen eine trefflich beobachtete und mit großer Sicherheit wiedergegebene Gruppe der Landleute in ihren malerischen Trachten. Freilich mangelte es auf dem Blatte neben den augenfälligen Vorzügen auch nicht an Verzeichnungen und anderen kleinen Fehlern, und Rodewaldt unterließ nicht, die junge Künstlerin auf sie aufmerksam zu machen, nachdem er den Schönheiten der Skizze eine, wenn auch nicht überschwängliche, so doch warme Anerkennung hatte zu theil werden lassen.

Als er geendet, klatschte Isabella mit kindlicherFröhlichkeit in die Hände. „Sagte ich's nicht, daß ich von diesem Sennor endlich die Wahrheit hören würde? Und nun müssen Sie sich auf der Stelle auch meine anderen Sachen ansehen — alle — alle! Sie werden mir sagen, welche von ihnen ich einfach fortwerfen soll, und welche des Aufhebens werth sind. Kommen Sie, damit wir fertig sind, ehe die Musik beginnt."

Und ehe er noch wußte, wie ihm geschah, sah sich Werner mit dem holden Geschöpf allein in einem kleinenNebenzimmer, das seiner ganzen Einrichtung nach nur Isabella's eigenes Gemach sein konnte. Mit allerliebster Geschäftigkeit brachte sie ihre Skizzenbücher und Mappen herbei, um alle die Schätze vor ihm auszubreiten, die sie enthielten. Sie benahm sich dabei gegen ihn ganz wie gegen einen alten Bekannten, und das muntere Geplauder ihrer hellen Stimme ließ auch Rodewaldt bald vergessen, daß er sie vor kaum einer halben Stunde zum ersten Mal in seinem Leben gesehen. Aufmerksam betrachtete er alles, was sie ihm zeigte, das eine lobend, das andere verwerfend, ganz so, wie es seine ehrliche Meinung war. Aber als er dann einmal auf eine lebhafte Frage Isabellas hin den Blick von dem Buche, das er eben in der Hand hielt, zu ihr erhob, als er sie an der anderen Seite des schmalen Tisches unter der roth umschleierten Säulenlampe stehen sah, von ihrem zart rosigen Lichte wie von einer sanften Glorie umflossen, da war es ihm plötzlich, als befände er sich mitten in einem Märchen, als hätte eine Fee ihn in ihr zauberhaftes Reich entführt, und als brauchte er nur noch seinen Arm auszustrecken, um das wonnigste Glück an seine Brust zu reißen.

Mitten in dem eben begonnenen Satze war er verstummt. Seine Augen aber mochten wohl, ihm selber unbewußt, einiges von dem verrathen, was so mächtig durch seine Seele ging, denn die Sennorita legte das dunkle Köpfchen mit einer unnachahmlich reizvollen Bewegung ein wenig auf die Seite und sagte, indem sie mit einem Lächeln seinen Blick aushielt: „Weshalb sehen Sie mich so sonderbar an? Wissen Sie auch, daß Sie mir damit den Muth nehmen zu einer Bitte, die ich Ihnen eben aussprechen wollte?"

„Zu einer Bitte? O Sennorita, wenn ihre Erfüllung menschliches Vermögen nicht übersteigt — —"

„Ah, wie feierlich!" lachte sie. „Nein, nein, es ist durchaus nicht Ihr Herzblut, das ich verlange. Aber Sie sind ein so vortrefflicher Kritiker — alles, was Sie über meine kleinen Arbeiten sagen, leuchtet mir so vollkommen ein, daß ich sicher bin, ich würde sehr viel von Ihnen lernen können — viel, viel mehr als von der langweiligen Malerin, die mich jetzt unterrichtet und auf meinen Studienausflügen begleitet. Die Umgebung von Buenos Aires ist überreich an Naturschönheiten und interessanten landschaftlichen Scenerien. Was würden Sie dazu sagen, wenn ich Ihnen vorschlüge, daß wir sie an Ihren freien Tagen gemeinschaftlich durchstreifen, damit ich unter Ihrer Anleitung hie und da eine photographische Aufnahme machen oder eine kleine Skizze entwerfen kann? Es würde ein Opfer für Sie sein, das erkenne ich an, aber Sie würden dabei doch auch unter meiner Führung manches Hübsche und Sehenswerthe kennen lernen."

Er mußte an sich halten, um ihr nicht gar zu deutlich das Entzücken zu offenbaren, mit dem dieser ganz unbefangen ausgesprochene Vorschlag ihn erfüllte. Aber als er in seiner Erwiderung einen leisen Zweifel durchblicken ließ, ob Sennor del Vasco und seine Gemahlin ihre Einwilligung zu derartigen Ausflügen ertheilen würden, sah ihn Isabella verwundert an.

„Aber was, um des Himmels willen, sollten sie dagegen einzuwenden haben? Wenn es Ihnen nicht zu langweilig ist, mich zu begleiten, wird gewiß Niemand daran denken, es Ihnen zu verwehren. Ich hoffe doch, Sie wollen ein guter Freund unseres Hauses werden und uns von nun an täglich besuchen."

(Fortsetzung folgt.)

— Es ist weise, manches im Leben nicht zu wissen.

(Für die „Sonntagpost“.)

Kunterbuntes aus der Großstadt.

Schlangen als Hausthiere. — Eine Chicagoer Sprachlehrerin, welche Nattern und Klapperschlangen allem anderen Gethier vorzieht. — Mit der Liebhaberei hat's einen sehr bedenklichen Haken. — Tabak, du edles Kraut. — Im County-Hospital ein Ukas dagegen erlassen. — Wie die Krankenpflegerinnen denselben aufgenommen haben. — Hat der angebliche Seelenkenner L'Hombroso mit seiner Beurtheilung des Weibes Recht? — Die in Chicago grassirende Massenarmuth. — Ihr Umfang wird aus den Steuerlisten klar. — Rothleidende Geistliche. — Verschwindend kleine Anzahl von Millionären unter der Bürgerschaft.

In der vorigen Nummer der Sonntagpost ist an anderer Stelle des Blattes in Vorschlag gebracht worden, dem ungerechtfertigten Vorurtheil gegen die Schlangen die Spitze zu bieten und, wie es unsere Altvorderen gethan, die Schlangen wieder in ihre verdienten Hausthierrechte einzusetzen. Es mag überraschend klingen, ist aber Thatsache, daß solches zuweilen geschieht. Es gibt Leute in Chicago, und man findet sie keineswegs nur in Schaubuden, die eine ausgesprochene Vorliebe für Schlangen haben und nicht anstehen, dieselbe in der angedeuteten Weise zu bethätigen.

Da wohnt z. B. an der Evanston Avenue, nahe Diversey Boulevard, eine junge Wittwe, die ihren Unterhalt als Sprachlehrerin erwirbt. Die Dame hat früher bessere Tage gesehen, aus jener Zeit aber nur eine luxuriöse Liebhaberei in ihre jetzigen Verhältnisse hinübergenommen. Sie hegt eine geradezu leidenschaftliche Zuneigung für bunt schillernde Schlangen und hält sich eine ganze Anzahl von solchen als Spielzeug. Von Kindheit an hat sie die Eigenart und das ganze Leben und Weben aller Schlangengattungen zu ihrem Spezialstudium gemacht. Mit Wehmuth denkt sie an die Zeit zurück, wo die Mittel, über welche sie verfügte, es ihr gestatteten, sich mehr als fünfundzwanzig Schlangen zu halten — darunter nicht weniger als fünf Klapperschlangen und verschiedene ganz prächtig gezeichnete Kreuzottern. Gegenwärtig ist die Schlangenfamilie der jungen Frau auf sechs Häupter zusammengeschmolzen. — Der Unterhalt der lieben Thierchen kommt die Eigenthümerin nicht sehr kostspielig zu stehen. Die Schlangen sind mäßig im Essen und Trinken. Hin und wieder eine lebende Maus, ein Schälchen Milch und als Leckerbissen ein Ei — mehr brauchen sie nicht, um glücklich zu sein. Die Sprachlehrerin füttert ihre Lieblinge natürlich selber, und mit Grausen sieht die irische Küchenfee der Dame manchmal zu, wenn diese den Deckel von den großen Glasgefäßen entfernt, in welchen sie die Schlangen verwahrt hält, und diesen die Mäuse, mit welchen ein benachbarter Leihstallbesitzer sie versorgt, eine nach der anderen zum Fraße reicht. Wie ein Blitz schießt dann der Kopf der Schlange aus der Urne empor, und die Maus ist verschlungen, ehe sie sich ihres Geschickes bewußt geworden.

Daß übrigens das Beispiel der Schlangenliebhaberin viel Nachahmung finden wird, ist kaum anzunehmen. Die Abneigung gegen die buntschillernden Schlangenthiere würden sich unsere Damen zur Noth wohl abgewöhnen, ja vielleicht sehr bald ins Gegentheil umlernen können, aber der Gedanke, die neuen Schooßthierchen mit lebenden Mäusen füttern zu müssen — brr! Da dürfte selbst Königin Mode vergeblich befehlen.

* * *

Die Krankenpflegerinnen im Hospital von Cook County haben, bei der großen Zahl von Patienten, welche auf jede von ihnen kommen, einen sehr beschwerlichen Dienst. Es ist ihnen deshalb wohl zu gönnen, wenn ihnen jeweils ein Vergnügen bereitet wird. Ihnen solches zu verschaffen hat letzthin der Hospital-Vorsteher Graham verstanden, wenngleich er nicht gerade diesen Zweck verfolgt hat. Herr Graham hat nämlich — in Folge einiger Vorkommnisse, welche ihm das rathsam erscheinen ließen — das Gebot ausgehen lassen, daß den Patienten der Anstalt hinfüro weder das Rauchen noch das Tabakkauen mehr gestattet werden dürfe. Früher durften Rekonvaleszenten rauchen und kauen so viel ihnen beliebte. Den Unbemittelten unter ihnen wurde der Tabak sogar von der Verwaltung des großen Krankenhauses kostenfrei geliefert. Dieser Frei-Tabak war denn auch danach. Man kann sich wohl vorstellen, daß die Atmosphäre in den Korridoren der Anstalt keine sehr angenehme gewesen ist. Die Wärterinnen, welche sich auch in längerer Dienstzeit nur schlecht anrauchten, schnitten in der Regel ganz fürchterliche Gesichter, wenn sie sich ihren Weg bahnen mußten durch den grauen, oder besser gräulichen Dunstkreis, welchen ihre paffenden Pfleglinge um sich verbreiteten. Noch unausstehlicher womöglich als die Raucher waren ihnen aber die Tabakkäuer. Mit der sprichwörtlichen „Treffsicherheit“, mit welcher der amerikanische Kaubold den Saft seines Priemchens in den Spucknapf spritzt, ist es bekanntlich gar nicht so weit her — ja, es muß leider gesagt werden, daß es viele Tabakkäuer gibt, die sich nicht einmal die Mühe nehmen, auch nur nach dem Spucknapf zu zielen.

Als Herr Graham eines Morgens die Verfügung traf, daß sowohl das Rauchen als auch das Kauen aufzuhören habe, da gingen die Pflegerinnen in ihrer kleidsamen, blau und weiß gestreiften Uniform-Tracht an diesem Tage zwar wie gewöhnlich ihren Verrichtungen nach, aber es war doch Feiertag für sie, ein Feier- und ein Freudentag, dem zu Ehren sie wohl am liebsten „ganz blau“ gemacht haben würden. Nicht wenig trug es zur Erhöhung ihrer Festfreude bei, daß sie selber mit der Durchführung des Befehles betraut, d. h. ermächtigt wurden, den Patienten das Rauchen und Tabakkauen nicht nur zu untersagen, sondern Rauch- und Kautabak auch zu konfisziren, wo immer sie in den Krankenzimmern solchen entdecken sollten. —

L'Hombroso, der „große Menschenkener“, behauptet bekanntlich, einer der hervorragendsten Charakterzüge des Weibes sei — die Grausamkeit. Selbst zugegeben nun — was dem Schreiber dieses im Ernste niemals einfallen würde, — daß besagter Professor der Seelenkunde recht hätte, so würde man doch annehmen, daß Krankenpflegerinnen, schon in Anbetracht des von ihnen erwählten Berufes, in dieser Hinsicht Ausnahmen ihres Geschlechtes bilden. Aber die Tabakepisode im County-Hospital scheint dieser Annahme zu widersprechen. Selbst der Umstand, daß die jungen Damen — wenn sie den Rauchern und Käuern die schmerzlich begehrten Genußmittel erbarmungslos entziehen — nur einen Befehl vollstrecken, hält nicht als „mildernder“ vor, wenn man die wilde Freude beobachtet, welche dabei aus den Augen der Schönen leuchtet. Man muß sich halt sagen, daß die Tabakfrage zu denen gehört, bei welchen für Frauen die Gemüthlichkeit aufhört, besonders wenn sie in solcher Heftigkeit auftritt, wie's vor Herrn Grahams Erlaß im County-Hospital der Fall gewesen. Und verargen kann man's den Krankenwärterinnen schließlich nicht, wenn sie keine Lust hatten, sich bei lebendigem Leibe räuchern zu lassen, während sie ihrer Pflichterfüllung oblagen, und daß sie auch keinen Gefallen daran fanden, durch Tabaksjauche zu waten. — Andererseits freilich hätte man nicht aus einem Extrem ins andere zu fallen brauchen. Ganz so beschränkt wird im County-Hospital der Raum denn doch hoffentlich noch nicht sein, daß sich dort nicht ein Saal oder Zimmer finden ließe, in welchem eingefleischten Tabakfreunden gestattet werden könnte, ihrem Laster — wenn's denn schon eines ist — zu fröhnen.

* * *

Bei Durchsicht der Listen in welchen die Einschätzungsbehörde diejenigen Bürger verzeichnet hat, welche Fahrhabe zu versteuern haben, kommt man unwillkürlich zu der Erkenntniß, daß die „kleinen Leute“ von Chicago eigentlich verzweifelt wenig Ursache haben, sich über den Widerwillen aufzuhalten, welchen die Großen gegen die Versteuerung ihres Besitzes an den Tag legen. Steuerfrei ist, nach einer von genannter Behörde aufgestellten und allgemein für sehr wohlthätig erachteten Regel, bewegliches Eigenthum bis zum Marktwerthe von $500. Nun haben selbst Optimisten, Leute, welche die gesellschaftliche Lage der Menschen in rosigstem Lichte sehen, schwerlich etwas gegen die Behauptung einzuwenden, daß in der That mehr als die Hälfte aller Haushaltungen Chicagos schwerlich einen höheren Marktwerth als $500 darstellen. Daß es jedoch mit dem Werthe der Hauseinrichtungen fast durchweg so erbärmlich ärmlich bestellt ist, wie es aus den besagten, auf Grund redlicher Angaben der Bürgerschaft ausgeschriebenen Listen hervorzugehen scheint, das hätten sich auch gewerbsmäßige Schwarzseher schwerlich träumen lassen.

In der 12. Ward auf der Westseite, einem früher für ganz außerordentlich wohlhabend gehaltenen Bezirk, der wohl eine Quadratmeile groß und dicht bevölkert ist, hat man nur 1,131 Bürger zu ermitteln vermocht, deren Habseligkeiten „unter Brüdern“ $500 und darüber werth sind. In der 11. Ward, östlich vom Ashland Boulevard, steht es noch schlechter. Dort schrumpft die Zahl Derer, welche eine jährliche Personalsteuer von $5 und mehr aufzubringen vermögen, auf 762 zusammen. In den anderen Stadttheilen liegen die Verhältnisse um nichts günstiger. So können sich z. B. in der 21. Ward auf der Nordseite, dem volkreichen Bezirk zwischen Fullerton und North Ave., Halsted Str. und dem See, nur 400 Personen eines Werthes ihrer Effekten von $500 und darüber rühmen.

Bemerkenswerth klein ist die Zahl der Vertreter des geistlichen Standes, welche man in den Steuerregistern findet. Und klein sind die Beträge, mit welchen diejenigen Geistlichen darin verzeichnet sind, welche Steuerwerthe angegeben haben. Woraus hervorgeht, daß die Gerüchte, laut welchen es in Chicago viele Seelenhirten gibt, die Reichthümer aufzuhäufen vermocht haben, auf schnöder Verleumdung beruhen. So gesuchte Kanzelredner wie Pfarrer Stires, der im Metropole-Hotel wohnt, und wie Pfarrer Percival McIntire, haben bisher die Steuergrenze von $500 überhaupt noch nicht erreicht. Pfarrer Kittredge Wheeler von der Vierten Baptisten-Gemeinde ist mit einer Werthangabe von $525 gerade erst an der Schwelle des Reiches der glücklichen Besitzenden angelangt. Wenig weiter als er sind Dr. H. W. Thomas, mit $600, Pfarrer Larrabee von der Himmelfahrts-Kirche an LaSalle Ave., mit $1300, Dr. Emil G. Hirsch vom Sinai-Tempel, mit $1580, Pfarrer John L. Jackson von der Baptisten-Gemeinde in Hyde Park, mit $1653, und einige Andere. Besser steht es um die irdischen Güter des Propheten Dowie, der einen Besitzstand von $5000 angibt. Mit den riesigen Schätzen, welche dieser Mann in den Jahren seiner hiesigen Wirksamkeit angehäuft haben soll, wäre es aber demnach auch nichts. Immerhin hat er größere Erfolge aufzuweisen als die protestantischen Bischöfe Fallows und W. E. McLaren, welche überhaupt nichts Steuerbares aufzuweisen haben. Ihrem Kollegen Charles E. Cheney ist es dagegen besser geglückt. Der hat sich mit $10,000 eingeschätzt, und Dr. F. W. Gunsaulus, der Vorsteher der von Herrn P. D. Armour gegründeten Bildungs-Anstalt, hat es sogar zu einem steuerpflichtigen Vermögen von $12,500 gebracht.

Wie übertrieben das Gerede von den vielen Millionären ist, die in Chicago herumwimmeln sollen, das erhellt schon bei einem flüchtigen Blick auf die Steuerlisten.

In dieser Rangklasse findet man, soweit die zur Versteuerung angemeldete Fahrhabe in Betracht kommt, Frau Anita McCormick-Blaine und Herrn Marshall Field — dann hört's schon auf. Herr Samuel W. Waterloo, mit dem sauer verdienten Beinamen „der Ehrliche“, kann nur $545,055 aufweisen, und des seligen Pullman Schwiegersohn Frank O. Lowden hat nach sorgfältiger Uebersicht seiner Vermögensbestände nur bewegliche Werthe im Betrage von $456,733 entdeckt, die als steuerpflichtig anzumelden waren. Mit $300,000 muß Herr Potter Palmer es möglich machen, den Haushalt der „Königin von Chicago“ zu bestreiten und mehr sind nach seinen wohlthätigen Stiftungen auch dem schon vorerwähnten Herrn P. D. Armour von seinen Ersparnissen nicht übrig geblieben. Recht kümmerlich schlägt sich vorderhand der als Nachlassenschaftsverwalter von Geo. M. Pullman zum Präsidenten der Pullman Palace Car Co. vorgerückte Sohn Abraham Lincolns durch. Sein Hausrath und seine Baarmittel u. s. w. stellen nur einen Gesammtwerth von $10,000 dar. Der spekulative Joseph Leiter gar scheint durch sein vorjähriges Weizengeschäft fast direkt in Noth gerathen zu sein. Er hat nur $1450 zur Versteuerung angemeldet und steht somit nicht viel glänzender da, als zur Zeit der Einschätzung der inzwischen abhanden gekommene Agent der Schulbehörde, William Alexander Stuart Graham, dagestanden hat. Der hatte sich nämlich mit $1000 zur Besteuerung angemeldet. —ss.

Im Scherz verheirathet.

Mit welcher Leichtigkeit auch in England Ehen geschlossen werden können, und mit welcher Leichtfertigkeit sie oft geschlossen werden, beweist ein fast unglaublich klingendes Vorkommniß, das sich jüngst in einem idyllischen Dörfchen in Roßshire in Schottland ereignete. Ein reicher Londoner Rechtsanwalt, der während seiner ziellosen Sommerreise auch nach jenem romantisch gelegenen Fleckchen Erde verschlagen wurde, verliebte sich dort in eine bildhübsche, junge Lehrerin. Die Dame nahm aber nur wenig Notiz von seinem Liebeswerben, und um sich den unwillkommenen Verehrer fern zu halten, trug sie beständig einen Verlobungsring, den sie von einem andern im Auslande weilenden Bewerber erhalten hatte. Der Jurist ließ sich jedoch nicht abschrecken; er verfolgte die Angebetete auf Schritt und Tritt und erwies ihr, wo sich nur eine Gelegenheit bot, die zartesten Aufmerksamkeiten. Gerührt von so viel Ausdauer, fühlte sich die Miß bewogen, den Freier etwas liebenswürdiger zu behandeln, wenngleich sie ihn auch in keiner Weise in seinen Hoffnungen auf ihre Hand ermuthigte. Vor Kurzem trafen die Beiden bei einer Theegesellschaft im Pfarrhause zusammen. Die hübsche Schottin war sehr gut gelaunt, sogar ein wenig übermüthig, und der Rechtsanwalt aus London sehr galant und fest entschlossen, die Spröde auf jeden Fall zu gewinnen. Der Pastor selbst war nicht anwesend, und sein Vertreter, ein lebenslustiger, junger Kandidat, ließ sich zu einem regelrechten Komplott verleiten. Er machte der Lehrerin den Vorschlag, sich auf der Stelle mit dem Rechtsanwalt trauen zu lassen, und das junge Mädchen, das die Sache nur für einen Scherz hielt, willigte ohne Bedenken ein. Man setzte sich in Positur, beantwortete die üblichen Fragen, und der kleine Zwischenfall war für den Moment beendet. Am anderen Tage reiste der Advokat nach London zurück, miethete ein hübsches Haus für sich und seine kleine Frau, gab Auftrag, es elegant zu möbliren und machte sich dann in seiner Jacht auf den Weg, um die Erwählte seines Herzens zu holen. Die junge Dame weigerte sich aber entschieden, etwas mit ihm zu schaffen zu haben. Als ihr bewiesen wurde daß ihre Ehe rechtsgiltig geschlossen sei, gerieth sie in große Verzweiflung. Noch am selben Abend war sie aus dem Dorfe verschwunden, und der unglückliche Jurist sucht jetzt vergebens die Spur seiner unter so seltsamen Umständen gewonnenen und wieder verlorenen besseren Hälfte.

Moderne Stickereien.

Von reizender Wirkung sind die gegenwärtig bei den Pariser Modeschönen so sehr beliebten Stickereien auf Atlas, Tüll und Chiffon. Chenilleumrandete Applikationen von duftiger Spitze und zartfarbigem Sammet vereinen sich jetzt auf kräftigem Netzgewebe, das über silberpailletirten Tüll gelegt wird, der seinerseits wieder den Glanz des als unterste Unterlage dienenden Atlas dämpft. Sehr effektvoll nimmt sich auf schwarzem oder weißem Chiffon über gleichfarbiger Seide eine Jettstickerei aus, deren einzelne Flittern groß, flach und schimmernd und dabei so biegsam sein müssen, daß man sie mit Leichtigkeit zu verschiedenen Blüthenblättern formen kann. Um diese Jettblumen reliefartig hervortreten zu lassen, heftet man mousselinbezogene Wattebäuschchen zwischen Seidenstoff und Chiffon. Ungemein chic und apart ist eine ganz neue Stickerei auf bemaltem Sammet. Große rankende Blumendessins wie Riesenmohn, vollerblühte Rosen, Tulpen und Orchideen werden allgemein bevorzugt. Das Laubwerk fällt besonders durch seine eigenartige Ausführung auf. Währen die eine Hälfte eines Blattes so erhaben wie nur möglich gestickt ist, läßt man die andere Hälfte ganz flach. Breite Shawls aus Seidenmousseline verziert man mit gestickten Tüll-Arabesken, die von wahren Liliputrüschen aus farbigem Mousseline oder Chiffon eingefaßt sind.

— Domestikenbosheit. — Nu, is Euer Oller wieder zurück von det Feuer, denn is wohl der Brand gelöscht. — Köchin (beim Feuerwehrhauptmann): Zurück is er, aber ob er seinen Brand gelöscht hat, weeß ick nich, ick habe eben noch'n Pott Münchner holen müssen.

Der herrenlose Braten.

Humoreske von J. Pia.

Tinchen Lewald hatte einst bessere Tage gesehen. Nachdem ihr Vater — ein bescheidener Subalternbeamter — das Zeitliche gesegnet, hatte sie sich durch Handarbeiten das Nöthige zu verdienen gesucht. Solange sie nur für sich zu sorgen gehabt, war das auch leidlich gegangen, als aber auch ihr einziger Bruder starb und sie mit dessen mittelloser Wittwe zusammen eine kleine Hofwohnung bezog, ging es oft recht knapp in dem spärlichen Haushalte zu. —

Der Winter war als gestrenger Herr eingezogen; morgen war Neujahr, und Finchen und Tinchen hatten kaum das Nöthigste im Haus.

„Es wäre wohl das erste Mal“, seufzte Tinchen, „daß es uns zum neuen Jahr an einem Braten fehlte. Wenn ich bis Einbruch der Dunkelheit mit dem gestickten Streifen fertig werde, bringe ich ihn eilends noch zu Frau L....; kauft diese ihn mir ab, so wollen wir das neue Jahr mit einem guten Braten feiern, wie ich das von meinem geliebten Elternhause her gewöhnt bin“.

Gesagt — gethan. —

Punkt sechs Uhr verließ Tinchen das Haus mit zuversichtlichen Schritten.

„Viel Glück auf den Weg!“ rief Finchen ihr noch nach und macht sich dann daran, die kleine enge Wohnung für den morgenden Festtag recht schmuck und sauber herzurichten.

Die Zeit verstreicht.

„Wo sie nur bleibt?“ denkt Finchen.

„Das ist sie!“ entschlüpft es unwillkürlich ihren Lippen, als bald darauf heftig an der Klingel gezogen wird.

Es ist aber nicht Tinchen, sondern ein Fleischerbursche, der eine große fette Kalbskeule abliefert.

„Das gute Tinchen!“ denkt Finchen und schmeckt im Geiste schon den leckeren Sonntagsbraten, „sie hat zwar ihre Launen und Schrullen, ist im Grunde aber doch eine gutherzige Seele. Da hat sie nun seit Wochen bis in die späte Nacht hineingearbeitet, um die Decke im alten Jahre noch fertigzubringen, und nun ist es ihr Erstes, mir von dem dafür erlösten Geld eine besondere Freude zu machen — wie fürsorglich von ihr, gerade meinen Lieblingsbraten zu kaufen — diese Keule hat gewiß einen ganzen Batzen Geld gekostet — wiegt sicher ihre zehn, zwölf Pfund“.

Wieder ertönt die Klingel — diesmal ist es wirklich Tinchen.

„Ach, Du Gute“, haucht Finchen und gibt der Schwägerin einen warmen Dankeskuß, „wie ich mich freue, daß Dein Ausgang so guten Erfolg hatte — der Braten soll uns herrlich munden; wir spenden ein tüchtiges Stück Butter dazu“. —

„Welcher Braten denn?“ fällt Tinchen ihr ungeduldig in die Rede.

„Hast Du denn nicht die Kalbskeule gekauft und geschickt?“

Tinchen schüttelt traurig mit dem Kopf.

„Ich wußte nicht, woher ich das Geld dazu hätte nehmen sollen — ich komme unverrichteter Dinge wieder heim, habe die Arbeit nicht verkaufen können“.

Finchen und Tinchen ergingen sich in Vermuthungen, für wen das Fleisch wohl bestimmt sein könnte — sie fragten im ganzen Hause herum — umsonst — Niemand wollte der glückliche Eigenthümer sein.

Welche Enttäuschung für Finchen!

„Wenn der Bursche das Fleisch doch bald wieder abholen wollte“, meinte sie, „damit man nicht stündlich den leckeren Anblick hat und sich mit einem Stückchen Wurst begnügen muß.“

Aber seltsam, nicht nur der Neujahrstag, auch ein zweiter, ein dritter Tag verging, und Niemand ließ sich blicken, das Fleisch abzuholen.

Am vierten Tage ward Tinchen die Sache doch etwas bedenklich. —

Es mußte Etwas geschehen. Sie wußte sich keinen besseren Rath, als auf die Polizei zu gehen.

Der erste Beamte, an den sie sich wandte, hörte ihren Bericht aufmerksam an, lächelte dann vor sich hin, strich sich wiederholt nachdenklich das Kinn, räusperte sich mehrmals und meinte dann:

„Vielleicht bemieh'n Sie sich emal da nieber — zweemal um de Ecke — dann de dritte Thüre links“.

Tinchen folgte der Weisung — zweimal um die Ecke — dritte Thüre links.

Sie klopfte.

„Herein!“

„Sie wünschen?“ fragte ein kleiner magerer Mann mit einer Brille auf der langen spitzen Nase.

Tinchen wiederholte, was sie schon dem ersten Beamten berichtet hatte.

Auch der kleine Mann hörte ihr aufmerksam zu.

Jetzt schwieg sie.

Lange Pause.

Auch der kleine Mann schwieg und sann.

Endlich taucht er bedächtig zwei seiner langen mageren Finger in die große Schoßtasche seines ziemlich verblichenen chokoladebraunen Rockes und zog eine große silberne Schnupftabaksdose daraus hervor — nach dreimaligem Klopfen that sich dieselbe auf — der kleine Mann gönnte sich eine tüchtige Prise.

„Jetzt“, denkt Tinchen, „wird er endlich zu einem Entschluß gekommen sein“.

Aber nein — noch nicht — das Niesen kommt ihn an — er greift nach einem großen rothgeblumten Taschentuche, das ihm aus dem anderen Rockschoß halb zur Tasche heraushängt.

Nun hat er auch seine lange spitze Nase befriedigt — jetzt kommt's!

„Ja, wissen Se, meine verehrte Dame“, piepst der kleine Mann, „da däten Se wohl gut, sich an meinen Kollegen, den Herrn Bolizeisekredär Schobel, zu wenden — geh'n Se nur hier eine Dreppe 'nuf — da säh'n Se schon sein' Namen an der Diere“.

Seufzend folgt Tinchen auch dieser Weisung und trägt auch dem Herrn Polizeisekretär — nunmehr zum dritten Mal — ihr Anliegen vor.

„Diese Sache geht uns nichts an“, wird ihr zur Antwort, „damit müssen Sie sich an die Rathswache wenden. Die läßt das herrenlose Fleisch abholen und gibt es an Arme“.

Tinchen's Zeit ist knapp bemessen — aber darf sie einen Weg scheuen, durch den sie manchem Armen zu einer kräftigen Mahlzeit verhelfen kann? — Dazu ist sie eine zu mitleidige Seele. —

Nach langem Suchen, Fragen und Irregehen gelangt sie endlich zur Rathswache.

Sie wiederholte ihr Anliegen abermals. Jetzt geht es schon am Schnürchen — der Herr Rathsbeamte lauscht hier so gespannt, als müsse er sich die Geschichte Wort für Wort genau einprägen.

Tinchen ist mit ihrem Bericht zu Ende.

„Hm, das ist ja eine komische Geschichte — wunderbar! wunderbar!“ murmelt der Herr Rathsbeamte kopfschüttelnd langsam vor sich hin.

Tinchen's Blick ruht gespannt auf seinen sinnenden Zügen.

Plötzlich sieht er lebhaft auf.

Jetzt endlich erhält das geduldige Tinchen den ersehnten Bescheid!

Voll Spannung hängen ihre Augen an seinen Lippen. Doch plötzlich malen sich Angst und Schrecken auf ihren Zügen, als des Herrn Rathsbeamten knöcherne Rechte sich mit eisernem Griff um ihr Handgelenk legt und die halb zu Tode Geängstigte fast mit Gewalt in die Tiefe seines Bureaus führt. Hier öffnet er eine Thür — nur mit Mühe vermag Tinchen einen leisen Angstschrei zu ersticken — was hat der Mann mit ihr vor?

Erleichtert athmet sie auf, als sie beim Oeffnen der geheimnißvollen Thüre auf die belebte Straße sieht.

„Bitte, gehen Sie mal da drüben in das grüne Haus — da is im zweiten Stock das Gesundheitsamt, da melden Se sich beim Herrn Sekretär, der werd Sie sagen können, was Se mit dem Fleische machen sollen“.

Ein schwerer Seufzer entringt sich Tinchen's Brust.

„Dort lasse ich mich aber nicht wieder unverrichteter Sache fortschicken“, denkt sie, während sie sich keuchend die dunklen Treppen hinauftappt.

Auf ihre Frage nach dem Herrn Sekretär wird ihr von einem der im ersten Saal anwesenden Beamten zur Antwort: „Da müssen Se sich e Weilchen gedulden — der Herr Sekretär ist eben beschäftigt — setzen Se sich doch e bischen“.

„Es wird doch nicht sehr lange dauern?“ fragt Tinchen artig.

„Na, jetz' is' Eener drinne, dann gommt hier die Frau, und der Herr da wartet ooch auf'n — so an da zehn, fufzehn Minuten wär'n Se sich wohl gedulden müssen“.

Als aber anstatt der Viertelstunde mehr als die doppelte Zeit vergangen war, steht Tinchen mit den Worten auf: „Ich werde später wiederkommen“.

„Hab'n Se denn Ihre Vorladung mit?“ fragt der Beamte in gemüthlichem Tone.

„Ich habe keine Vorladung — ich wollte mich nur beim Herrn Sekretär nach Etwas erkundigen“.

„Da gann ich Sie vielleicht Ausgunft gäbn?“ erbietet Jener sich.

Eine fünfte Wiederholung der Geschichte vom herrenlosen Braten.

Das Gekritzel der verschiedenen Federn hört auf — von allen Seiten gespannteste Aufmerksamkeit.

„Werd's dem Herrn Sekretär melden“, entgegnet der Beamte und begibt sich in das nächste Zimmer.

Eine geraume Weile vergeht — endlich kehrt er mit dem Bescheid zurü — das Fräulein müsse dem Herrn Sekretär ihr Anliegen selbst vortragen.

Wie Alles einmal ein Ende findet, so auch die Zeit von Tinchen's Warten.

Zum sechsten — und letzten Mal rezitirt sie vor dem Herrn Gesundheitssekretär ihre Geschichte vom herrenlosen Braten.

„Das geht uns nichts an — das müssen Sie auf dem Polizeiamt melden“.

Bei dieser Antwort reißt selbst dem sanften Tinchen die Geduld.

„Mein Herr“, spricht sie artig, aber fest und entschieden, „von dem Polizeiamt hat man mich zur Rathswache, von der Rathswache hierhergeschickt — jetzt bin ich der Sache müde — ich konstatire hiermit, daß ich seit vier Tagen eine herrenlose Kalbskeule beherberge, und bitte, darüber zu verfügen, bevor das Fleisch verdirbt, mit dem manchen Nothleidenden jetzt noch eine Wohlthat erwiesen werden kann“.

Mit diesen Worten wandte Tinchen sich zum Gehen.

„Bitte, meine Dame, nicht so eilig“, sprach der Herr Gesundheitsamtssekretär; „wollen Sie nicht Platz nehmen?“ setzte er mit einladender Handbewegung hinzu.

Seufzend ließ Tinchen sich nieder.

„Darf ich um Ihren werthen Namen bitten?“

„Lewald“, entgegnete Tinchen kurz.

Der Herr Gesundheitsamtssekretär drehte sich gemächlich auf seinem knarrenden Drehsessel, stand auf, holte ein großes, dickes Buch herbei, setzte sich wieder und drehte in dem Buche.

„Richtig,“ sagte er dann — „Lewald — Kohlenstraße Nummero einhundertdreiundzwanzig, Hofgebäude A, dritter Stock links—“

Tinchen beantwortete seinen — über die tief auf dem Nasenbein sitzende Brille — fragend auf sie gerichteten Blick mit einem kurzen „Ja.“

Der Herr Sekretär griff nach einem großen weißen Bogen Pappier, brach denselben in der Mitte der Länge nach zusammen — strich den Bruch bedächtig wieder ein wenig aus, — tauchte die Feder in die Tinte — stützte sinnend den Kopf in die Hand volle zwei Minuten lang — dann tauchte er die Feder nochmals in das Tintenfaß — dann ging es endlich ans Schreiben. Nachdem die halbe Seite beschrieben war, fing er laut zu lesen an. „Ich Frau Josephine Katharina Lewald—“

„Das heißt, das ist meine Schwägerin,“ berichtete Tinchen den Lesenden pflichtschuldig.

„Wie heißen Sie denn?“

„Albertine Lewald?“

„Unverehelicht?“

„Ja.“

„Da muß ich es noch einmal schreiben.“

„Wozu? Ich wohne ja mit meiner Schwägerin zusammen.“

Aber der Herr Gesundheitsamtssekretär ließ sich nicht beirren.

„Muß Alles seine Ordnung haben,“ meinte er bedächtig.

Und er schrieb — schrieb, daß Tinchen schließlich meinte, er habe ganz ihrer vergessen.

Doch nein, jetzt athmete er erleichtert auf, hob den Kopf, wischte sich den Schweiß der Anstrengung von der Stirn und las Tinchen das Geschriebene vor. Dasselbe nur etwas breiter und umständlicher wiederholte Tinchen's Bericht über den herrenlosen Braten und fügte in ihrem Namen noch die Bitte hinzu, bald möglichst über denselben verfügen zu wollen.

Mit fester Hand unterzeichnete Tinchen dieses werthvolle Dokument. —

Auf dem Heimwege wandten sich ihre Gedanken anderen, ernsteren Dingen zu; sobald sie aber ihre kleine Wohnung betrat, wurden ihre Geruchsnerven in unliebsamer Weise wieder an den herrenlosen Braten erinnert.

Derselbe wanderte nunmehr in den Keller. —

Endlich nach fast einer Woche stellte sich ein Polizist ein. —

„Ich komme, die Kalbskeule abzuholen,“ meldete er.

Statt aller Antwort aber starrte Tinchen den Mann nur in stummer Erregung an, während sich allmählich dunkle Röthe über ihre Züge breitete.

„Den ... den Braten? stammelte sie endlich.

„Nun ja doch,“ erwiderte Jener unwirsch.

Wie konnte der Mann ahnen, daß nicht sein Anliegen, sondern seine eigenen Züge es waren, die Tinchen in sichtliche Verlegenheit setzten. Riefen die kleinen geschlitzten Augen, das Haar, das in leichten Locken auf die breite Stirn fiel, und der etwas dünne rothblonde Bart doch längstvergangene köstliche Zeiten in Tinchen's Herzen wach!

„Nun, wie lange soll ich denn noch warten?“ weckte des Polizisten rauhe Stimme sie aus ihren süßen Träumen.

Mit zitternder Hand griff Tinchen nach einem Bund Schlüssel, eilte die Treppen hinab, drehte den Schlüssel im Kellerschloß und — mit einem lauten Schrei prallte sie beim Oeffnen der Thür zurück — ein großer schwarzer Kater mit der Kalbskeule im Maule jagte in wilder Hast an ihr vorbei.

Mit stockendem Athem berichtete Tinchen dem Polizisten dieses neue Mißgeschick.

Der Mann hörte mit spöttischem Lächeln zu.

„Na, das mag ein Anderer glauben,“ gab er dann in hämischem Tone zur Antwort, „werden sich den Braten haben gut schmecken lassen—wird aber böse Folgen für Sie haben!“

Noch etwas Unverständliches in den Bart murmelnd, ging er seines Wegs, während das arme tiefgekränkte Tinchen auf den nächsten Stuhl sank und in bittere Thränen ausbrach. —

Plötzlich stutzte sie.

Klingt das nicht wie Hohngelächter?

Sie eilt an das Fenster.

Unten im Hofe stehen eine Schaar Schuljungen und schauen laut lachend zu, wie ein Polizist einer schwarzen Katze eine große Kalbskeule abjagt.

Jetzt läßt die Katze ihren Raub fallen — der Polizist bückt sich—hebt die Keule auf — aber sofort wirft er sie voll Abscheu wieder von sich, und gierig stürzt die Katze sich wieder auf den fetten Bissen, während der Polizist unter Begleitung einer ganzen Schaar lachender, gröhlender, halbwüchsiger Burschen wüthend den Hof verläßt.

Selbstmord auf dem Zweirad.

Aus Langen wird dem Frankfurter „Generalanzeiger“ geschrieben: Einen Selbstmord unter höchst eigenthümlichen Umständen hat ein gut gekleideter, junger Mann in der Nähe des Forsthauses Mitteldick zur Ausführung gebracht. Im Schatten einer hohen Eiche fand man einen jungen Mann, dessen Leben eine an der rechten Schläfe eingedrungene Revolverkugel ein vorzeitiges Ziel gesetzt hatte. Direkt neben dem Todten lag sein Fahrrad auf dem Boden, und alle näheren Umstände deuteten darauf hin, daß der Selbstmörder sich den tödtlichen Schuß, auf dem Zweirad sitzend, selbst beigebracht hatte und dann zu Boden gesunken war. Man fand in den Taschen des Todten außer einigen Baarmitteln auch Visitenkarten und Legitimationspapiere, die auf den Namen eines Kommis Wilhelm Weigand aus Eppingen lauteten.

— Sein erster Gedanke. — Seh'n Sie, das ist nun der Königstein. — Ei Dunnerlitzchen, wemmer dadruff ene Hypothek uffnehmen kennte!

Für die Küche.

Rezept für Welschkorn-Austern.

(In der Sommerfrische bei Coloma, Mich., entdeckt und angesichts der Fleischtheuerung eingesandt von Frau Ph. K.)

Man kocht das Welschkorn und schneidet es dann mit einem Messer zweimal (möglichst fein, oder auch, nach Belieben, gröber) vom Kolben ab, bis man ein Quart durchgeschnittener Körner hat. Dann schlägt man drei Eier darauf (oder mehr, je nach Gesammt-Quantität und Belieben) und thut etwas Rahm und Salz hinzu, und rührt das Ganze. Darauf wird in einer Pfanne Butter heiß gemacht, und die Mischung hinein gethan und zu Küchlein gebacken, die auf beiden Seiten schön braun sein sollen. Ziemlich warm genossen, sind diese Austern am besten. Ihr Geschmack erinnert sehr an wirkliche gebratene Austern. Dasselbe läßt sich auch mit rohem Welschkorn machen; nur braucht man dann mehr Butter. Bei dieser Bereitung soll das Gericht noch besser werden. Diese Austern hängen auch nicht von den R-Monaten ab, sind vielmehr für die Hundstage gerade zu geschaffen.

— Sauerampfersuppe. Man läßt etwas Butter in einem Kochtopfe zergehen und braun werden, dämpft darin eine Untertasse voll fein geschnittenem Sauerampfer, fügt dann soviel Mehl hinzu, als die Butter annimmt, und hiernach kräftige Fleischbrühe und Salz. Vor dem Anrichten wird die Suppe mit 1—2 Eidottern und ½—1 Tasse saurem Rahm abgerührt. Einige Stückchen Spargel in der Suppe mitgekocht, gibt ihr einen sehr angenehmen Geschmack. Man servirt geröstetes Brod zu dieser Suppe.

— Zitronen-Gelée. (Für 18 Personen.) Stark ein Quart Milch, 1 Flasche Weißwein, 1¼ Pfund Zucker, Saft von 8 guten Zitronen, abgeriebene Schale einer Zitrone, 2¼ Unzen rothe Gelatine gut aufgelöst. Milch und Zucker lasse man kochen, gebe Wein, aufgelöste Gelatine, Zitronensaft und Schale hinzu, wo dann die Milch gerinnt, lasse es einmal aufkochen und durch ein Mulltuch in die mit Mandelöl bestrichene Crêmeschüssel fließen.

— Sauerbraten. Zu einem Sauerbraten eignet sich ein gutes fettes Schwanzstück, auch ein Stück aus der Mitte des Linnerspalters, in einigen Gegenden Blumenstück genannt, weil sich eine kleine Fettblume darin befindet. Man lege es im Sommer 3—4 Tage, im Winter 8—10 Tage in Bieressig, welcher sich besonders zum Sauerbraten eignet und hierzu dem klaren Essig vorzuziehen ist. Doch gebrauche man ihn nicht zu roh, der Braten wird milder und wohlschmeckender, wenn der Essig mit dem Gewürz zum Kochen gebracht und kochend über das abgespülte Fleisch gegossen wird. Bei scharfem Essig gebe man etwas Wasser hinzu. Zu einem Stück von 5—6 Pfund kann man 4 Lorbeerblätter und 8 Muskatnelken rechnen. Da Zwiebeln in Essig hart werden, füge man sie erst bei der Zubereitung hinzu. Im Sommer muß das Fleisch, damit es vor Beigeschmack geschützt werde, ganz offen an einem kühlen Orte, im Fliegenschrank oder mit einer Drahtstülpe bedeckt und öfter umgewendet werden, doch hüte man sich vor der schlechten Gewohnheit, dazu die Hand zu gebrauchen. Vor der Zubereitung wird der Braten, damit er saftiger werde, auf folgende Weise gespickt: Man schneide halbe fingerlange, nicht zu dünne Speckstreifen, wälze sie in einem Gemengsel von gestoßenem Salz, Pfeffer und Nelkenpfeffer, steche mit einem spitzen Messer allerwärts in's Fleisch, schiebe die Speckstreifen hinein und streue noch etwas Salz darüber, doch darf kein Braten stark gesalzen werden, viel Salz macht ihn zähe. Dann mache man in einem nicht weiten eisernen Topfe reichlich gutes Fett recht heiß und gelb, lege das Stück Fleisch hinein, lasse die entstehende Brühe rasch abdampfen und das Fleisch ringsum dunkelgelb werden, indem man dies im Fette öfters hin- und herschiebt und umwendet; es gehört dazu einige Aufmerksamkeit. Darnach streue man einen gehäuften Eßlöffel Mehl in das Fett, lasse es ebenfalls bräunen, gieße dann schnell so viel brausend kochendes Wasser seitwärts hinzu, als nöthig ist, das Fleisch zu bedecken, und mache den Topf rasch zu, daß die Dünste nicht verloren gehen. Nach wenigen Minuten gebe man zu einem Stück von 5—6 Pfund zwei kleine gelbe Möhren, 3—4 größere Zwiebeln und ein Stückchen Schwarzbrodrinde, auch, falls der Braten nicht schon sauer genug wäre, den Gewürzessig, worin das Fleisch gelegen hat, mache den Topf fest zu, beschwere den Deckel mit 2 Bolzen und lasse den Braten bei einmaligem Umwenden etwa 2 bis 2½ Stunden langsam, aber ununterbrochen schmoren, wobei man zuweilen, ohne in's Fleisch zu stechen, solches aufheben und nöthigenfalls auch etwas kochendes Wasser hinzugeben muß. Eine Tasse süße Sahne, in der letzten halben Stunde hinzugefügt, macht die Sauce sehr angenehm. Beim Anrichten lege man den Braten auf eine erwärmte Schüssel und stelle sie in den Ofen, bis die Sauce gemacht ist. Sollte diese zu sehr eingekocht und dicklich geworden sein, so verdünne man sie nöthigenfalls mit Wasser, wäre sie nicht sämig genug, so füge man etwas Mehl hinzu, hätte sie zu viel Säure und wäre braun genug, so würde eine Tasse Milch gut sein. Dann rühre man sie scharf durch ein Blechsieb, lasse sie rasch zum Kochen kommen, gebe etwas davon über den Braten und die übrige reichliche Sauce dazu. — Möchte der Sauerbraten hauptsächlich zum Butterbrod bestimmt sein, so muß die Sauce kurz und darf nicht dicklich sein.

— Daher! — Herr: Aber Fräulein, Sie sind ja ganz blau im Gesicht! Friert es Sie so? — Fräulein: Frieren? Nicht im geringsten! Aber seit vorgestern sind wir geadelt!

Der Mann mit dem eigenen Gott.

(Erzählung von Friedrich Fürst Wrede.)

Eine dichte Menge hielt die beiden Gehsteige der Stadtbrücke in Salzburg besetzt. Ein angesehener Bürger sollte zu Grabe getragen werden. Ich stand in der ersten Reihe der Gaffer, die die Schaulust trotz der sengenden Hitze der Julisonne herbeigelockt hatte. Schon verkündeten die feierlichen Klänge von Posaunen das Nahen des Zuges, als plötzlich hinter mir eine heftige Bewegung entstand. Mich unwillig umwendend, gewahrte ich einen alten, glattrasirten Herrn, der sich ungestüm durch das Spalier Bahn zu brechen versuchte. Die Leute waren jedoch nicht gewillt, ihren durch geduldiges, langes Harren theuer bezahlten Platz dem späten Ankömmling ohne weiteres abzutreten, und so würde dieser das Gepränge des Begräbnisses schwerlich zu sehen bekommen haben, hätte ich mich nicht dazu bequemt, ihm aus freien Stücken meinen Posten zu überlassen und hinter ihm Aufstellung zu nehmen. Ein hastiges, mit fremdländischer Aussprache betontes „Danke" war mein Lohn. Inzwischen hatte der Zug die Brücke erreicht. Eine Abtheilung Mönche, denen ein mächtiges Kruzifix vorangetragen wurde, eröffnete ihn. Abenteuerliche Gestalten mit langbebarteten Asketengesichtern, halblaute Gebete sprechend, den Blick demüthig zu Boden geschlagen. Umsomehr fiel es mir auf, daß einer der letzten, ein schöner, hochgewachsener Greis, die Augen wie suchend über die Menschenreihe schweifen ließ und plötzlich ein flüchtiges, befriedigtes Lächeln über seine ernsten Züge huschte. Vielleicht war es auch nur der Widerschein der flackernden Kerze in seiner Hand oder ein verjüngender Sonnenstrahl, der seine blasse Lippe geküßt. Darüber Betrachtungen anzustellen, hatte ich keine Zeit. Denn kaum war er an uns vorübergeschritten, da wandte sich mein Vordermann jäh um und eilte, nachdem er sich ebenso rücksichtslos, wie er gekommen war, durch die Menge Bahn gebrochen hatte, hinter den Reihen, so rasch er konnte, dem Zuge voran, gleichsam als wolle er ihn an einem anderen Punkte wieder erwarten.

So sehr mich dieses absonderliche Betragen auch befremdete, hatte ich den Vorfall fast ganz vergessen, als ich am Abend desselben Tages die steile Treppe des Bürgerwehrsöllers emporklomm. Es ist dies der Ueberrest einer halbverfallenen Befestigung auf dem Mönchsberge, von dem man einen freundlichen Ausblick über die Stadt landeinwärts genießt. Auf der Plattform des Thurmes fand ich den alten Kauz wieder vor. Er trug dieselbe einfache, fast priesterliche Gewandung. Statt der Erregung aber, die Nachmittags sein Gesicht belebt hatte, sprach ein stiller, abgeklärter Friede aus den welken Zügen. So sehr war er in den Anblick der Landschaft vertieft, daß er mich erst nach geraumer Zeit gewahrte. Dann aber nickte er mir freundlich zu, und als ich um Auskunft über einige Punkte der Gegend bat, wurde mir entgegenkommender Bescheid. Ja, der alte Herr erbot sich sogar, mich auf einem Rundgange über den Bergrücken zu begleiten und mir die besonders lohnenden Ausblicke zu zeigen. Während dieses Spazierganges erfuhr ich, daß mein Gefährte Heinrich Prado heiße, in Italien geboren, aber bereits über dreißig Jahre in Salzburg ansässig sei. Da er vortrefflich zu plaudern verstand, verging mir die Zeit ungemein rasch, und nichts war mir willkommener als die Aufforderung, sein Heim zu besichtigen. Hier ist meine Klause, erklärte er schlicht, vor einem gleich einem Vogelneste an die Berglehne gebauten Hause stehenbleibend. Sie können den Weg nicht verfehlen. Die Stiege dort führt Sie gradeswegs in die Stadt hinunter. Wenn Sie jedoch noch ein Viertelstündchen zu verschenken haben und bei mir eintreten wollen, so sollen Sie hochwillkommen sein.

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Herrn Prados Wohnung war im oberen Stockwerke gelegen und bestand aus einem schmalen Vorplatze und einer geräumigen Stube. Spärlicher, altväterlicher Hausrath bildete die Ausstattung. Der Abglanz der spartanischen Lebensgewohnheiten des Italieners lag über dem ganzen Raum. Nur ein großer Strauß bescheidener Feldblumen auf dem Tische verrieth, daß der Bewohner dieses Zimmers derselbe begeisterte Verehrer des Schönen war, als den ich ihn kennen gelernt hatte. Ein steifbeiniges Schreibpult stand dicht am Fenster, sodaß der Schreibende nur den Kopf zu wenden brauchte, um die Aussicht zu genießen, die, über die dunklen Dächer der Stadt hinweg, das auf einem gegenüberliegenden Hügel ragende Kapuzinerkloster zeigte.

Blickte er jedoch gradeaus vor sich hin, so fiel sein Auge auf eine große Radirung nach Leonardos jugendlichem Christuskopfe in der Brera-Galerie. Es war dies das einzige Bild, das die getünchten Wände der Stube zierte, ein Umstand, der mir um so mehr auffiel, da es das erste Mal war, daß ich diesem Karton des großen Meisters im nordischen Lande begegnete. Als ich mich Herrn Prado gegenüber in diesem Sinne äußerte, meinte er herb, es sei eben nicht Jedermanns Bedürfniß, sich seinen Heiland nicht in der landläufigen leidenden Gestalt vorzustellen.

Wie ich diese Worte zu deuten hätte? „Ganz einfach!" erwiderte der Greis. Es gibt Menschen, die zur Ueberzeugung gelangt sind, daß sich die sittliche Wahrheit nicht in eine alleinseligmachende, feststehende Form gießen läßt. Der Weg zu dieser Erkenntniß freilich ist hart und dornenreich".

„Sie haben diesen Weg zurückgelegt?" forschte ich.

Der alte Sonderling nickte. „Ich mußte wohl! Wollen Sie die Geschichte hören?"

Da ich mich bereit erklärte, hub Herr Prado, an des Schreibpult gelehnt, nach einer kurzen Pause zu erzählen an.

„Wie Sie wissen, ist Italien meine Heimath. Aber nicht etwa die heitere, fruchtbare Ebene, sondern eines jener kleinen Bergdörfer, wo das Dasein eine noch rauhere Sprache führt als in eurem strengen Norden. Meine Kindheit hätte nur wenig Licht aufzuweisen vermocht, wenn sie nicht durch zwei große, reine Neigungen durchleuchtet und verschönt worden wäre. Die eine galt meiner jüngern Schwester Marietta, die andere dem einzigen Freunde, den ich je besessen — Giorgio. Giorgio und ich, wir waren unzertrennliche Gefährten, und die heißblütigsten, verwegensten Jungen des Dorfes. Trotz unserer Freundschaft glichen unsere Spiele einer beständigen Fehde. Der Preis, den es zu erringen galt, war der Besitz der kleinen Marietta. Giorgio war unermüdlich in listigen Anschlägen, mir die Schwester zu rauben und sie in die Berge zu entführen. Meine Aufgabe war es dann, den Flüchtlingen nachzusetzen und ihr Versteck aufzufinden. Das trieben wir, bis wir den Kinderschuhen entwachsen waren und der Ernst des Lebens an uns herantrat. Den Ernst des Lebens bedeutete für Giorgio und mich der Eintritt in ein kleines Kapuzinerkloster, das auf einer Anhöhe unser Heimathsdorf überragte.

Es ist lange, lange her — aber ich erinnere mich noch so deutlich, als ob es gestern gewesen wäre, des Tages, wo wir gemeinsam den steilen Pfad emporklommen, um unser Noviziat anzutreten. Ein sonnendurchflutheter Maienmorgen, die ganze Landschaft in knospender Blüthe, und wir junge Menschenkinder ernst und stumm durch das duftende, farbenreiche Gesträuche aufwärts strebend, dem weltentrückten Klosterfrieden zu. Marietta — sie zählte damals fünfzehn Jahre — gab uns das Geleite. Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, unsere leichten Bündel zu tragen.

Oben auf der kleinen Halde vor der Pforte gab ich ihr meine letzten brüderlichen Ermahnungen. Sie versprach brav und rechtschaffen zu bleiben. Als aber Giorgio ihr zum Lebewohl die Hand reichte, da fand sie keine Worte des Abschiedes. Mit ihren großen dunklen Augen blickte sie ihn nur schmerzlich an. Halb bewundernd und andächtig, halb vorwurfsvoll und klagend, als widerfahre ihr ein schweres Unrecht.

Inzwischen hatte ein wohlgenährter dienender Bruder die Pforte geöffnet und rief uns einen heiteren, jovialen Willkomm zu. Noch ein flüchtiger Händedruck, und wir überschritten die Schwelle.

Eine Stunde später führte mich ein Auftrag zur Pforte. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, einen Blick durch das vergitterte Fensterchen in die Außenwelt zu werfen. Da sah ich Marietta noch immer auf der Halde stehen und in die sonnige, knospende Landschaft gleich wie in ein feindliches, grinsendes Medusenantlitz starren.

Die ersten sechs Monate des Noviziats durften wir weder die Schwelle des Klosters übertreten, noch von unseren Angehörigen Kunde erhalten. Nach Ablauf dieser Zeit stand es uns frei, uns entweder durch Ablegung der Gelübde dauernd zu binden oder in das bürgerliche Leben zurückzukehren. Ich für meinen Theil fand an dem stillen, beschaulichen Leben Gefallen. Giorgio dagegen gestand mir schon am Ende des fünften Monats, daß er von dem Rechte des Austrittes Gebrauch machen würde. Und als ich nach den Gründen forschte, erfuhr ich, er liebe Marietta. Durch die Trennung sei er sich erst bewußt geworden, wie sehr er mit jeder Faser an dem Mädchen hänge. Anfangs habe er diese Lockung bekämpfen wollen. Aber in der Einsamkeit und im Gebete sei seine Neigung nur erstarkt, sodaß er keinen Zweifel darüber hegen könne, recht zu handeln, wenn er der Stimme des Herzens folge.

Es war nicht meine Aufgabe, den Freund in seinem Entschlusse wankend zu machen. Ja, im Grunde meiner Seele war mir nichts willkommener als der Gedanke, die beiden Menschen, die ich am meisten liebte, durch einander beglückt zu wissen.

Aber es sollte anders kommen. Eines Abends ließ mich der Vater Prior rufen und eröffnete mir, daß meine Schwester im Sterben liege. Ihr sehnlichster Wunsch sei, mich noch einmal zu sprechen. Da der Dorfpfarrer diese Gunst für sein Beichtkind erbeten habe und das Noviziat ohnedies binnen wenigen Tagen zu Ende gehe, sei mir der Besuch gestattet.

Marietta sterbend! Marietta, die ich vor wenigen Monaten in jugendlicher Kraft verlassen. Das war nicht denkbar. Und doch! Als ich eine halbe Stunde später neben ihrem Lager stand, da ward mir das Undenkbare zur erbarmungslosen Gewißheit. Mit flüsternder, heiserer Stimme sprach sie völlig gefaßt vom ewigen Scheiden. Sowie sie sich jedoch mit mir allein in der Hütte wußte, da sprach sie von Giorgio — nur von Giorgio. Es war die glühende Sprache der Liebe. Sie sterbe an ihm, obgleich der Arzt ihr heilsame Tränklein für den Körper verschreibe, und sie sterbe gern, da sie von ihm habe lassen müssen. Als ich ihr aber die frohe Botschaft verkündete, daß Giorgio keineswegs für sie verloren sei, sondern binnen wenigen Tagen das Kloster verlassen werde, da jauchzte sie trotz ihrer Leiden auf und flehte, nicht sterben zu müssen. Der Tod aber wob grinsend seine weißen, verschwiegenen Schleier immer dichter um ihre fiebernden Glieder. Sie mochte es fühlen. Denn plötzlich schlug sie die beiden abgemagerten Händchen vor das Gesicht und schluchzte laut auf. Es sei alles vergebens — sie werde die kurze Frist nicht erleben und müsse von der Erde scheiden, ohne Giorgio wiedergesehen zu haben.

Und da — da wußte ich, was ich zu thun hatte. Mit beiden Armen umschlang ich den zarten Leib und trug ihn durch die dunkle, sternenlose Herbstnacht den steilen Pfad hinauf. Marietta wußte, wohin ich sie trug. Regungslos hing sie an meinem Halse. Der Pförtner würde mir mit meiner Last den Eintritt verwehrt haben. Aber ich kannte eine Stelle, wo sich die Mauer des Klostergartens leicht übersteigen ließ, und war ich erst im Garten, so konnte ich ohne sonderliche Schwierigkeit in Giorgios Zelle gelangen.

Er saß über seinen Büchern bei der qualmenden Lampe. Gleichwie ein Trugbild starrte er uns an. Dann aber, als er den Hergang erfahren, stürzte er vor dem harten Lager, auf das ich Marietta gebettet, auf die Knie nieder, und sie tauschten hier, unter dem Bilde des gekreuzigten Erlösers, das erste Geständniß der Liebe. Es war auch ihr letztes. Denn als die Mönche, durch den Klang der Stimmen herbeigelockt, in die Zelle drangen, fanden sie Mariettas Leiche. Sanft war sie entschlummert — mit lächelnden Lippen".

Herr Prado ahtmete tief auf und schwieg.

„Und Giorgio?" fragte ich nach einer Weile beklommen.

„Giorgio blieb im Kloster!" entgegnete der Greis rauh. „Mich aber — mich stießen sie mit Schande und Spott aus dem Orden. In ein verglimmendes Menschenleben eine große Freude getragen zu haben — das war mein Verbrechen. Diese Schuld werde ich dereinst verantworten. Und nun wissen Sie, wie mir der Weg gewiesen wurde, der mich schließlich dahin führte, meinen Gott in anderer Gestalt zu verehren als die große Menge!"

Ein bitteres, wehmüthiges Lächeln begleitete diese letzten Worte. Ein Lächeln, das von den vielen Dornen, die sich auf jenem Wege gefunden, beredter sprach, als es eine lange Erzählung zu thun vermocht hätte.

Ich hätte gern gefragt, wieso der alte Sonderling aus dem sonnigen Italien nach Salzburg verschlagen worden sei. Rechtzeitig fiel mir jedoch sein seltsames Betragen beim Leichenbegängnisse ein. Ich schwieg, nahm mir aber vor, Erkundigungen einzuziehen, ob das Kapuzinerkloster in Salzburg nicht etwa einen Mönch Namens Giorgio beherberge.

Lillian Russell, die „Veteranin".

Einem New Yorker Blatte entnehmen wir das folgende „Stimmungsbild": In ihrem kosigen Boudoir, ganz in Rosa und Gold gehalten, auf einem schwellenden Diwan — die Diwans schwellen immer in Romanen, und dies ist ein kleiner Roman aus dem Leben — lag, in unnachahmlich graziöser Nonchalance in duftigem Spitzenneglige die große Künstlerin, und träumte von Lorbeeren, und Gold und Ruhm. Da trat die farbige Zofe ein und sprach: „Signora, ein — —" Wüthend fuhr die große Künstlerin empor. „Du sollst mich nicht mehr Signora nennen, — ich bin wieder nichts mehr und nichts weniger als Lillian Russell". „Entschuldigen Sie, Miß", sagte die Zofe demüthig, „ich bin's noch so von Ihrem Vorigen gewohnt. — Miß, ein Gerichtsbote ist draußen". „Ein Gerichtsbote? Unsinn", lachte Lillian Russell, „ich habe doch jetzt gerade keine Scheidungsklage hängen! Da bin ich neugierig. Laß ihn herein". Und herein schritt der Gerichtsbote und überreichte Fräulein Russell Klage und Vorladung zu einem Prozeß, in welchem der Theaterdirektor George Lederer $15,000 wegen Kontraktbruches seitens der großen Künstlerin durch das Obergericht verlangen will. Der Thatbestand der Klage ist folgender: Fräulein Lillian Russell schloß im Februar d. J. mit George Lederer einen Kontrakt, in welchem sie sich verpflichtete, unter seiner Direktion in verschiedenen Städten aufzutreten und zu singen. Lederer bereitete die Tournée mit großen Unkosten auf's Beste vor, aber Schön-Lillian brach am 16. April d. J. den Kontrakt, „böswillig und launenhaft", sagt die Klage, und weigerte sich, ihn zu erfüllen. Lederer behauptet, er habe bereits $3000 für Druckkosten ausgegeben, $15,000 Reingewinn gingen ihm verloren, sein guter Ruf als Direktor sei um $2500 geschädigt, was andere Theater, wo Lillian auftreten sollte, einbüßen würden, sei ganz unberechenbar, kurz: $15,000 außer den Kosten u. s. w. sei das Allerwenigste, was ihn hier einigermaßen für den Kontraktbruch entschädigen könne. Um zu beweisen, wie kostbar und unersetzlich Lillian Russell für die nicht zu Stande gekommene Tournée war, führt Lederer in der Klageschrift an, sie sei eine ausgezeichnete Schauspielerin und Sängerin, eine große, künstlerische Acquisition für jeden Direktor, umsomehr, als sie eine „Veteranin" im Geschäft sei, in dem sie seit einem Dutzend Jahren mit Erfolg wirke. Sie besitze „die größten persönlichen Anziehungskräfte, sowohl im Gesicht wie in der Figur", könne Leute zum Besuch des Theaters verlocken, die sonst nicht daran dächten, in's Theater zu gehen, und es könne für sie kein Ersatz gefunden werden, „der Dienst verlange ihre exklusive Individualität". Ihre große Anziehungskraft beweise schon der Umstand, daß sie verschiedene Male von verschiedenen Männern geheirathet worden sei, so von Harry Braham, John Chafferton, Edward Salomon, zuletzt von Signor Perugini. Auch als Nellie Leonard sei sie bekannt gewesen. — Als die große Künstlerin die Klageschrift gelesen hatte, wurde sie über die darin enthaltenen Schmeicheleien ganz roth. „Wie theuer ich den Männern bin", sagte Lillian, „das haben schon viele erfahren — nun könnt Ihr's auch mal erkunden, Herr Direktor Lederer". Und sie legte die Klageschrift zu ihrer Sammlung gerichtlicher Akten.

Eine rheinische Kirchweihe vor 60 Jahren.

Von Karl Euler.

Jugend- oder richtiger Kinder-Erinnerungen sind es, die ich im Folgenden mittheilen will, Erinnerungen aus der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre. Sie sind, durch das Alter nicht abgeschwächt, auch nicht romantisch gefärbt, mir in treuem Gedächtniß haften geblieben.

Damals, vor 60 Jahren, gab es noch kein Turn-, kein Musikfest, wenigstens nicht in meiner Heimath an der Nahe, noch kein Schützen-, kein Kriegerfest, es wurde noch kein Gustav Adolf-, kein Missionsfest mit volksthümlich festlichem Charakter gefeiert. Auch der Karneval hatte nur in den rheinischen Städten, und auch hier zumeist nur in den größeren, festen Fuß gefaßt. Das rheinische Leben in seiner Fröhlichkeit kam aber ganz besonders in den Kirchweihen oder, wie es an der Nahe hieß, der „Kerb", zur vollen Geltung. Man muß aber selbst solche Kerb mitgefeiert haben, sollten auch Jahrzehnte darüber vergangen sein, es muß einem selbst rheinisches Blut in den Adern pulsiren, um ein richtiges Verständniß für die Bedeutung dieses echten Volksfestes bei den Rheinländern zu haben, das ja nicht blos ein Fest für das Dorf, in dem es gefeiert wurde, sondern auch für die ganze Umgegend, für alle Befreundeten der Dorfbewohner zu sein pflegte.

Als der Oberpräsident der Rheinprovinz, v. Kleist-Retzow, den Befehl erließ, daß alle Kirchweihen in der Rheinprovinz auf Einen Sonntag verlegt werden sollten, erhob sich ein Sturm der Entrüstung aller Orten. Da der Oberpräsident den Ukas nicht zurücknehmen wollte, wandte man sich an den Prinzen von Preußen (den späteren Kaiser Wilhelm I.), der damals in Koblenz residirte, und dieser erwirkte, wie erzählt wurde, durch unmittelbare Vorstellung bei seinem königlichen Bruder, daß das Verbot von Berlin aus wieder aufgehoben wurde.

Nichts hat den Prinzen und seine Familie in den Rheinlanden volksthümlicher und beliebter gemacht, als dieses Eintreten für ihr fröhliches Fest, für das Kleist-Retzow als Norddeutscher kein Verständniß hatte. Gab doch jede Kirchweih Gelegenheit zur Ausübung und Erwiderung der unbeschränktesten Gastfreundschaft, des gegenseitigen Sichbesuchens und gemeinschaftlichen Fröhlichseins. Es zeigte sich hier die ganze Leichtlebigkeit und Herzigkeit der Rheinländer, mochten sie am Rhein selbst, mochten sie in den Nebenthälern des Rheins wohnen. Auch die norddeutschen Schützenfeste athmeten nicht diese Fröhlichkeit. Mochte Nichtrheinländern, die an den Rhein verschlagen waren, solches Fest anfänglich befremdend sein, rasch fanden sie sich in dieses Leben hinein und waren fröhlich mit den Fröhlichen.

Für die Bewohner meines Heimathsdorfes war die „Kerb" der Tag, von und nach dem man die Wochen zählte. War die Zeit des Festes in Sicht, so hieß es: nur noch drei, zwei, einen Monat, nur noch so und so viel Wochen, so viel Tage vor der Kerb! Und war das Fest endlich ganz nahe gerückt, begann ein geschäftiges Regen und Treiben im Dorf. Die Häuser wurden außen und innen gereinigt, frisch angestrichen, schadhafte Stellen wurden ausgebessert, die Wände geweißt, getüncht, die Fußböden gewaschen, gescheuert, in allen Ecken und Winkeln gefegt, abgestaubt, das Küchengeschirr blitz und blank geputzt, Alles in besten Stand gesetzt, Neues beschafft. Und draußen vor dem Hause wurden Hof und Gasse gefegt, der Dünger wurde mit besonderer Sorgfalt und kunstgerecht aufgepflanzt. Genug, es wurde Alles so eingerichtet, daß man vor den eingeladenen und zu erwartenden oder nicht-eingeladenen, aber nicht weniger willkommenen Gästen, die ja nicht allein essen und trinken, sondern auch Alles, Haus und Hof, bei der Gelegenheit genau besichtigen wollten, mit Ehren bestehen konnte. Und kam nun der Freitag, der Sonnabend vor dem Fest, welches Leben und Treiben im Backhaus! Welche unendliche Fülle von Kuchen jeglicher Art!

Auch für den Festbraten war gesorgt, der Dorfschlächter hatte außer den Kälbern vielleicht auch einen fetten Ochsen oder eine Kuh geschlachtet. Auch der Weinvorrath wurde ergänzt; denn nicht auf Bier und Schnaps beschränkte man sich, wenigstens nicht bei den wohlhabenderen Bauern; der Wein war damals verhältnißmäßig billig.

Ja, man ließ etwas draufgehen, eine rechte Gastfreundschaft ausüben zu können, man hatte vorher gespart und schränkte sich nachher ein, um den Mehrverbrauch allmählich wieder zu ersetzen. Denn „es war ja nur einmal Kerb im Jahr".

Und auch die ärmsten Dorfbewohner, auch die vom Bettel lebenden, rüsteten sich zur Kerb; auch sie erwarteten Besuch. Und auch sie backten Kuchen; das Kuchenmehl hatten sie zusammengebettelt. Wenn sie die wohlhabende Bäuerin auf dem Bettelgang darum baten und sich auf die bevorstehende Kerb beriefen, so wäre es unerhört gewesen, wenn man Mehl oder auch Schmalz und anderes Nothwendige unfreundlich abgeschlagen hätte. Die Kerb war ein vollwichtiger Grund zu besonderer Mildthätigkeit. Auch die Armen wollten und sollten an diesem Tage fröhlich sein und des Lebens Noth vergessen. Auch Geld erbettelten sie, um sich ein Stück Fleisch zu beschaffen; der Fleischer ließ es auch wohl billiger oder verschenkte gar hier und da ein Stück Fleisch. Und so roch man auch in der ärmlichsten Hütte an diesem Tage Bratenduft. Es war ja Kerb!

Endlich war der Sonntag angebrochen, zu langsam für unsere Ungeduld. Denn auch „Pfarrersleute" schlossen sich nicht vornehm von der allgemeinen Festlichkeit aus; es würde ihnen auch sehr verdacht worden sein, wenn sie es gethan hätten. Auch sie hatten Alles in Stand gesetzt, erwartete Gäste würdig zu empfangen. Auch uns Kindern stieg der Duft frisch gebackenen Kuchens lieblich in die Nase. Hatten wir doch durch Auskernen des Obstes, durch Schälen der Aepfel für die Obstkuchen auch unsererseits mitgeholfen. Bei der Vorbereitung zum Feste erhielten wir als Lohn zum Vorgeschmack ein Kosthäppchen des köstlichen Kuchens.

Gar schmuck und reinlich sah am Sonntag Morgen das Dorf aus. In der Kirche fehlten freilich die Hausfrauen; sie hatten in der Küche vollauf zu thun; auch waren wohl schon Gäste gekommen. Gegen Mittag trafen sie schaarenweise ein, zu Fuß und zu Wagen, durch jubelnden Zuruf begrüßt. Denn die Fröhlichkeit der Rheinländer und besonders der Rheinpfälzer, pflegt sich laut zu äußern.

Auch Händler waren erschienen, sie hatten schon am Abend vorher die Buden aufgeschlagen, andere begnügten sich mit einem Tisch, auf dem sie ihre Waaren ausbreiteten, oder mit einem auf zwei Stühle gelegten Brett. Ein Theil der Waaren bestand außer den billigen Schmucksachen, Büchern u. s. w. auch in Leckereien, Lebkuchen, Zuckergebackenem, auch solidem Gebäck, Wecken, Brezeln und dergl. Karoussel und reisende Künstler (Seiltänzer u. s. w.) waren damals noch nicht so häufig, wie jetzt. Ich erinnere mich nur eines Mannes mit einem Leierkasten, der eine grausige, schauerlich gemalte Mordgeschichte zeigte, die seine Frau mit gellender Stimme besang.

So spärlich auch der Besuch des Nachmittagsgottesdienstes war, er fiel nicht aus. Erst nach ihm begann das eigentliche Fest. In meinem Heimathsdorfe war ein Hauptwirthshaus und noch zwei von geringerem Ansehen. Von fern her ertönte die Musik: Geige, Klarinette, Trompete und die nie fehlende Baßgeige. Hinter ihnen kamen die Burschen, die, mit Bändern und einer Papierkrone verzierte Tannen tragend, aufjauchzten und wie toll sich im Kreise drehten. Ihre Mädchen gingen ihnen zur Seite. Es folgten die anderen Burschen mit ihren Mädchen, Paar hinter Paar. Die Burschen, deren Mützen mit den von ihren Mädchen geschenkten Bändern geschmückt waren, hatten die Weinflasche in der einen, das Glas in der anderen Hand, schenkten sich und ihren Mädchen ein, tranken sich und den Kameraden zu und begrüßten die Zuschauer, in deren vorderster Reihe selbstverständlich wir Kinder standen. Das war für uns ein Fest! Am Wirthshaus angekommen, wurde Halt gemacht, die alten vertrockneten Tannen wurden herunter genommen, die neuen befestigt. Der Wirth brachte dem auf der Leiter Stehenden eine Flasche Wein, der trank und trank und schleuderte dann das Glas hinter sich weit über die Köpfe der Untenstehenden weg. Es mußte auf dem Pflaster zerschellen; geschah dies durch irgend einen Zufall nicht, so war dies kein gutes Zeichen.

Dann begann der Tanz in den verschiedenen Wirthshäusern. Der Bursche pflegte nur mit seinem Mädchen zu tanzen. Es besuchten wohl auch die eingeladenen Gäste mit ihren Gastgebern den Tanzboden und sahen dem Tanz eine Weile zu. Wurden dann zuschauende Damen von einem schmucken Burschen zu einem Ehrentanz aufgefordert, so würde es als Beleidgung aufgenommen worden sein, die Einladung zum Tanze abzuschlagen.

Meine Eltern sahen es nicht gern, daß wir Kinder dem Tanze zusahen. Wir konnten es nur verstohlen thun, wenn die Eltern von den Gästen stark in Anspruch genommen waren. Auch den Konfirmanden war der Besuch des Tanzbodens streng untersagt.

Die Mehrzahl der eingeladenen Gäste kehrte Abends nach Hause zurück. Die Wagen fuhren vor, die Gäste stiegen auf, nochmals von dem Gastgeber das Versprechen erhaltend, auch ihren Kerb zu besuchen. Unter Gläserklang und jubelndem Zuruf fuhren sie ab.

Für die über Nacht Bleibenden wurden Betten oder auch eine Streu zurecht gemacht.

Bis in den Morgen hinein dauerte der Tanz, um nach kurzer Ruhepause auf's Neue zu beginnen. Erst gegen Abend oder auch am folgenden Tage wurde die Kerb „begraben".

Auch dies war ein besonderer Akt, dessen Einzelheiten ich mich aber nicht mehr erinnere.

Lustig, ja toll ging's auf der Kirchweih, auf dem Tanzsaal zu; der Wein erhitzte die Köpfe. Es fehlte wohl auch nicht an Szenen der Eifersucht zwischen den Dorfburschen und den Mädchen, an Streitigkeiten zwischen ihnen und den Burschen anderer Dörfer, die zur Kirchweih gekommen waren. So viel ich mich entsinne, arteten diese aber selten in wirkliche Schlägereien aus. Es würden dagegen und gegen Anderes gegen die gute Sitte Verstoßende gewiß auch die beiden Geistlichen, mein Vater und der katholische, entschieden eingetreten sein.

Die Leute des Dorfes aber, jung wie alt, sagten sich: „Das war mal wieder ein schönes Fest", und freuten sich schon wieder auf die nächste Kerb.

Gegen die Kirchweihen der Gegenwart wird Manches eingewendet. Man klagt überhaupt über das Ueberhandnehmen der Feste jeglicher Art. Das Zuviel will ich nicht in Abrede stellen. Die Kirchweihe, die Kerb aber werden sich die Rheinländer nicht nehmen lassen, lieber würden sie auf andere Feste verzichten. Werden die Kirchweihen in ähnlicher Weise gefeiert, wie vor sechzig Jahren, wird man nichts gegen sie einwenden können.

— Bei der Aushebung. — Stabsarzt (zum Rekruten): Haben Sie sonst noch was vorzubringen? — Rekrut: Wenn ich bitten dürfte, nehmen Sie mich doch niche zur Artillerie. — Stabsarzt: Was, warum denn nicht? — Rekrut: Ich kann se nämlich das Geschieße nich hören. — Stabsarzt: Na, da seien Sie unbesorgt, wir schießen schon so laut, daß Sie es hören können.

Europäische Rundschau.

Provinz Brandenburg.

Berlin. In Harzburg starb der Prokurist des Hauses Bleichröder, Max Frank. Der Verblichene, welcher ein Alter von 64 Jahren erreicht und dem Hause Bleichröder länger als 48 Jahre hindurch seine Thätigkeit gewidmet hat, zählte zu den bekanntesten Persönlichkeiten der Berliner Börse. — Wegen Mißhandlung ihres Dienstmädchens war die Kaufmannsfrau Luise Lamprecht im vorigen Jahre zu einer Gefängnißstrafe von einem Monat verurtheilt worden. Die „Dame" scheint höchst reizbarer Natur zu sein, denn dieser Tage stand sie wiederum wegen desselben Vergehens vor Gericht. Die Angeklagte kam diesmal mit 300 Mark Geldstrafe davon. — Als Kindesmörderin ermittelt und verhaftet wurde bei ihrer Rückkehr von der Arbeitsstelle die 28 Jahre alte Falzerin Anna Gottscheck. Dieselbe hatte heimlich geboren, das Kind mit einer Windel erdrosselt und die Leiche über eine Woche in ihrem Koffer versteckt gehalten. — Mit seiner Geliebten flüchtig geworden ist nach Verübung bedeutender Unterschlagungen der Buchhalter Josef Pilawa. Als Angestellter einer hiesigen Wein-Großhandlung hat Pilawa von ihm einkassirte Gelder im Betrage von 15 — 20,000 Mark für sich verwendet. Die Geliebte des Pilawa ist ein früheres Dienstmädchen Namens Agnes Jandrzeck. — Im Schloßpark Pankow erschossen hat sich der 17 Jahre alte Arbeitsbursche Oscar Wagner aus der Exercierstraße. Der junge Bursche war ein Taugenichts, der den Eltern schon vielen Kummer bereitet hatte. So war er vor einiger Zeit mit der ganzen Baarschaft der Eltern davongegangen. — Aus Eifersucht hat der 24-jährige Drogist William Pfaff seine 26 Jahre alte Braut Walli Schöbel durch einen Revolverschuß in die Herzgegend schwer verwundet. Das Mädchen wurde in's Krankenhaus, der heißblüthige Othello in's Gefängniß gebracht. — Im Schilf stecken geblieben und ertrunken ist der verheirathete Malermeister Mörser, als er auf dem Seddinsee Seerosen aus dem Schilf holen wollte.

Rixdorf. Aus Gram über den Tod seiner Ehefrau hat der in der Schöneweider Straße 8 bei seiner Tochter wohnhaft gewesene 65 Jahre alte Schuhmachermeister Wittenborn sich erhängt.

Soldin. Am Schwarzwasserfieber gestorben ist in Deutsch-Ostafrika der Sergeant Schütz von der deutschen Schutztruppe. Der junge Mann hatte bereits zum zweiten Male in Afrika dienstlich Aufenthalt genommen und weilte vor etwa einem Jahre mit längerem Urlaub bei seinen hier wohnenden Eltern auf Besuch.

Provinz Ostpreußen.

Königsberg. Der Provinzial-Schulrath von Ostpreußen Prof. Dr. Tarnuth ist einem Herzschlage erlegen.

Allenstein. Das Schwurgericht verurtheilte den Kellermeister Erich Freyschmidt und den Braumeister Josef Füllbier wegen vorsätzlicher Körperverletzung mit Todesfolge zu je drei Jahren Gefängniß. Die beiden rohen Patrone hatten im Mai in trunkenem Zustande mit dem 86-jährigen Altsitzer Schrader ihren Ulk getrieben und ihn schließlich derart mißhandelt, daß er starb.

Frauenburg. Dombechant Müller ist gestorben. Er war der Senior des Ermländischen Klerus, seit 68 Jahren Priester und hat ein Alter von beinahe 94 Jahren erreicht. — Die dem Brauereibesitzer Igney, Fleischermeistern Radau und Zweck, Kalkbrennereibesitzer Kardel und Ackerbürger Wittpahl gehörigen Scheunen brannten bis auf den Grund nieder.

Pr.-Holland. Wegen des Verdachtes, einen Meineid geleistet zu haben, wurde die Wirthin des Abbau-Besitzers Gehlhaar in Reichenbach bei ihrer kürzlichen Anwesenheit in Pr.-Holland verhaftet. Der Besitzer Gehlhar, der als Mitschuldiger seine Verhaftung zu gewärtigen hatte, nahm beim Eintreffen dieser Nachricht Gift und wurde von des Weges kommenden Arbeitern, vor seiner Hausthüre liegend, todt aufgefunden.

Provinz Westpreußen.

Danzig. Im 80. Lebensjahre verschied der Senior der Danziger Buchdrucker, Blottner. Er war vor 65 Jahren als Lehrling in die hiesige Wedel'sche Hofbuchdruckerei eingetreten und hat ihr fast 60 Jahre lang ausschließlich angehört.

Konitz. Die hiesige Strafkammer verurtheilte die Frau Mühlenbesitzer Julianna Wölk geb. Bluhm aus Kamin wegen versuchter Verleitung zum Meineide zu einem Jahr Zuchthaus. Auch wurde der als Zeuge vernommene Handelsmann Leo Leß aus Kamin wegen Verdachtes des Meineides verhaftet.

Marienwerder. Den Tod in den Wellen suchte und fand der unverheirathete, 45 Jahre alte Privatschreiber, frühere Drechsler Grapp. Er begab sich, nachdem er von verschiedenen Bekannten Abschied genommen hatte, nach der Schiffsbrücke, legte Hut und Stock ab und stürzte sich in die Nogat. Wahrscheinlich waren Nahrungssorgen die Ursachen des Selbstmordes. — Maurer Willkowski, welcher in eine Kalkgrube gefallen war und sich dabei schwere Brandwunden am ganzen Körper zugezogen hatte, ist gestorben.

Münsterwalde. Ein Bruch des Dammes, der den Ort gegen die Ueberfluthungen der Weichsel schützen sollte hat furchtbaren Schaden angerichtet.

Provinz Pommern.

Stettin. Die fünf Jahre alte Else Nauck entzündete in der elterlichen Wohnung, Philippstraße 70, ihre Kleidung an einem Spirituskocher und erlitt so erhebliche Brandwunden, daß sie im Krankenhause starb. — Vermißt wird der 44 Jahre alte Kahnschiffer Wilhelm Trosky aus Messenthin.

Bütow. Sein fünfhundertjähriges Jubiläum feiert in diesem Jahre das hiesige alte Ritterschloß, welches durch Conrad von Hungingen im Jahre 1399 erbaut ist und sich bis auf den heutigen Tag noch gut erhalten hat.

Kolberg. Der im hiesigen Krankenhause verstorbene frühere Drechslermeister Groß hat die Stadt zum Erben eingesetzt. Das Legat besteht aus dem Grundstück und etwa 4000 Mark Geld, im Ganzen 16—18,000 Mark. Die Zinsen sollen zur Unterstützung bedürftiger Handwerker verwendet werden.

Stolp. Ertrunken ist beim Baden in der Stolpe in der Nähe der Bleiche hinter der Präsidentenbrücke die 11 Jahre alte Schülerin Elise Neumann.

Redel. Vom eigenen Hunde gebissen und schrecklich zugerichtet wurde der 11jährige Sohn des Bauernhofsbesitzers Lück in Langen. Am Aufkommen des Knaben wird gezweifelt.

Provinz Schleswig-Holstein.

Altona. Die Strafkammer des Landgerichts verurtheilte den Schlächter Koop aus Sande bei Bergedorf, welcher Fleisch eines verendeten Rindes verkauft hatte, zu einjährigem Gefängniß.

Eckernförde. Landmann Plöhn im benachbarten Dorfe Fleckeby ist beim Heumachen auf dem Felde vom Blitz erschlagen worden. Der Verstorbene hinterläßt Frau und drei unmündige Kinder. — Beim Baden ertrank der 18jährige Sohn des Landmannes Eggers in Groß-Wittensee in dem in der Nähe des Dorfes liegenden See; desgleichen der 7jährige Sohn des Uhrmachers Buchholz in Owschlag.

Kiel. Der einjährig-freiwillige Matrose Wiedusch von der 1. Compagnie der 1. Matrosen-Division hat seinem Leben durch eine Revolverkugel in die Schläfe ein Ende gemacht. — Die Bauhandwerker Wiese und Petersen mietheten ein Boot und segelten seewärts. Beide sind seitdem verschwunden. Man befürchtet, daß die Vermißten ertrunken sind.

Rendsburg. Ueber unsere Gegend zog ein schweres Gewitter. In Hohn und Garlbeck hat der Blitz gezündet. In Jevenstedt brannte, ebenfalls durch Blitzschlag veranlaßt, das Gewese des Viertelhufner's Wilhelm Sievers, bis auf den Grund nieder. Sämmtliche Vorräthe, darunter 30 Fuder neues Heu, wurden ein Raub der Flammen.

Provinz Schlesien.

Breslau. In dem benachbarten Dorfe Schmolz wurde der Bahnarbeiter Becker nebst seiner Frau, seiner Mutter und seinem vierjährigen Kinde todt in seiner Wohnung aufgefunden. Wahrscheinlich sind alle vier Personen durch Ausströmen von Kohlenoxydgas erstickt.

Hoyerswerda. Ein steckbrieflich verfolgter Musketier Zschiesche (gebürtig aus Groß-Gaglo, Kr. Cottbus) von der 4. Compagnie des 3. Niederschl. Inf.-Reg. No. 50 in Rawitsch, welcher am 30. Juni desertirt war, ist hier festgenommen und nach seiner Garnison zurücktransportirt worden.

Karlsthal. Der höchstgelegene Bahnhof in Preußen wird derjenige an der neu zu erbauenden Eisenbahnlinie Petersdorf — Schreiberhau — Ober-Polaun werden. Der Bahnhof, welcher nach der Proxen-Baude aufgeführt wird, liegt in 890 Meter Höhe.

Lauban. Der Selbstmord des Oberlieutenant Fuhrmann ist auf pekuniäre Schwierigkeiten zurückzuführen.

Provinz Posen.

Posen. Eine Urkundenfälschung brachte dem Kaufmann und Schriftsteller Ludwig Anders zwei Monate Gefängniß ein.

Bentschen. Schuhmacherlehrling Eisermann wurde von seinem Meister mit einem Paar Schuhe nach Brandorf gesandt. Er ging, nachdem er die Schuhe abgegeben hatte, baden und sprang, ohne sich abzukühlen, in das Wasser. Eisermann wurde vom Schlage getroffen und ertrank.

Gnesen. Plötzlich am Herzschlage gestorben ist der im 70. Lebensjahre stehende Justizrath Meinhardt. 33 Jahre lang war Meinhardt als Rechtsanwalt und Notar thätig.

Wreschen. Klempnergeselle Hartung aus Sensburg, der bei dem Klempnermeister Samolewski hierselbst in Arbeit stand, fiel von dem 14 Meter hohen Dache der Kocielski'schen Cigarrenfabrik in Miloslaw, und erlitt so schwere Verletzungen, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird.

Provinz Sachsen.

Magdeburg. Beim Baden in der Elbe ertrunken ist der 20jährige Josef v. Suminski, Sohn des praktischen Arztes Dr. v. Suminski in Neumark (Westpreußen).

Erfurt. Der auf dem Neubau am Anger No. 13 mit Backsteintragen beschäftigte Arbeiter Liebing aus Tennstedt hatte das Unglück auszugleiten und niederzustürzen. Der Verunglückte zog sich so schwere innere Verletzungen zu, daß er bald darauf starb. — Die Strafkammer des Landgerichts verurtheilte die Kaufleute Friedrich Lanzendorf und Friedrich Trost von hier (Trommelfabrik) wegen Bankbruchs und Betrugs zu 1 Jahr 3 Monaten bezw. 1 Jahr 6 Monaten Gefängniß.

Ilversgehofen. Einen Mordversuch führte ein noch nicht ermittelter Mensch auf die 18jährige Ida Mühlberg aus. Als diese an einem Garten an der Friedrichstraße vorüberging, krachte ein Schuß, und das junge Mädchen brach getroffen zusammen. Die Kugel hatte den Hut durchbohrt und die rechte Stirnseite zerrissen. Ein Arzt entfernte das Projektil. Die Verletzung ist keine lebensgefährliche.

Provinz Hannover.

Hannover. Der Maurer Fritz Wrede hat seinem Leben durch Erhängen in seiner Wohnung, Gartenstraße 17, in einem Anfall von Schwermuth ein Ende gemacht.

Adenstedt. Durch Ertrinken fand der 18-jährige Sohn des Dachdeckermeisters Marris aus Adenstedt in der Fuhse bei der Lauenthaler Mühle seinen Tod.

Dielmissen. Vor einigen Tagen gerieth der Arbeiter Eickhoff in einem Steinbruche am Vogler unter einen schweren Stein und wurde schwer verletzt. An diesen Verletzungen ist derselbe jetzt gestorben.

Göttingen. Beim Anschnüren des Herdfeuers wollte die 35-jährige Arbeiterfrau Heise hierselbst, Mutter von drei unmündigen Kindern, thörichterweise Petroleum verwenden. Beim Aufschütten desselben explodirte die Kanne und die Frau erlitt so schwere Brandwunden, daß sie in der hiesigen Klinik gestorben ist.

Münden. Ertrunken ist hier in der Fulda der Maschinist Buhmeier vom Dampfer „Hameln" aus Minden in Westfalen.

Provinz Westfalen.

Asbeck. Auf freiem Felde vom Blitz erschlagen wurde der Arbeiter Dams. Er hinterläßt Frau und 8 Kinder.

Beckum. Beim Baden in dem Fabrikteich auf dem Cementwerke „Friedrichshorst" ist der 17jährige Arbeiter Hubert aus Nubeckum ertrunken.

Bruchhausen. Das Wohnhaus des Landwirths Freissen ist niedergebrannt.

Crombach Kr. Siegen. Dem Vikar Kuhlo, welcher den Schüler Fritz Katz vom Tode des Ertrinkens mit eigener Lebensgefahr rettete, wurde die Rettungsmedaille verliehen.

Höxter. Beim Baden in der Militär-Badeanstalt gegenüber Schloß Corvey ertrank der Sergeant Schrapplan von der 1. Comp. des hier garnisonirenden Bataillons des Infanterie-Regiments No. 55 Graf Bülow von Dennewitz.

Wehrden. Bei Gerüstbauten an der Weserbrücke ertrank der Zimmerpolier Schadt aus Oberhausen.

Westig. Im benachbarten Bredenbruch entstand in dem Wohnhause des Landwirthes Dr. Albert Feuer, das binnen weniger Stunden das ganze Gebäude einäscherte.

Rheinprovinz.

Köln. Ein kurzes Leben hat die Schuhmacher-Zwangsinnung gehabt. Nach dreimonatlichem Bestehen wurde sie wieder aufgelöst.

Barmen. Für zwei Millionen Mark Grundstücke hat der Eisenbahnfiskus hier an der Schiller- und Zollstraße angekauft. Zweck des Ankaufs ist die Verlegung der beiden Straßen, um gegebenen Falles Platz für eine Erweiterung des Rittershauser Bahnhofs zu gewinnen.

Bonn. Die Besitzerin des Bonner Thiergartens, Fräulein A. Rieth, und der Director des Thiergartens, Jos. Kuschlan, wurden zu je 50 Mark Geldbuße wegen fahrlässiger Körperverletzung verurtheilt. — Als ein Lehrling der Firma P. J. Hausmann auf dem Postamte 600 Mark in Papier und Gold einzahlen wollte, griff plötzlich der Tuchmacher Gustav Stein aus Luckenwalde über seine Schulter, entriß ihm das Geld und entfloh. Er wurde jedoch bald eingeholt und zur Polizei gebracht.

Duisburg. Der Mörder Lenig aus Oranienbaum, der bekanntlich vom Halle'schen Schwurgericht zum Tode verurtheilt worden war und aus der Landesirrenanstalt, wo er sich zur Beobachtung seines Geisteszustandes befand, entwich, wurde hier verhaftet.

Provinz Hessen-Nassau.

Kassel. Im Lagerraum des Drogen- und Colonialwaarengeschäfts von A. Reuffurth entstand Feuer; dasselbe konnte auf seinen Herd beschränkt werden.

Frankfurt. Das Ehepaar G. Ed. v. der Heyden feierte die diamantene Hochzeit. — Im Hauptbahnhof wurde der Wagenwärter Kaspar Andreas Henrich überfahren und getödtet. — Das langjährige Mitglied des hiesigen Schauspielhauses Georg Strohecker, ist an den Folgen einer Operation gestorben.

Fulda. Amtsgerichtsrath Friedrich von Winckler starb plötzlich in Folge eines Herzschlages.

Kirdorf. Erschossen hat sich der als Waldhornist angestellte Musiker Rosenbaum, ehemaliges Mitglied der Homburger Kurkapelle. Mißliche Familienverhältnisse werden als Grund angegeben.

Wiesbaden. Der Stadtmissionar Jagdstein ist flüchtig geworden, nachdem sich herausgestellt hat, daß er seit Jahren sich an schulpflichtigen Mädchen unsittlich vergangen hat. Jagdstein spielte in zahlreichen evangelisch-kirchlichen Vereinen seit Jahren eine Rolle. — Hier verschied der frühere Großindustrielle August Leonhardt, Begründer der chemischen Fabrik in Mühlheim, die später in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde.

Mitteldeutsche Staaten.

Apolda. Ueber das Vermögen der Handelsgesellschaft Müller u. Lockstepen ist das Concursverfahren eröffnet worden.

Berka a. d. Ilm. Als der Brauereibesitzerssohn Schleifenheimer auf seinem Fahrrade die steile Chaussee hinab nach Klettbach zufuhr, verlor er die Gewalt über das Rad. Dieses kippte um und der Fahrer kam so schwer zu Fall, daß man den Besinnungslosen vom Platze tragen mußte.

Gotha. Der jüngst hier verstorbene Rentner Julius Cosman und seine Ehegattin Frau Catharina Cosman, geb. Hirts, haben ihr etwa 700,000 Mark betragendes Vermögen der Stadt Gotha letztwillig zugewendet für milde und gemeinnützige Zwecke. — In Leipzig starb nach langem Leiden Bankdirector Richard Schulze von hier, der seit 1881 Director für Buchhaltung und Kasse bei der hiesigen Lebensversicherungsbank war.

Greußen. Der in der Bautischlerei Aug. und Alb. Landgraf beschäftigte Tischler Brömmer aus Clingen wurde von einer großen Anzahl fertig gestellter Thüren, welche plötzlich umstürzten, niedergeworfen und kam derart unter dieselben zu liegen, daß der Oberkörper, namentlich der Kopf, fast zusammengedrückt wurde. Die Verletzungen sind derart schwere, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird.

Ichtershausen. Aus der hiesigen Strafanstalt entsprang der 28-jährige Strafgefangene Peter Zacher aus Weimar. Wachthabende Soldaten verfolgten ihn. Da er auf dreimaligen Anruf nicht stehen blieb, schoß einer der Soldaten. Im Feuer brach Zacher zusammen. Die Kugel hatte den Unterleib durchbohrt. Es ist kaum anzunehmen, daß der Schwerverwundete mit dem Leben davonkommen wird.

Lederhose. Stallung und Scheune des Besitzers Louis Bock brannten nieder. Das Feuer ist durch Kinder entstanden, die in der Scheune mit Zündhölzern spielten.

Liebenstein. Richard Lux, der älteste Theilhaber der Firma R. und O. Lux, Metallwaarenfabrik, ist im Alter von 42 Jahren im benachbarten Marienthal gestorben.

Meiningen. Generalmusikdirector Fritz Steinbach von hier hat sich in der Sommerfrische in Berchtesgaden einer gefährlichen höchst schmerzhaften Operation unterziehen müssen, die er jedoch glücklich überstanden hat. — Geh. Oberforstrath Zetzsche ist einem Herzschlage erlegen.

Sachsen.

Dresden. Das Fest der goldenen Hochzeit beging Privatus Conr. Benj. Kreher mit seiner Gattin. Trotz des hohen Alters erfreut sich das Jubelpaar einer geistigen und leiblichen Frische und Rüstigkeit. — Der langjährige Prokurist an der Dresdner Bank, Hermann Eckert, beging die Feier seiner 25jährigen Thätigkeit als Hauptkassirer an diesem Institute. — Polizeiinspektor Thierbach kann auf eine 25jährige Dienstthätigkeit zurückblicken.

Leipzig. In das Uhren- und Goldwaarengeschäft von Grau & Co. in der Bayerischen Straße No. 42 wurde Nachts eingebrochen; es sind dabei Uhren und Goldwaaren im Werthe von ca. 20,000 Mark gestohlen worden. — Im Krankenhaus zu St. Jacob starb Graf Carl v. Hohenthal-Püchau im 45. Lebensjahre.

Löbtau. Verhaftet wurde die Fabrikarbeiterin Louise Reiche, geboren im Jahre 1878 zu Aßlau in Schlesien. Dieselbe hat ihr neugeborenes Kind durch Ersticken getödtet. Der Leichnam wurde in einer unter dem Bette der Reiche stehenden Kiste versteckt vorgefunden.

Lößnitz. Als Anstifter des Schadenfeuers, durch welches das Wohnhaus des Wirthschaftsbesitzers Schettler zerstört wurde, ist der 16 Jahre alte Stiefsohn des Geschädigten ermittelt worden.

Lunzenau. In der Mulde ertränkte sich der Handarbeiter Geldammer.

Leutewitz. Eine Messerstecherei spielte sich auf dem Hofe der Ziegelei von Paul Möbius ab, wobei Möbius schwer verletzt wurde. Drei der Excedenten, fremde Arbeiter, wurden dem Dresdner Amtsgericht zugeführt.

Masdorf. Der seit dem 4. April verschwundene Weber und Wirthschaftsgehilfe Gustav Schirge wurde in dem zum Rittergute Friedreich gehörigen Walde erhängt aufgefunden.

Neukirch. Das dem Bahnarbeiter Dießner gehörige Wohnhaus ist niedergebrannt. Als der Brandstiftung verdächtig, wurde ein Miether des Hauses gefänglich eingezogen. — Dem Former Flügel, welcher seit 30 Jahren ununterbrochen in der Maschinenfabrik der Gebrüder Berthold beschäftigt ist, wurde die silberne Medaille für Treue in der Arbeit verliehen.

Zwickau. Der vormalige Rechtsanwalt Schraps, bekannt durch seine vielen Prozesse wegen Beleidigung des Richterstandes u. s. w., wurde vor einiger Zeit der Irrenanstalt Untergöltzsch zugeführt und neuerdings entmündigt.

Hessen-Darmstadt.

Bensheim. In der Behausung der 43jährigen Wittwe Bock fand man die ganz vertrockneten Leichen von zwei neugeborenen Kindern auf. Die übelberüchtigte Frau Bock befindet sich in Haft.

Hainstadt. Bei der Bürgermeisterwahl wurde der Küfer Georg Volk mit 45 Stimmen gewählt. Der Gegenkandidat, Beigeordneter Hallstein, erhielt 41 Stimmen. Volk war schon vor einigen Monaten zum Bürgermeister gewählt worden, die Wahl wurde jedoch angefochten und vom Kreisausschuß wegen eines Formfehlers für ungiltig erklärt.

Heppenheim. Vom Wohnhause der Wittwe Georg Unger brannte der Dachstuhl ab.

Mainz. Der Kaufmann Neumann von hier hat sich in Berlin erschossen.

Michelstadt. Beim Heuladen stürzte auf dem Felde der 64 Jahre alte ledige Johann Georg Schubart von einem hochbeladenen Wagen und zwar so unglücklich, daß der Tod sofort eintrat.

Ober-Ramstadt. In der Hofraithe des Landwirths Wilhelm Emig V. entstand Feuer; dasselbe konnte auf seinen Herd beschränkt werden.

Weisenau. Der Großherzog hat dem hiesigen Steuermann Adam Schiebel in Anerkennung der mit eigener Lebensgefahr bewirkten Rettung des dem Ertrinken nahen 8jährigen Jakob Schmidt aus Mainz eine Geldprämie bewilligt.

Bayern.

München. Einer der hervorragendsten und angesehensten Aerzte Münchens, Dr. Ludwig Rupprecht, ist im Alter von 63 Jahren nach einer langen und qualvollen Krankheit gestorben. — In der Heustraße wurde ein Radfahrer, der 19jährige Kaufmannslehrling Louis Saenger, von einem Privatfuhrwerk überfahren und an beiden Füßen schwer verletzt. — Erstochen wurde bei einer Rauferei in der Bayerstraße der Oekonomensohn Jakob Feierlein.

Augsburg. Der ledige Weber Leonhard Peutmüller wurde vom hiesigen Landgericht wegen Diebstahls zu fünf Monaten Gefängniß verurtheilt. Nachdem er 106 Tage von der Strafe erstanden hatte, kam seine Unschuld zu Tage, und er erhielt nunmehr eine Entschädigung (!) von 67 M. 94 Pf. (!) ausbezahlt.

Breitenbiel. Hier schnitt sich der Bauer Schneider mit der Sense. Er beachtete die Wunde nicht und starb nun am Wundstarrkrampf.

Dillingen. Dem Bischof von Augsburg wurde seine goldene Uhr im Werthe von 260 M., die er in seiner Wohnung im Priesterseminar in Dillingen zurückgelassen hatte, gestohlen. Des Diebstahls verdächtig ist ein ehemaliger Student Josef Tausend aus Augsburg.

Erlangen. Der Rektor des hiesigen Gymnasiums, Herr Dr. Adolf Westermayer, ist in Bad Brückenau, wo er von einer Krankheit Erholung suchte, gestorben.

Nürnberg. In einem hiesigen Hotel wurde der aus Augsburg nach bedeutenden Unterschlagungen flüchtig gegangene Commis Müller verhaftet; er war in Begleitung einer jungen Dame. — Gestorben ist der Rechtsrath a. D. Herr Christian Schwemmer, Ehrenbürger unserer Stadt.

Schillingsfürst. Der Bauer Ebert von Eckartsweiler wurde auf der Heimkehr vom Ansbacher Viehmarkt von dem 16jährigen Hirtenjungen Gg. Endreß von Büchelberg niedergeschlagen, wobei er ein Auge verlor. Endreß eignete sich den Geldbeutel des Ebert mit 28 M. an; 800 M. in einer Brieftasche fand der Räuber nicht. Endreß ist verhaftet. — Vor wenigen Tagen fiel das achtjährige Töchterchen des hiesigen protestantischen Pfarrers Seiler in einen Kessel mit siedendem Wasser und ist nun an den Folgen gestorben.

Schwabing. In der Biedersteiner-Parket-Fabrik von Ignaz Bachruch brach Feuer aus, das großen Schaden anrichtete.

Württemberg.

Stuttgart. Der Reichstagsabgeordnete Agster, der sich seit mehreren Monaten in einem geistig anormalen Zustande befindet, wurde von der Polizei in das Spital gebracht, da er durch sein auffallendes Gebahren auf der Königstraße einen Auflauf verursacht hatte.

Besigheim. Zwei von Walheim gebürtige Arbeiterinnen der hiesigen Trikotfabrik stürzten sich in die Enz und verschwanden kurz darauf im Wasser.

Biberach. In dem Oekonomiegebäude des K. Unfeld wurde an vier Stellen Feuer gelegt, das glücklicherweise durch den Besitzer, der die Pferde füttern wollte, rechtzeitig entdeckt und gelöscht werden konnte.

Eßlingen. Handschuhfabrikant Daniel Zeitteles hier beging die Feier des 40jährigen Bestehens seiner Fabrik.

Göppingen. Der Anfang der sechziger Jahre stehende Arbeiter Hausch von Sindelfingen hat sich aus einem Zimmer des Krankenhauses gestürzt; er war sofort todt. Hausch hat seinem Krankheitszustande nach den Selbstmord jedenfalls in geistiger Umnachtung ausgeführt.

Hedelfingen. Feuer zerstörte das Haus der Geschwister Maier.

Heilbronn. Ein außerordentlich heftiges Gewitter, begleitet von wolkenbruchartigem Regen, verursachte in den Fluren sehr bedeutenden Schaden.

Oeffingen. Während eines Gewitters schlug der Blitz in die Scheuer des Bäckers und Wirthes Köberle, die alsbald in Flammen stand. Die Thätigkeit der hiesigen und benachbarten Feuerwehren konnte sich nur noch auf den Schutz der Nachbarhäuser beschränken, während die Scheuer des Köberle ganz und das Wohngebäude bis auf den Parterrestock eingeäschert wurden.

Plochingen. Gestorben ist in dem benachbarten Oethlingen der von hier gebürtige Friedrich Stumpp im Alter von 82 Jahren. Der Verstorbene, welcher bis vor Kurzem die Bienenzucht in großem Maßstabe betrieb, war seit vielen Jahren Leiter der dortigen Michael Hahn'schen Gemeinschaft und ist durch seinen großen Wohlthätigkeitssinn weit über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinaus bekannt.

Ravensburg. Taglöhner Anton Haller von Aßmannshardt, O.-A. Biberach, welcher unter dem Verdacht, seine Ehefrau erwürgt und dann die Treppe hinuntergeworfen zu haben, gefänglich eingezogen wurde, ist durch Beschluß der hiesigen Strafkammer außer Verfolgung gesetzt und aus der Untersuchungshaft entlassen worden, da zureichende Beweise für seine Schuld sich nicht haben erbringen lassen. — Nachts stürzte der Fabrikbesitzer Emil Dreyßig aus dem Fenster seines Schlafzimmers und blieb todt auf der Straße liegen. Ueber die Ursache des Sturzes, ob Selbstmord oder Unfall vorliegt, ist Näheres nicht festzustellen.

Baden.

Baden-Baden. Nach längerem Krankenlager starb im 60. Lebensjahre der Pächter der Restauration des Conversationshauses, Louis Schäfer.

Blumberg. Bei einem starken Gewitter schlug der Blitz in das Wohnhaus des Schreiners Philipp Knöpfle; das Gebäude wurde vollständig zerstört.

Freiburg. Wegen Raubs und mehrfachen Diebstahls erhielten der 24jährige Tagelöhner Schirmaier aus Müllheim 8 und der 33jährige Fuhrknecht Zimmermann 15 Jahre Zuchthaus.

Heidelberg. In einem Anfall von Schwermuth tödtete sich in einem hiesigen Gasthofe der 37jährige verheirathete Steinbruchbesitzer Hugo Bell aus Kusel. — Handelskammerpräsident Carl Pirsch ist gestorben.

Konstanz. Im Laden des Goldarbeiters J. N. Müller wurde ein fremder, gut gekleideter Radfahrer erwischt, als er Schmuckgegenstände stahl. Er gab an, Miri zu heißen und Gemeindesekretär in Brugg (Schweiz) zu sein. Gefunden wurden drei Damenuhren bei ihm, über deren Erwerb er sich nicht ausweisen kann.

Langenbrücken. Während eines Gewitters, das auf den Feldern erheblichen Schaden anrichtete, schlug der Blitz in eine Scheune, wodurch drei Scheunen und ein Wohnhaus niederbrannten. Die Feuerwehr war in einem Nachbardorfe bei einer Fahnenweihe. In der Kirche war gerade gut besuchter Gottesdienst, der durch den Ruf „Feuer" unterbrochen wurde.

Mannheim. Gegen die Wirthsleute Jettemann zum „Weißen Lamm" ist das Verfahren wegen Kuppelei eingeleitet worden. Das Ehepaar suchte zu fliehen. Der Ehemann entkam, wurde aber in Mülhausen festgenommen; die Frau dagegen, welche zur Erleichterung der Flucht Männerkleidung angelegt hatte, wurde am Bahnhof erkannt und verhaftet.

Rastatt. In einer Sitzung des zur Errichtung des Denkmals für die hier standrechtlich erschossenen Freiheitskämpfer zusammengetretenen Comites wurde beschlossen, einen Stein aus schwarzem Syenit Anfang August aufzustellen. Die Inschrift soll folgende Worte erhalten: „Ruhestätte der im Jahre 1849 Erschossenen", unter Beifügung der Namen. Der Gemeinderath hatte dem Comite die Mittheilung gemacht, daß die Polizei jede andere Inschrift verboten hätte.

Rheinpfalz.

Speier. Beim Fällen von Bäumen im hiesigen Stadtwalde wurde der 66 Jahre alte Holzhauer Johannes Höhl von einem Baum erschlagen.

Bobenheim. An Vergiftung starb die 6jährige Tochter des Gutsaufsehers Klemmstein auf dem Nonnenhof. Der 7 Jahre alte Sohn Klemmstein's liegt dem Tode nahe darnieder. Beide Kinder hatten Beeren des schwarzen Nachtschattens genossen.

Deidesheim. Fuhrmann Michael Moßbacher hier hatte das Unglück, beim Holzholen im Walde unter seinen einen Abhang hinunterstürzenden, mit Holz schwer beladenen Wagen zu kommen, wobei er einen schweren Armbruch erlitt.

Zweibrücken. Mit 1 Jahr Gefängniß belegte der Gerichtshof den Kaufmann Abraham Pargament aus Polen wegen Betrugs. — In der Ixheimer Drahtstiftenfabrik passirte ein bedauerliches Unglück. Der Arbeiter Baumann von Hengstbach, der erst seit Kurzem verheirathet war, kam in die Transmission; er wurde am Kopfe so schwer verletzt, daß er bald darauf starb. Es ist dies seit 28 Jahren der erste schwere Unglücksfall, der sich in der genannten Fabrik ereignet hat.

Elsaß-Lothringen.

Straßburg. In der Fremdenlegion sind verstorben: Albert Arnold, geb. zu Straßburg, und Emil Pack, geb. zu Schiltigheim.

Arry. Infolge unglaublichen Leichtsinnes eines Dienstboten entstand im Schloßgute ein bedeutendes Feuer. Der Bursche hatte einem Kameraden, der im Heu sein Mittagsschläfchen hielt, ein brennendes Stück Papier unter die Nase gehalten. Die Flamme ergriff sofort das dort lagernde Heu. Nur mit Mühe konnte das Vieh gerettet werden; das Gehöft ist niedergebrannt, der Schaden ein sehr erheblicher. Der muthwillige Thäter ist verhaftet.

Mecklenburg.

Brüel. Der frühere Müller, spätere Mehlhändler Prüßing wurde in dem seinen Garten begrenzenden Graben als Leiche gefunden.

Lichtenhagen. Die beiden 5 resp. 4 Jahre alten Knaben des Müllers Wittenburg spielten in unmittelbarer Nähe der Mühle und kamen dabei den Mühlenflügeln zu nahe; dabei wurde der 4jährige Knabe von einem derselben so heftig an den Kopf getroffen, daß er zu Boden fiel. Der ältere Knabe wurde, indem er bemüht wer, seinen Bruder aufzurichten und demselben zu helfen, ebenfalls von einem Mühlenflügel so unglücklich im Genick getroffen, daß er sofort bewußtlos blieb. Der kleine Retter mußte leider seine muthige That der Bruderliebe durch den Tod besiegeln, denn nach wenigen Stunden verschied er.

Plau. Das Fest seiner fünfzigjährigen Amtsthätigkeit feierte Senator Eichbaum. Zahlreiche Gratulationen und Aufmerksamkeiten erfreuten den noch rüstigen 85jährigen Jubilar an seinem Ehrentage. Die Stadt ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger.

Strelitz. Im besten Mannesalter starb nach längerer Krankheit der Gründer und Direktor des hiesigen Technikums, Architekt Hittenkofer.

Oldenburg.

Oldenburg. Infolge eines furchtbaren Gewittergusses ist die Stankajemauer auf eine Länge von 50 Meter in die Hunte gestürzt. — Der Lohndiener Küthe stürzte Nachts die Treppe seiner Wohnung hinunter. Da er schwere Verletzungen erlitt und keine Hülfe während der Nacht erschien, mußte der Unglückliche bis zum nächsten Morgen unten an der Treppe liegen. Als er dann zum Krankenhause geschafft werden sollte, starb er.

Ahnbeck. Durch einen zündenden Blitzstrahl wurde das Feuerhaus des Gemeindevorstehers Meyer eingeäschert.

Steinkimmen. Eine schwere Heimsuchung hat die Familie des Müllers Meyer durch den Tod des sechsjährigen Töchterchens erfahren. Als die Mutter im Garten arbeitete, kam das Kind mit brennenden Kleidern aus dem Hause gelaufen. Das Feuer war zwar bald erstickt, aber die Brandwunden führten in kurzer Zeit den Tod herbei.

Freie Städte.

Hamburg. Goldene Hochzeit feierte das Ehepaar Lubitz in Eilbeck, Kibitzstraße 24. — Die Leute des Hofbesitzers Jacob Wullenweber waren beim Heueinfahren beschäftigt. Nachdem ein Wagen gefüllt war, wollte der Knecht Fritze den Baum festbinden, dieser brach entzwei und der Knecht stürzte vom Wagen herab, wobei Fritze das Genick brach. — Der 6jährige Sohn des in der Vereinsstraße zu Eimsbüttel wohnenden Ehepaars Hennings stürzte aus dem Fenster der dritten Etage auf das Trottoir hinab und erlitt einen Schädelbruch, der seinen baldigen Tod zur Folge hatte. — Ein entsetzlicher Unglücksfall ereignete sich auf dem Rangirbahnhof Wilhelmsburg. Der Weichensteller Muchow wollte den Bock einer Weiche stellen, hierbei kam er so unglücklich zu Fall, daß er unter die Räder eines heranfahrenden Waggons gerieth. Der Unglückliche war sofort todt, da ihm der Kopf total vom Rumpfe abgeschnitten wurde. Muchow hinterläßt eine Frau mit sechs Kindern. — Hamburg's Seeschifffahrt hat seit einer langen Reihe von Jahren keinen so starken Aufschwung genommen wie in der ersten Hälfte des laufenden Jahres. Es sind nämlich aus See angekommen 6374 Schiffe mit 3,876,897 und in See gegangen 6305 Schiffe mit 3,822,526 Tonnen Ladung.

Bremen. Der erst wenige Tage in der Dampfziegelei der Actiengesellschaft „Saturn" zu Brunsbüttelerhafen beschäftigte Arbeiter Bergmann aus Bremerhaven ertrank beim Baden in der Elbe. — Das Schwurgericht verurtheilte den 22 Jahre alten Maurer Ernst August Othold von hier, der im Mai seine Frau durch 23 Messerstiche schwer verletzte, zu 3½ Jahren Gefängniß. — Die Auswanderung über Bremen weist in den ersten sechs Monaten dieses Jahres eine Zunahme von rund 12,000 Personen gegen das Vorjahr auf. Es wanderten insgesammt in dem genannten Zeitraum 42,022 Personen aus.

Schweiz.

Adlikon. Dem Landwirth G. Meier wurde von einer Kuh mit dem Horn ein Auge ausgestoßen. Der Stoß war ein so heftiger, daß er auch das Gehirn verletzte, was einen starken Bluterguß bewirkte.

Basel. Die Frau Lützelmann, an Hammerstraße wohnhaft, wollte ihr Enkelkind zu ihrem Sohne zurückbringen, dessen Frau seit längerer Zeit leidend ist. Einer Frau, die ihr beim Nachhausegehen die Treppe hinunter leuchten wollte, fiel die Lampe aus der Hand und Frau Lützelmann vor die Füße. Augenblicklich stand die Frau in Flammen und verbrannte bei lebendigem Leibe.

Bauma. Bei den Bauten für die Bahnlinie Uerikon-Bauma ist man zwischen Neuthal und Bauma auf ein Kies- und Sandlager gestoßen, welches einen Werth von etwa 60,000 Francs repräsentirt.

Bern. Gestorben ist im Alter von 66 Jahren der Fabrikant Ballef-Kurz, der während 20 Jahren als conservatives Mitglied des Großen Rathes und der Staatswirthschaftscommission eine hervorragende Rolle in der bernischen Politik gespielt hat.

Biel. Die Fabrik Rüfli-Flury hat letzter Tage ihre erste Million Uhren vollendet. Zur Feier dieses Ereignisses hat Herr Rüfli sein gesammtes Personal zu einem Bankett im Hotel zu den „Drei Tannen" in Leubringen eingeladen.

Oesterreich-Ungarn.

Wien. Generalmajor i. P. Edler v. Tosch, Währingergürtel No. 67, feierte seine diamantene Hochzeit. — Gestorben ist im 82. Lebensjahre in seiner Sommerwohnung, Hohe Warte No. 11, Herr Charles Puzin, Prokurist und Senior der Beamtenschaft des Hauses S. M. v. Rothschild. — Der Besitzer des Cafe Jaltotzy im 2. Bezirke, Wallensteinstraße, Herr Johann Jaltotzy, hat sich in seiner Villa in Tullnerbach durch einen Revolverschuß entleibt. — Auf dem Hernalser Friedhofe jagte sich der Gerbergehilfe Joseph Krones, Hernals, Gschwandnergasse No. 37 wohnhaft, am Grabe seines Kindes eine Revolverkugel in die Herzgegend und verletzte sich lebensgefährlich. — Ein 70jähriger Greis, der Privatier und frühere Börsenbesucher Lazar Finkelstein, hat in seiner Wohnung, Peregringasse No. 3, durch einen Revolverschuß seinem Leben ein Ende gemacht. — Eine wüste, durch Ausflügler provocirte Rauffcene spielte sich in dem Orte Süßenbrunn ab, in deren Verlauf der Ortsinsasse Joseph Schilk von dem Schneidermeister Joseph Poser, Wien, II., Vereinsgasse No. 18 wohnhaft, erstochen wurde. — Im Hernalser Brauhause kam es zu einem Zusammenstoß zwischen Arbeitern und Wachleuten, in dessen Verlauf die Wachleute Steindl, Obitschnik und Ladner durch Steinwürfe Verletzungen erlitten.

Luxemburg.

Bilsdorf. Sechs neben einander belegene Wohnhäuser nebst Nebengebäuden wurden durch eine Feuersbrunst eingeäschert. Das Feuer soll durch Anzündung eines neben den Gebäulichkeiten gelegenen Ginsterhaufens durch einen 5jährigen Buben entstanden sein.

Die Mode.

Außer den äußeren Formen der Toiletten, bei denen das Enganliegende der Aermel sowohl wie der Röcke auf den Hüften zur Zeit das Hauptmerkmal bildet, spielen auch die Farbenneuheiten und Farbenzusammenstellungen eine nicht unbedeutende Rolle. Eins hält sich in alter Beliebtheit, und das ist schwarz und weiß; man sieht sowohl weiße Blusen zu schwarzen Röcken, wie man es neuerdings auch liebt, zu hellen Röcken Blusen aus schwarzem Seidenmusselin zu tragen. Schwarz wird auch zu purpurroth genommen und eigenartig — ob hübsch, ist mehr eine Geschmacksfrage — ist vergißmeinnichtblau mit erbsengrün. Als hochmodern gilt cochenilleroth und ein schönes Flachsblau, bleu grecque genannt. Ebenfalls neu ist ein zwischen gelb und rosa spielender Farbenton, der an die zarte Farbe der Aprikosen gemahnt. Daneben bleibt als fester Stamm für solide und einfache Kleider stets marineblau und lila in allen



Schattirungen beliebt, letzteres wendet man jetzt sogar mit Vorliebe für Stiefel und Schuhe an. Ist man doch längst von der Ansicht zurückgekommen, nur schwarze Schuhbekleidungen tragen zu können; den zuerst vor einigen Jahren auftauchenden grünen und weißen Stiefeln schloß sich, wie gesagt, lila, auch graues und anderfarbiges Schuhwerk an, das mit abstechenden Farben garnirt wird und so von ganz eigenartigem Reiz sein kann. Sprechen wir nun noch ein paar Worte über die Hüte; da sehen wir eine Neuerung, die in den meisten Fällen sehr kleidsam ist; es sind die Hüte in der sogenannten Marie = Luiseform, deren Rand das Gesicht als wirkungsvoller Rahmen umgibt. Man garnirt diese Hüte mit Blumen, Federn und Seidengaze und bringt hinten verkreuzt aufgesetzte schmale Bänder an, die vorn unter dem Kinn zur Schleife geschlungen werden. An Stelle dieser Bänder nimmt man wohl auch leichte Seidengaze, die indeß für den Herbst und Winter geeigneter erscheint, als für den Sommer.

Aeußerst geschmackvoll und apart ist die Toilette aus flaschengrünem Wollenpoppeline (Figur 1), dessen mit einem weißen Tuchvorstoß umrandeter Rock vorn übereinandertretend geschlossen wird und an der unteren abgerundeten Ecke mit einer schönen, einen Lilienzweig darstellenden Application von weißem Tuch geschmückt ist. Die Blüthen und Blätter werden aus Tuch geschnitten und auf dem Stoff festgeheftet. Dann sind die Conturen mit Languettenstichen, einer schmalen Plattstichumrandung oder auch mit Kurbelstichen von grüner Seide zu be-



festigen. Die Stiele hat man ebenso zu sticken und die Kelche, sowie die beschatteten Blätter der größeren Blüthen im Plattstich mit drei Schattirungen grüner Filoselleseide herzustellen. Die Staubfäden sind im Stielstich in der hellsten, die Staubknoten im Knötchenstich in der dunkelsten Tönung auszuführen. Die Garnitur wiederholt sich auf den Aermeln und den mit Tuchvorstoß versehenen Jäckchentheilen der sehr kleidsamen Taille, deren vordere Theile sich auf eine weiße Tuchweste legen, die vorn und hinten einen mit écru-farbener Spachtelspitze überdeckten Einsatz nebst Stehkragen aus grüner Seide sichtbar werden läßt. Die Westentheile sind mit kleinen Perlmutterknöpfen verziert und verschwinden unten in dem schmalen, grünen Stoffgürtel.

Höchst anmuthig und jugendlich wirkt die Toilette aus leuchtend rothem, weiß gepunktetem Foulard mit Spitzen- und Tüllgarnitur, Figur 2. Die in dem Miederrock verschwindende Taille hat einen eckigen, bis über die Schultern reichenden Kragen aus Guipürespitze, der mit Foulardblenden umgeben ist. Vorder- und Rückentheile der einfachen Blusentaille sind mit Guipürespitze überdeckt, die vorn einen krausen weißen Tülleinsatz einschließt; den faltigen Stehkragen aus Tüll ziert eine große Tüllschleife. Die Aermel haben oben Guipüreeinsätze mit Blenbenabschluß, an dem unten spitz geschnittenen Rand nur ein paar Blenden. Sehr apart und vortheilhaft für eine schlanke Figur wirkt der Rock mit angeschnittenem, mit Stoffblenden bedecktem Miedergürtel, der seitlich durch eine Reihe schöner Perlmutterknöpfe und Knopflöcher geschlossen ist.

Der Effect der Toilette Figur 3 liegt nicht in kostbarem Material, sondern hauptsächlich in der überaus ge-



schmackvollen Anordnung. Das Kleid aus einfachem Wollenbattist ist lose auf gleichfarbigem Taffet gearbeitet, wofür aber auch Satin oder Futterfaille verwendet werden kann. Den Futterrock deckt unten ein Serpentinevolant, im Uebrigen eine Tunika aus Wollenbattist mit einer schönen, aus Cordonnettseide geknüpften rosa Franse. Eine zwar mühevolle, aber äußerst effectvolle Garnitur bilden an der Tunika und an der Taille die strohhalmbreiten, vertikalen Säumchen, deren Zwischenräume sich an der Tunika nach unten allmälig bis zu einem Zoll verbreitern, während die Säume oben ziemlich dicht zusammentreten. Die Säumchen sind mit der Hand und mit Vorstichen genäht, wobei sie durch Uebergreifen eines Stiches zusammengezogen sind und dadurch kleine runde Bogen bilden. Um den vorn tiefen, hinten nur kleinen, weißen, mit gelblicher Guipüre bedeckten Atlaseinsatz der Taille zieht sich eine ca. zwei Zoll breite, mit schmaler Spitze begrenzte gelbliche Spitzenbordüre; den oberen Abschluß bildet der seitlich mit aufsteigenden Spitzen geschnittene Stehkragen aus Atlas mit Spitzenauflage. Die Aermel sind gruppenweis in Säumchen genäht und



epaulettenartig, sowie am Handgelenk mit Spitzenbordüre und krauser Spitze besetzt. Ein rosa Atlasbandgürtel mit kurzer, flotter Schleife begrenzt die hinten geschlossene Taille.

Sehr hübsch ist die Bluse aus heliotropfarbenem Taffet mit weißer Seidenpassementerie, fein plissirter Cordonnetseide, Figur 4. Die Bluse umschließt vorn mit doppelten Krausen, deren Ansatz eine weiße Passementeriebordüre deckt, einen mit Knöpfen verzierten Einsatz aus weißem Taffet. Taille und Aermel sind in wellenförmigen Linien ringsum mit Kreuznähten geziert. Die unten zackig geschnittenen Aermel schließen mit Passementeriebordüre ab. Gürtel und Stehkragen sind in Falten geordnet, der Stehkragen ist außerdem mit Garniturtheilen ausgestattet, die außen mit heliotropfarbener, innen mit weißer Seide bedeckt und mit Passementerie umrandet sind. — Goldbraunes, englisches Strohgeflecht bildet den originellen, hübschen Hut mit hohem, sich nach oben zuspitzendem Kopf und breiter, an der linken Seite etwas hochgehender Krempe. Um den Kopf ist ein gefalteter Schrägstreifen aus goldbraunem Sammet gelegt, der hinten unter einer großen Rosette aus weißer Seidengaze endet. Unterhalb der Krempe befindet sich eine kleinere Gazerosette.

An dem einfachen, hübschen Kleid aus lila Grenadine, Figur 5, bildet an der Blusentaille die schöne, in Handarbeit ausgeführte Spitze einen reichen Schmuck. Der Rock ist in einfacher Form gearbeitet und an dem rechten

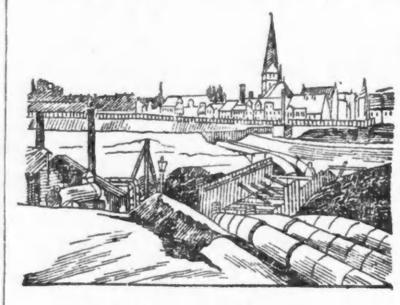


übertretenden Rand mit schmalen, eingenähten Säumen verziert. Der Rückentheil der Taille ist glatt mit Stoff überspannt, während die sich leicht kreuzenden, blusenartigen Vordertheile mit je zwei sich am Rande herabziehenden Säumchengruppen versehen sind. Oben hat die Taille rings um einen in Säumchen genähten Einsatz aus lila Seide mit herzförmigem Ausschnitt, den ein kleiner, in horizontale Säumchen genähter Latz nebst Stehkragen füllt. Um den Einsatz legt sich die Spitze, die sich vorn am Schluß jabotartig bis zum faltig drapirten Gürtel aus lila Seide zieht. Die Aermel haben oben und am Handgelenk Säumchen und außerdem rundgeschnittene, ebenfalls mit Säumchen begrenzte Manschetten. — Wunderhübsch ist das Hütchen aus silbergrauem Seidengeflecht. Den geraden Kopf umgibt ein gleichfarbiges Atlasband, das vorn, ein wenig seitlich, zu einer vollen Schleife geordnet ist, in der ein paar grau und bunt abschattirte Flügel stecken.

Der Elbe-Travecanal.

Mit berechtigtem Stolz darf die Hansestadt Lübeck auf den mit schnellen Schritten seiner Vollendung entgegengehenden Elbe = Travecanal blicken, der dazu bestimmt ist, ihr eine neue und billige Abfuhrstraße in das Binnenland zu eröffnen.

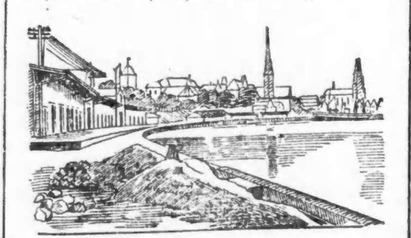
Bereits gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts stellte sich Lübeck eine Verbindung mit der Elbe in bescheidenen Abmessungen her. Dieser alte Stekenitz = Canal war die erste künstliche Wasserstraße Deutschlands. Trotz seiner beschränkten Dimensionen erweckte der Canal den Neid der Anlieger. In einer Hand den Spaten, in der andern das Schwert, mußte man bauen und die hergestellten Strecken bewachen, um



Dückeranlage.

das mißgünstige Lüneburg, wie später Mecklenburg und Stettin, zurückzuweisen. Aber trotz aller Tapferkeit konnte die Stadt Störungen nicht immer rechtzeitig verhindern. Man verstopfte ihr die Elbemündung, die Zuwegung ins Herz Germaniens, und versperrte auch wohl bei Einfällen in Lübsches Gebiet der Schifffahrt durch starke Ketten die freie Passage. Zölle wurden widerrechtlich erhoben und ungeachtet der Klagen bei Kaiser und Reich und trotz freiwillig gezahlter Abfindungssummen lustig weitergefordert. Bis in die neueste Zeit hinein dauerten diese Schwierigkeiten, und erst am 13. Mai 1843 gelang es dem Vertreter Lübecks bei den Verhandlungen der Elbeschifffahrts-Commission zu Dresden, nachzuweisen, daß sich Hannover bei Lauenburg ohne Fug und Recht einen Durchgangszoll eingezogen hatte. Viel Nutzen hat die endliche Freigabe des Wasserweges nun nicht mehr gebracht, denn für heutige Verhältnisse war er zu seicht, zu schmal und zu krumm. Die Eisenbahn trat außerdem als gefährlichste Nebenbuhlerin auf und machte seiner Existenzfähigkeit bald den Garaus. Aus diesem Grunde wurde die Herstellung eines neuen Wasserweges nach der Elbe eine Nothwendigkeit.

Es war nicht leicht für die kleine Stadt, sich an die Ausführung dieses Bauwerks zu wagen, das mehr als $23\frac{1}{2}$ Millionen Mark an Ausgaben erfordert. Wohl hat der mächtige Nachbar, Preußen, einen Theil der Bausumme zugeschossen, jedoch den Löwenantheil leistet Lübeck selbst. Der Wasserbaudi-



Beim Burgthor.

rector P. Rehder zu Lübeck bearbeitete das jetzt in der Ausführung begriffene Project, das am 4. Juli 1893 durch Staatsvertrag zwischen Preußen und Lübeck angenommen und im Frühjahr 1894 verfassungsmäßig genehmigt wurde. Danach belaufen sich die Baukosten auf 23,554,000 Mark. Der Canal verläßt bei Lauenburg die Elbe, schneidet dicht beim Bahnhof Büchen die Berlin = Hamburger Bahn, berührt das wunderschön gelegene Mölln i. L., erreicht Lübeck im Südwesten und umkreist, die alten Wälle bespülend, die Stadt im Süden und Osten, um schließlich im Norden, unmittelbar vor dem Burgthore, in den Seehafen einzumünden.

Diese Umführung fand viele Gegner, weil die Trave sich schon früher mit dem Canal vereinigt hat, die Stadt im Westen umschließt. Die Umführung geschah aber, neben Gründen technischer Art, deshalb, um auf den Osten der Stadt und ihren Verkehr befruchtend zu wirken. Außerdem wollte der Erbauer die ankommenden Elbkähne dem schmalen Seehafen möglichst fernhalten und die enge Trave nicht mit den langen Flußschiffen zustopfen. In allerletzter Stunde machte sich gegen die theilweise Abtragung der herrliche Promenaden bietenden Befestigungen noch eine ganz energische Agitation geltend. Man kann fast sagen, um jeden Baum wurde erbittert gestritten. Trotzdem ließ sich die Erhaltung aller Anlagen nicht durchsetzen; namentlich vor dem Mühlenthore sind gewaltige Einschnitte und Bodentransporte vorgenommen. Dadurch ist der alte Kaiserthurm, in dessen Obergeschoß sich noch heute die staatliche Navigationsschule Lübecks befindet, wieder aus dem vor circa 300 Jahren angeschütteten Festungswalle herausgegraben worden. An beiden Seiten des zukünftigen Canals zieht sich schon rings um die Stadt herum eine Beton = Einfassungsmauer, deren Oberkante bei mittlerem Wasserstande gerade aus der Fluth hervorragen soll.

Die Canalarbeiten in der Nähe von Lübeck sind so weit gefördert, daß man schon bis zur Brüssauer Schleuse fahren kann, die allerdings noch im Bau befindlich ist. Die folgende, beim Dorfe Krummesse, ist fertig und im Betriebe, um als Muster für die übrigen sechs zu dienen. Fünf vermitteln den Aufstieg von der Trave, zwei den von der Elbe bis zur 30 Kilometer langen Scheitelstrecke, die rund 12 Meter über dem Spiegel der ersteren und 7 Meter über dem Elbemittelwasser liegt.

Die Krummesser Schleuse ist nach dem Plane des zweiten Lübecker Bauleiters, des Bau = Inspektors Hotop, mit Sparkammern und Saugglocken erbaut, um einen Betrieb mit möglichst geringem Wasserverbrauch zu erzielen. Unser letztes Bild zeigt die Schleuse im Bau. Wir sehen durch das eine der großen Thore hinein in die geöffnete Schleusenkammer und können noch einen Blick werfen auf die geheimnißvol-



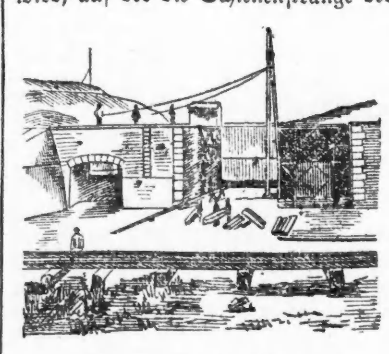
Hurterthor = Brücke.

len, nun schon monatelang unter Wasser verborgenen Umlaufrohre, Heberglocken und andere, dem Laien unbestimmbare Vorrichtungen, die in weniger als 10 Minuten die gewaltige Schleusenkammer selbstthätig leeren und füllen. Der Wärter regelt von seinem über dem offenen Thore sichtbaren Häuschen durch Umlegen eines Hebels diese verborgenen Kräfte. Das andere Ende wird durch ein um die horizontale Achse drehbares Schwimmthor geschlossen, das sich durch die Einströmung von wenigen Kubikmetern Luft hebt und durch Verdrängung derselben wieder unter Wasser in eine Vertiefung der Schleusenschwelle hinabsenkt. Rings um die Stadt Lübeck stieß die Bauausführung auf manche Schwierigkeiten. Zunächst bot wohl die Dückeranlage zwischen dem Mühlen und Hürterthore im Südosten der Stadt den Technikern Gelegenheit, ihre Tüchtigkeit zu beweisen. Die großen Rohre von $1\frac{1}{4}$ Meter Durchmesser sollen die Gewässer der Außenwakenitz unter den Canal hindurchleiten, ihr einen neuen Abfluß verschaffen, wenn man die alte Entwässerung vor dem Burgthore zudämmt. Zahlreiche Rammpfähle und Versteifungen der Spundwände zeigen, wie vorsichtig man abstützen mußte, um die Arbeit trotz des ungeheuren Gegendruckes von benachbartem Moorgrund und Drängwasser zu gedeihlichem Ende zu führen.

Einige hundert Meter weiter nach Osten hat eine Villa der Hürterthorbrücke weichen müssen. Hier tritt der Canal in die weite und vordem seichte Wasserfläche der Wakenitz, den vor Jahrhunderten aufgestauten Abfluß des Ratzeburgers Sees. Ihr Wasserspiegel muß um rund 3 Meter gesenkt werden und soll dann den Binnenhafen bilden. Deshalb hat man schon fleißig gebaggert und schafft die Modbeschichten auf diese Weise ohne Belästigung der Anwohner beiseite. Seit die Dückeranlage den Abfluß vermittelt, ist mit dem Senken bereits begonnen.

Später werden zwei Gewässer in verschiedenem Niveau unmittelbar nebeneinander fließen, das den Canal einlaufende Fahrzeug braucht aber beim Burgthor nun keine Schleuse mehr zu passiren.

Die neue Brücke wird jenseits des Nothdammes erbaut und später einen prächtigen Blick nach Marly im Osten wie über den Seehafen hinweg gewähren. Hier im Vordergrunde mündet der Canal dann in die Trave, nachdem er noch unmittelbar am Ufer von einer hydraulischen Hubbrücke überspannt wird, auf der die Schienenstränge der



Schleuse im Bau.

Hafenbahn zu den jenseitigen Lagerschuppen der Kaufmannschaft führen. Die ganze Länge des Wasserweges beträgt 67 Kilometer. 26 davon entfallen auf Krümmungen, deren kleinster Radius nicht unter 600 Meter herabgeht. Die Mindesttiefe ist überall 2 Meter bei einer Sohlenbreite von 22 Meter. Es ist jedoch von vornherein Vorsorge getroffen, diese Abmessungen nach Bedarf auf $2\frac{1}{2}$, beziehungsweise 27,30 Meter vergrößern zu können. Außer Canalhäfen bei Lübeck, Lauenburg und Mölln sind verschiedene Lösch- und Ladeplätze, Ausweichestellen und so weiter eingerichtet, so daß der Verkehr auch mit den größten, heute gebräuchlichen Elbschiffen sofort nach der Vollendung der Arbeiten aufgenommen werden kann. Trotz mannigfacher Hindernisse sind die Arbeiten so weit gediehen, daß die neue Wasserstraße mit dem kommenden Jahrhundert wird eröffnet werden können.

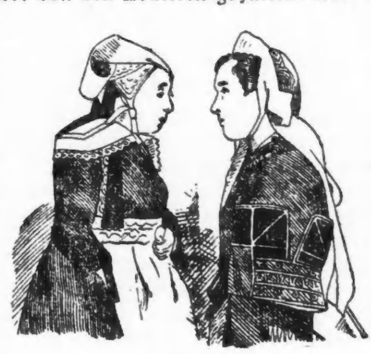
— Mißverständniß. Ankommender Herr: „Nun, Jean, drinnen ist wohl schon Alles voll?" — Jean: „Bis jetzt noch kein Einziger, gnädiger Herr!"

— Mißverständniß. Ausflügler: „Sie sollten die Schweine nicht so nahe beim Hause halten!" — Bauer: „Warum?" — Ausflügler: „Weil es nicht gesund ist!" — Bauer: „Dös is net wahr! Dö Schwein' san no nit an einzig's Mal krank g'wesen!"

In der Bretagne.

Von S. Samosch.

Rennes, die alte Hauptstadt der Bretagne, war der Schauplatz des letzten Aktes des Dramas Dreyfus, durch das die civilisirte Welt geraume Zeit hindurch in Spannung gehalten wurde. Als ich zuletzt bei einem meiner Streifzüge durch die Bretagne in Rennes verweilte, hätte ich mir in der freundlichen Idylle des Thabor, der Lieblingspromenade der wohl nach der Pariser Mode gekleideten, aber keineswegs die reizvolle Grazie der Pariserin aufweisenden Rennoises kaum träumen lassen, daß in dieser friedlichen Umgebung jemals etwas Aufregendes geschehen könnte. Allerdings erhebt sich im Thabor das Denkmal des französischen Nationalhelden Bertrand du Guesclin, dessen im vierzehnten Jahrhundert durch die Siege über die Engländer erworbener Ruhmesglanz sechzig Jahre später durch den der Jungfrau von Orleans überstrahlt werden sollte. Nur lag es mir in Rennes beim Anblick der von den Müttern gehüteten weibli-



Bretoninnen.

chen Jugend durchaus fern, historischen Erinnerungen nachzugehen. Was ich vermißte, war das bretonische Lokalkolorit, das ich bei früheren Wanderungen in der am meisten nach Westen vorgeschobenen Provinz Frankreichs lieb gewonnen hatte.

Wo waren die schneeweißen Hauben, die in Auray, in Douarnenez, in Locmariaquer das Kostüm der Bretonin vervollständigen, das auch im Uebrigen manches Eigenartige aufweist? Als ich vom Thabor aus in den daranstoßenden Jardin des Plantes eintrat, sollte ich jedoch in einem anderen Sinn bretonisches Lokalkolorit finden. In hellen Schaaren durchzog die Geistlichkeit mit den zahlreichen Zöglingen der Alumnate die Wege dieses Gartens, in dem die Rosen berauschend süß dufteten.



Dorfjugend.

Ernst im Ausdruck ist eine bezeichnende Eigenschaft der bretonischen Bevölkerung; nur wäre es verfehlt, dieses Urtheil verallgemeinern zu wollen, als ob in der Bretagne nicht gelacht, nicht gesungen und nicht getanzt würde. Schelmisch und spöttisch zugleich sahen mich die kleinen Burschen an, die an der Pointe du Raz, der äußersten Spitze des Finistere, Augenzeugen waren, wie ich trotz vortrefflicher Führung an den steil abfallenden Felsen der Meeresküste dahinschwankte. Hätte ich mich nicht vor Madame Malezieux geschämt, die mir im Hotel du Pavillon zu Auray ganz genau den Weg von Quimper nach Douarnenez und von dort über den Audierne nach der Pointe du Raz zum Fauteuil der Sarah Bernhardt vorgeschrieben, so wäre ich sicherlich noch vor dem Eingang zur „Hölle von Plogoff" umgekehrt. Wie sehr beneidete ich damals die größte Tragödin Frankreichs um ihre Schwindelfreiheit, als mein Führer am westlichen Vorgebirge im Anblick des atlantischen Oceans erklärte, Sarah Bernhardt habe sich sogar an langen Seilen hinuntergleiten lassen wollen, um einen besseren Einblick in die jäh zerklüftete Felsenwelt zu erhalten! Nach der Künstlerin, die im Hochsommer mit Vorliebe die bretonische Küste, insbesondere Douarnenez und Umgebung



Alter Bauer.

aufsucht, ist auch ein Steinsessel benannt, den die Natur an der wildromantischen Pointe du Raz geschaffen und der nicht etwa durch die tief unten brandenden Wogen des Oceans, sondern durch die Engländer bedroht wird. Nicht daß es sich um kriegerische Unternehmungen handeln könnte; vielmehr sind es durchaus friedlich gesinnte Söhne Albions, die in der unmittelbaren Nachbarschaft des Fauteuils der Sarah Bernhardt kleine Felsstücke losschlagen und zum Andenken an die große Künstlerin mitnehmen.

Stimmungsvoll ist die Fahrt von Audierne zur Pointe du Raz. Den Weg weist uns zunächst der steinerne, oben durchbrochene Kirchthurm von Plogoff, den wir dann zur Rechten liegen lassen. Ganz aus Stein gebauten Kirchen und



Bauernfuhrwerk.

Häusern begegnet man in der Bretagne überhaupt häufig; auch trifft man in den Fischerdörfern der Küste viel Armuth an, und sobald ein Wagen mit Fremden sich sehen oder hören läßt, findet sich ein Theil der Dorfjugend ein um den Wegzoll zu fordern. Werden einige Soustücke in den Chausseestaub geworfen, so wird der Weg freigegeben und die ganze Mannschaft zieht sich in oder vor eines der verlassenen steinernen Häuser zurück, froh und guter Dinge, da das Tagewerk vollbracht ist, und es nur noch zu überlegen gibt, wie die Beute vertheilt werden soll. Im späteren Leben entwickeln sich diese jungen Burschen zu den tüchtigsten Matrosen der französischen Kriegs- und Handelsmarine; verlassen sie den Dienst, so finden wir manchen von ihnen unter den Islandfischern wieder, deren Lebensloos Pierre Loti, der vortreffliche Kenner der Bretagne, in so anschaulicher, charakteristischer Weise geschildert hat.

Wer öfter die westliche Provinz Frankreichs besucht, kann sich der Wahrnehmung nicht entschließen, daß die Frauen dort das Heft in Händen haben. Gerade unter den Frauen und Mädchen der Bretagne begegnen uns auch häufig intelligente Gesichter. Mit klugen Augen blickt gar manches Kind unter seiner weißen Haube hervor, als ob es bereits über die Räthsel des Daseins nachsinnen müßte. Später stellt sich eine gewisse Koketterie ein, die auch in dem schmucken Kostüm zum Ausdruck gelangt. Die Hauben — „Coiffes" und „Bonnets" — erscheinen in den mannigfachsten Spielarten; das gestickte Mieder, eigenartige Aermelaufschläge fallen nicht minder auf.

Die jungen Burschen sind zumeist kräftige Gestalten, die in ihren kurzen dunklen Jacken und mit den breitkrämpigen Hüten, von denen lange, schwarze Sammetbänder auf den Rücken hinabfallen, die Vorstellung strotzender Gesundheit erwecken.

Im Alter sehen die Bretonen minder poetisch aus; nur der große, runde Hut bleibt ihnen auch dann treu, wenn das Antlitz längst von Runzeln durchfurcht ist.

Bei der Feldarbeit macht Jung und Alt es sich wohl bequemer; auf den Hut verzichten sie jedoch nur selten, gerade wie die Basken unten im Süden diesseits und jenseits der Pyrenäen sich von ihrem Barett, der dunkelblauen „Boina", nicht trennen. Neben der Bestellung der Felder, über denen infolge der Nähe des Meeres ein leichter bläulicher Dunst zu flimmern pflegt, wird dem Obstbau in der Bretagne besondere Pflege zu Theil. Wie in der Normandie ist auch in der Nachbarprovinz der Cider das hauptsächlichste Getrank, und damit wurde ich auf's freigebigste bewirthet, als ich bei meiner Rückkehr von den Steinwundern der



„Hexe" im „Feenberg".

Menhirs, Dolmen und Kromlechs vor Carnac in eine bretonische Hochzeit hineingerieth. Bei den keineswegs melodischen Klängen des „Biniou", des bretonischen Dudelsacks, bewegte sich der jüngere Theil der Hochzeitsgesellschaft nicht im Rundtanz, sondern langsam hin und her. Mit feierlichem Ernst lagen Tänzer und Tänzerinnen diesem Vergnügen ob; im Museum von Quimper fand ich später einige der Typen in plastischen Darstellungen bretonischer Hochzeitsscenen wieder.

Wie uns aus dem gesammten Volksleben in der Bretagne ein Hauch der Schwermuth entgegenweht, kann es auch nicht überraschen, daß inmitten der phantastischen Steinwunder, an die die Legende vielfach anknüpft, neben einer strengen Kirchlichkeit der Aberglaube, insbesondere der Glaube an Hexen, sehr verbreitet ist. Man braucht nur die Namen einzelner dieser geheimnißvollen Hügel zu hören, um zu begreifen, daß es in der Bretagne weder an Hexen fehlt, noch an solchen, die von ihnen die Zukunft erfahren wollen oder anderen Rath erbitten. „Berg der Fee", „Mane = er = Hroeck" heißt der „Tumulus" bei Locmariaquer, zu dem ich in sehr anregender Pariser Gesellschaft pilgerte. Gar lustig spottet Flaubert über die Steinwunder der Bretagne, deren Erklärung den Ethnographen die größten Sorgen bereitet. Seine ebenso bündige wie sarkastische Deutung lautet: „Die Steine von Carnac sind — große Steine."

Daß die Bretagne eine Fülle empfehlenswerther Sommerfrischen und Ausflüge darbietet, ist in Frankreich und in England wohl bekannt. Deutsche finden sich dort nur selten ein, während die Seebäder der Normandie schon häufiger von ihnen aufgesucht werden. Wer aber nach der Normandie reist, sollte dort vor allem bis zum Mont St. Michel, einem wirklichen Weltwunder, vordringen. An der bretonischen Grenze gelegen, ist der Mont St. Michel, die zur Zeit der Fluth gleichsam aus dem Wasser emporragende



Bei der Feldarbeit.

Bergfeste, mit seinen architektonischen Meisterwerken zugleich ein vortreffliches Ausfallthor nach dem nördlichen Theil der Bretagne. St. Malo und das einsame, vom Meer umbrandete Grab Chateaubriands würden dort das nächste Reiseziel in der an Naturschönheiten und interessanten Volkstypen überreichen Bretagne bilden.

Vielleicht hat der Dreyfus = Proceß in Rennes die Wirkung, einen größeren Fremdenstrom auch vom Auslande nach der Bretagne zu leiten, die mit ihren stillen, verschlossenen Menschen und den schwermüthigen Landschaftsstimmungen dem deutschen Empfinden gar nicht so fern steht.

Die Hauptfrage.



Freundin: „Also Du hast es durchgesetzt, daß Dir Dein Mann die gewünschten neuen Sommertoiletten kaufte?"

Frauenrechtlerin: „Jawohl, jetzt kann ich mich wieder den übrigen Frauenfragen zuwenden."

Stoßseufzer eines Antiquitätenhändlers.



„. . . Der Eine sagt, der Brief Schillers sei echt, der Andere, er sei unecht. . . . Daß sich aber auch die berühmten Leute nicht ihre Unterschrift polizeilich beglaubigen ließen!"

— Netter Trost. Sie: „Wenn ich nun mal vor Dir sterbe, Alex, würdest Du dir dann eine zweite Frau nehmen?" — Er: „I bewahre, ich will froh sein, wenn ich Wittwer bin."

— Ihr Verlobungs-Konto. „Ich liebe Sie unendlich, liebes Fräulein, werden Sie die Meine!" — „Ach wie schade, momentan bin ich gerade verlobt, aber ich werde Sie vormerken."

— Oh weh. Mutter: „Henriette, Du warst mit dem Herrn Meyer gestern noch sehr lange zusammen." — Tochter: „Wir sahen nach den Sternen, Mama!" — Mutter: „Es waren ja gar keine Sterne! Der Himmel war ja vollständig bewölkt." — Tochter: „So? Das haben wir garnicht bemerkt."

— Verblümt. Lehrjunge: „Sie, Meesterin, seit wir Abends Suppe essen, schlafe ick immer jleich nachher ein, wie so 'n Ratz!" — Meisterin: „Na, wie kommt denn das?" — Lehrjunge: „Seh'n Se, die Suppe macht immer so kleene Oogen; das steckt mir an, und gleich nacher bin ick ooch weg!"

— Confusion. Herr (zum Pedell eines Gymnasiums): „Bitte, lassen Sie mir den Gymnasiasten Schmidhammer auf einige Augenblicke herauskommen!" — Pedell (nach einigem Besinnen): „Wir hamm an Hammer, dann hammer zwei Schmidt, dann hammer an Hammerschmidt, aber an Schmidthammer hammer net!"

— Raffinirt. Junge Frau: „Du verstehst eben Deinen Mann nicht zu behandeln. Meinst Du, ich bekomme auf geradem Wege etwas? Wenn ich von meinem Otto ein lumpiges Kleid haben will, muß ich mindestens einen Brillantschmuck von ihm verlangen. Darüber ist er natürlich entsetzt und dann froh, wenn ich schließlich mit einem Kleide zufrieden bin!"

„Fast — slow.“

Hans Träger, der Privatsekretär des reichen Privatgelehrten v. Estrow, war heute im Stadium einer gelinden Verzweiflung. Ich bitte die liebe Leserin, diesen Seelenzustand unseres Helden einstweilen nicht zu vergessen, bis ich sie mit den nöthigen Nebenumständen vertraut gemacht habe. Hans war nämlich eigentlich absolvirter Chemiker, und hatte, da er nebenbei ein armer Teufel war, die Sekretärstelle nur aus Noth angenommen, ohne es übrigens bisher bereut zu haben. Die Familie seines Brodgebers wohnte in einer herrlichen Villa, weitab von der staubigen Straße des Alltags; die Leute hatten ihn sehr gerne und dieser Zuneigung schloß sich auch die älteste Tochter des Hauses, die schöne Elsa, an, ein Ausbund von Lieblichkeit, Temperament und — Verwöhntheit. Er wußte, daß er sie auch zur Frau bekommen würde, wenn sie nur wollte — denn Elschen hatte bei ihren Eltern schon weit närrischere Dinge durchgesetzt, als die Heirath mit einem Manne, den sie liebt. Was er aber eben nicht wußte, war, daß der kleinen verhätschelten Dame sein frisches, kameradschaftliches Wesen überaus wohl behagte, bloß daß sie es ihm nicht zeigte. Wozu hätte man sonst seinen weiblichen Stolz?

Aber nun wollen wir sehen, warum sich Hans im Stadium einer gelinden Verzweiflung befand. Heute Abend war in der Villa Tanzsoiree zu Ehren des Namenstags Elsas, und Morgen sollte er sich dem Fabrikanten Kronau in B. Punkt 12 Uhr vorstellen. Zweck: Anstellung als Fabrikleiter. Die Geschichte hatte aber eine Menge Haken.

Erster Haken: Kronau war ein seltsamer Mann, der auf Pünktlichkeit und persönlichen Eindruck großes Gewicht legte.

Zweiter Haken: Der Eilzug, der von der nächsten Station nach B. fuhr, ging um 5 Uhr Morgens ab.

Dritter Haken (der wesentlichste): Hans hatte einen überaus gesunden Schlaf. Ich glaube, wenn man ihm sein Bett mitten in der Schlacht bei Gravelotte aufgeschlagen und mit den nöthigen Spitzenvorhängen gegen die zudringlichen Geschosse geschützt hätte — er wäre nicht aufgewacht.

Vierter Haken: In der Villa Estrow pflegte selbst die Dienerschaft erst um 6 Uhr aufzustehen. Für besondere Zwecke besaß Hans zwar einen Wecker, eine Uhr mit impertinent hoher Stimme, den er sich vor Zeiten in einem großen Laden nach langwieriger Probe aus Dutzenden von ähnlichen Marterinstrumenten ausgewählt hatte. Wenn er diese Uhr auf eine eigens hierfür konstruirte Blechschüssel plazirte und dicht neben das Kopfpolster stellte, konnte er mit einiger Sicherheit darauf rechnen, im Laufe von einigen Minuten während des Alarms zu erwachen. Aber leider ging dieser Wecker (fünfter Haken) — wie er mit Schrecken bemerkte — zu langsam. Das wäre zu reguliren gewesen, und unser Sekretär wußte ganz wohl, daß man zu diesem Behufe bloß den kleinen Haken — dieser ist hier nicht mitzuzählen — auf der Rückseite nach rechts oder links zu rücken hatte, um die Uhr schneller oder langsamer gehen zu lassen. Aber das Werk war englisches Fabrikat, neben dem Haken stand darum bloß „Fast“ und „Slow“ und Hans verstand (siebenter Haken) — nicht englisch.

Die einfachste Lösung wäre nun wohl die gewesen, wenn Hans nach der Soiree, die ja gewiß nach Mitternacht endigte, bis zum Abgang des Zuges wach geblieben wäre. Aber das hinderte eben der achte Haken — ich verspreche feierlich, daß es der letzte ist — der bestehr darin, daß Hans sonst ein strammer und schneidiger Junge, ein gar erbärmlicher, [illegible] Geselle wurde, wenn er nicht geschlafen hatte.

Der strenge Fabrikant hätte einen solchen Spitalbruder schnurstracks heimgeschickt. Man wird also zugeben, daß unser Held einige Ursache hatte, der Entwicklung der Dinge, die für seine Existenz maßgebend sein konnte, mit einigem Bangen entgegenzusehen.

Eine leise Hoffnung knüpfte er noch an den Abend selbst — vielleicht fand er unter den Gästen Jemand, der ihm die Worte deuten konnte. Der Anfang war nicht vielversprechend — er kam mit seinen Fragen übel an. Darum war er, selbst während er mit Elsa am Arm promenirte, recht nervös und zerstreut. Die Kleine plauderte allerliebst, er hörte aber kaum hin, was sie sichtlich konsternirte. „Wie gefällt Ihnen die schöne Engländerin?“ fragte sie endlich. Er bekam einen Ruck durch den ganzen Körper, daß sie befremdet zu ihm aufsah. „Die dort mit den goldblonden Haaren“. — „Der muß ich mich vorstellen lassen!“ platzte er heraus. „Bitte sehr!“ sagte Elsa pikirt und ließ seinen Arm los.

Es war aber gar nicht so leicht, bei der umschwärmten Miß anzukommen, und Hans mußte ihr, um sein Ziel zu erreichen, sogar die Quadrille widmen, die er stillschweigend für Elsa aufbewahrt hatte. Aber kaum waren die letzten Klänge der sechsten Figur verrauscht, eilte er in sein Zimmer hinauf, richtete den Alarmzeiger auf 4 Uhr, den Regulator auf „Fast“ und begab sich dann wieder in den Tanzsaal. Elsa war nirgends zu sehen. Endlich fand er sie in der Nische eines Nebenzimmers, gereizt und erbittert, ja abstoßend, was er sich Anfangs nicht zu deuten wußte. Aber bald wurde es ihm wonnig um's Herz: sie war eifersüchtig! Und als sie ihm gar in allerböfesten Ton verrieth, daß die Engländerin eigentlich kurze rothe Haare habe und eine Perrücke trage, da lachte er so herzlich auf, daß sie ob dieser „Brutalität“ in Thränen ausbrach und wie ein gehetztes Wild in den Garten flüchtete, geradewegs in eine Jasminlaube. Er flugs hinterher.

Auf die Gefahr hin, Unwillen zu erregen, muß ich hier in meiner Berichterstattung eine kleine Lücke lassen. Ich habe nämlich den Ehrgeiz, meinen Lesern nur aparte Dinge mitzutheilen, und da ich die Geheimnisse, die in Jasminlauben bei Mondenschein zwischen einem jungen Mädchen und einem jungen Mann ausgetauscht werden, nicht zu solchen rechne, mache ich einen kleinen Sprung.

Hans verläßt elastischen Schrittes die Laube, begibt sich in sein Zimmer und setzt sich dort an seinen Schreibtisch, wo er so lange mit einer kleinen Photographie liebäugelt, bis ihn ein Heidenlärm aus den Träumereien weckt — daher der Name „Wecker“.

In B. machte der glückstrahlende junge Mann aber dann — trotzdem er diesmal nicht geschlafen hatte — einen so günstigen Eindruck, daß die Anstellung noch selbigen Tages perfekt wurde.

Heute ist er bereits mit Elsa verheirathet. Er hat ein luxuriös eingerichtetes Heim; aber auf dem Gesims des Kamins im Empfangssalon steht eine einfache, schmucklose Weckeruhr. Wenn man ihn auf diese Stilwidrigkeit aufmerksam macht, pflegt er gerne die Geschichte seiner Ehe zu erzählen und vergißt niemals hinzuzufügen, wie gut es manchmal sei, wenn man nicht englisch könne.

— Verplappert. — Kolonist: „Mein in der Wildniß verschollener Bruder war sehr zäher Natur.“ — Schwarzer: „Stimmt, zwei Zähne habe ich mir an ihm ausgebissen.“

— Indiskrete Erkundigung. — A.: „Diesen Morgen vor dem Bade habe ich mich wiegen lassen; ich wog hundertundfünfzig Pfund!“ — B.: „Und nach dem Baden?“

Der Löwenkönig.

Ein Bild aus der Zirkuswelt.

Nacherzählt von Wilhelm Thal.

„Nein, Kinder laßt mich! Ich will nicht!“

Mit diesen Worten war der alte Löwenbändiger Bastable am Tische niedergesunken; ein ersticktes Schluchzen rang sich aus seiner Kehle, und Alle blickten den Alten erschrocken an.

„Alles, nur das nicht!“ fuhr er fort, „und ich bitte Euch, lacht nicht, bevor Ihr nicht Alles wißt. Wenn ich seit fünfzehn Jahren keine Karte angerührt habe, so kommt das daher, daß — Ich bitte Euch, legt die Karten ein paar Minuten bei Seite; ich will's Euch erzählen, wenn's mir auch noch so schwer fällt. — Fünfzehn Jahre! Vielleicht erinnern sich einige von Euch noch an jene Zeit. Es war in Manchester, wo der Zirkus drei Monate Vorstellungen geben sollte. Da — ich mache die Augen zu und sehe noch so klar, als wenn's da vor mir hinge — das letzte Plakat, auf dem meine Nummer abgebildet war, mit meinem Künstlernamen in Riesenbuchstaben:

Monsieur Leo,
Der Löwenkönig!

Wie gesagt, noch jetzt sehe ich das Bild vor mir: Der große Käfig mit Romeo und Julia, dem kleineren Paar, die das Publikum drohend angähnten, und Nero, den Riesenlöwen aus Nubien, der an den Gitterstangen emporsprang, was er immer that, wenn die Uhr die neunte Stunde schlug und unsere Produktion begann. Da seht jene Narbe auf meinem Arm — doch das liegt so weit zurück, als wär's ein Traum. Ihr werdet's kaum begreifen.

Den Namen „Löwenkönig“ hatte ich mir mit Recht erworben, und ich war stolz darauf —, er war ein Beweis, daß ich mit den drei Bestien Alles thun konnte, was ich wollte. Es sah sich ziemlich leicht an — aber hat denn das Publikum eine Ahnung davon, welche Ausdauer, welches Studium, welcher Muth dazu gehört, um solche Thiere zu zähmen und zu dressiren. Und dann lähmte mich manchmal an der vollen Entfaltung meiner Mittel der Umstand, daß ich eine Frau hatte, die von einem Tag zum anderen sich in Angst verzehrte, wenn sie sich vorstellte, es könnte mir etwas zustoßen; darum bat sie mich auch oft, ich möchte den Beruf aufgeben. Als wenn ich das konnte! — Ich konnte es nicht, selbst wenn ich daran dachte, daß sie jeden Abend, sobald es Neun schlug, zitternd vor Furcht zu Hause saß! — Abgesehen davon aber lebten wir so glücklich, wie man nur leben kann, und unsere einzige Sorge, unser einziger Kummer auf der Welt war Jimmie, unser Sohn. Ich will es in einigen Worten sagen: er hatte eine wahnsinnige Leidenschaft für das Kartenspiel.

Eines Morgens stand ich früh auf und verließ meine Wohnung; denn an Neros rechter Klaue sollte eine Operation vorgenommen werden, Jimmie aber war noch früher ausgegangen, und ich bekam ihn den ganzen Tag nicht zu Gesicht.

Als ich meine Wohnung verließ, um mich in die Vorstellung zu begeben, trat ein Mann — ein gutgekleideter, mir vollständig unbekannter Mann — auf mich zu und tippte mir auf die Schulter.

„Entschuldigen Sie, daß ich mir die Freiheit nehme“, sagte er; „ich habe schon einige Zeit auf Sie gewartet, um mit Ihnen allein zu sprechen. Sie sind doch Herr Bastable?“ fuhr er fort, als ich verwundert zurückwich. „Dann ist es gut; ich möchte Sie nur bitten, einen Augenblick unter diese Gaslaterne zu treten.... Es ist nur eine kleine Frage, die ich Ihnen vorlegen möchte. Wollen Sie mir gefälligst sagen, ob diese Unterschrift echt ist?“

„Echt?“

Mißtrauisch nahm ich das Papier, das er mir hinhielt, aus seiner Hand. Es war zusammengefaltet, so daß ich zuerst nur über dem Stempel am Fuße desselben den Namen „Bernard Bastable“ las.

„Ja, das ist meine Unterschrift“, sagte ich; dann aber durchfuhr es mich wie ein elektrischer Schlag. Ich trat zurück und sah mir das Ding genauer an. Es war ein Wechsel auf hundert Pfund, zahlbar in einem Monat bei einem Bankier in London.

„Allmächtiger Gott!“ rief ich, „nie habe ich in meinem Leben einen solchen Wechsel ausgestellt. Wer? — Wer hat Ihnen das gegeben?“ „Halt! thun Sie das nicht!“ schrie der Fremde, ich war nämlich eben im Begriff gewesen, das Papier in Stücke zu reißen. „Es ist also nicht Ihre Unterschrift?“ Hm! Nun, Ihr Sohn hat die Summe im Spiel verloren. Es ging durchaus ehrlich dabei zu, und Niemand hat von Ihrem Sohne verlangt, daß er die Grenzen überschreiten soll. Sie wissen nicht, was ich sagen will? Er hat an Drei von uns 95 Pfund verloren, und wir sind darauf eingegangen, diesen Wechsel vorläufig an Zahlungsstatt anzunehmen. Er sagte, Sie würden Ihre Unterschrift darunter setzen, doch wir hegten einzelne Zweifel, als er mit der vollzogenen Namenszeichnung zurückkam, und daraufhin übernahm ich es, mich von der Echtheit der Unterschrift zu überzeugen. Es thut mir herzlich leid; aber wenn Sie die Schrift nicht als die Ihrige anerkennen und er am Verfalltage nicht zahlen kann, —“

Das also war es! Hundert Pfund! und Jimmie — unser Jimmie war zum Fälscher geworden! Alles drehte sich um mich; und ich konnte kein Wort herausbringen, bis der Mann achselzuckend fortfuhr:

„Wie gesagt, es thut mir leid! Wir fürchteten, daß es so kommen würde; doch er wollte durchaus spielen!“

Da packte mich eine heftige Wuth und ich schrie laut:

„Nein, mein Herr, nicht einen Penny; präsentiren Sie den Wisch, verklagen Sie ihn, thun Sie, was Sie wollen; vielleicht bringt ihn das zu Verstand!“

„Nun, gut; bedenken Sie wohl, was Sie eben sagen. Wir lassen Ihrem Sohn noch drei Wochen Frist — dann....“

„Ich hörte nichts mehr. Wie ein Betrunkener ging ich taumelnd durch die Straßen, und ein Nebel schien sich über meine Augen gelagert zu haben. Unser Junge war ein Fälscher geworden!....

Es war 12 Uhr vorbei, als ich nach Hause kam. Ich hatte gehofft und zu Gott gebetet, Lottie möchte schon zu Bett gegangen sein, doch nein, sie saß noch auf und sah so blaß und jammervoll aus, daß ein Blick mir sagte, sie wisse Alles.

„Wo ist er? Sage es mir! — Du mußt es mir sagen!“ rief ich.

Ganz ohne zu wissen, was ich that, war ich zur Wand gegangen und hatte dort einen der geladenen Revolver heruntergenommen, die ich mit in den Käfig zu nehmen pflegte, doch in demselben Augenblick schlug sie mir die Hände um den Nacken und rief in wildem Tone:

„Thu' das nicht! Ich habe genug gelitten, mehr, als ihr Beide wißt! Thu' mir das nicht an, Bernard! Er hat mir Alles gesagt und mich auf seinen Knieen angefleht; er hat mir auch heilig versprochen, nie wieder zu spielen. Er war wahnsinnig, als er die unselige That beging; er will die Schuld abtragen! Bezahle nur noch dies eine Mal; Du wirst ihn damit retten! Bernard, Du kannst, Du darfst ihn nicht untergehen lassen!“

„Nein“, entgegnete ich; „laß ihn in sein Verderben rennen! Schon zu viel haben wir für den Jungen geopfert! Mag er in's Gefängniß kommen, wenn es soweit kommt. Ich hab's gesagt, und nehme es nicht zurück“.

Diese Szene — nie werde ich es vergessen — spielte sich an einem Donnerstag ab. Die nächsten Tage aber führte ich meine Produktionen wie in einem Traum durch, den ich nicht abzuschütteln vermochte, und mehr als einmal hatte ich ein kleines Renkontre mit den Thieren, das einmal so auffällig wurde, daß man mich fragte, ob ich etwa meine Macht über die Bestien verloren hätte. Wie besinnungslos ging ich umher, es schien mir unmöglich, das Leben weiterzuführen, wenn mein eigener Sohn sich gegen mich verschwor. Seit Tagen hatte ich ihn nicht zu Gesicht bekommen, — ich hatte allerdings nicht danach gefragt, wo und wie er sich vor mir versteckt hielt; nur der beständige Anblick von Lottie's flehendem, traurigem Gesicht stand mir stets vor Augen. Das Bankhaus hatte meine bestimmte Anweisung, Nichts zu zahlen, und so verging eine Woche, die so entsetzlich war, daß ich sie nicht zu beschreiben vermag. Ja, eine Woche. Am folgenden Freitag ersuchte mich der Geschäftsführer des Zirkus, ihn aufzusuchen. Halb im Traume, sozusagen rein mechanisch, ging ich zu ihm und fand ihn vor einem Paket frischgedruckter Anschlagezettel und Programme.

„Nun, Bastable? Was habt Ihr Neues?“ war seine erste, trockene Bemerkung. „Nichts? — Hm! Ihr könntet Eure Nummer auch ein bischen auffrischen. Die Leute wollen was für ihr Geld sehen. Das Geschäft geht schlecht, und der Direktor ist schlechter Laune. Darum hat er sich einen Trick erdacht, um das Publikum heranzuziehen. Hört! Am Montag, 14., und an den fünf folgenden Abenden wird eine muthige Dame aus hiesiger Stadt mit dem Dompteur in den Löwenkäfig treten und dort ein Lied singen.... Na, was seht Ihr mich so eigenthümlich an? Ihr seid wohl eifersüchtig?“

„Eifersüchtig?“ rief ich mit verächtlichem Lachen und fuhr dann, die Hand auf das Packet legend, fort: „Das geht nicht! Ich habe es schon früher einmal versucht; doch schon am ersten Abend kam es zu einer Panik. Gefahr ist ja nicht dabei — aber Nero hat einen Widerwillen gegen Weiber, und ich übernehme keine Verantwortung. Außerdem —“

„Was wollen Sie? Sie werden überhaupt nicht gefragt. Die Dame hat einen festen Vertrag unterschrieben. Die Sache ist ganz einfach; Sie machen Ihre Tricks, dann kommt sie an die Reihe, die ganze Sache dauert höchstens fünf Minuten. Es ist eine Miß Montrose, doch wir dürfen den Namen nicht drucken; das ist auch besser, dadurch bleibt das Geheimniß gewahrt. Ihre Aufgabe ist sehr leicht; halten Sie die Löwen in einer Ecke zurück und lassen Sie sie durch den Reifen springen, wenn die innere Thür sich hinter der Dame schließt. Das erhöht den Effekt. Wenn das nicht zieht, laß' ich mich fressen. Na, was sagen Sie jetzt?“

„Es geht nicht“, wiederholte ich, „weil die Behörden es nicht gestatten würden. Das Verbot würde in demselben Augenblick erlassen, in dem man erfährt, daß es sich um eine Dame aus der Stadt handelt“.

„Meinen Sie“, versetzte er lachend; „nun, dem werden wir bald abhelfen. Wir machen Sie eben auf zwei Wochen zum Bigamisten“.

„Was soll das heißen?“

„Sehr einfach! Wir annonciren die Dame als Madame Leo! Gute Idee! Was? Es wird nicht so stark ziehen; aber die Polizei kann uns keine Schwierigkeiten machen, wenn es sich um die eigene Frau des Löwenbändigers handelt.... Sie scheinen noch immer nicht überzeugt zu sein?“ fuhr er fort; „nun, wenn es Ihnen nicht paßt, so sprechen Sie mit dem Direktor darüber.... Ihre Nummer kommt um 8¾ Uhr, Punkt 9 Uhr tritt Miß Montrose in den Käfig.... dabei bleibt's. Abgemacht!“

Es war zwei Stunden später — als ich meine Wohnung verließ, um mich zur Abendvorstellung in den Zirkus zu begeben.

Neun Uhr schlug es — ich werde den Moment nie vergessen! Die Glocke ertönte, und der Geschäftsführer annoncirte — wie er jeden Abend that — die wundervolle Produktion des Löwenkönigs Monsieur Leo. Die „großen Katzen“ lagen in instinktiver Erregung in ihren Käfigen; auch sie fühlten, daß sich etwas Ungewöhnliches vorbereitete. Der Zirkus war gedrängt voll; die neuen Affichen hatten ihre Wirkung nicht verfehlt, der große Raum war ausverkauft; die Ankündigung, eine Dame würde im Löwenkäfig singen, hatte die ganze Stadt herbeigelockt.

Scheinbar kalt und gleichgiltig verneigte ich mich und trat in den Käfig. Nero stieß sein gewöhnliches Brüllen aus; die anderen beiden Thiere gähnten und schlugen mit dem Schweif; doch ein kurzer Schlag mit der Peitsche, ein Schuß aus dem sechsläufigen Revolver, und sie wichen zurück. Eine Beifallssalve ertönte, als ich mich auf Nero scheinbar schlafend niederlegte, während die beiden Anderen mit ihren Pfoten über meinen Kopf einen Bogen bildeten, bis ich mit einem Satz aufsprang. Das Publikum saß schaudernd und athemlos da, als Nero auf mein Zeichen den Rachen aufriß und ich auf zehn Sekunden den Kopf hineinsteckte. Das sah entsetzlich aus, doch mir erschien es im höchsten Grade einfach und gewöhnlich. So machte ich einen Trick nach dem anderen, obwohl ich nur halb bei der Sache war. Jim — Jim! nur noch eine Woche hatte er Zeit — diesen Gedanken vermochte ich nicht zu bannen. Unser einziger Sohn! — Wenn es zum Schlimmsten kam. — Jetzt ließ sich die Stimme des Direktors vernehmen, und eine Bewegung ging durch das Publikum. Ich hatte es fast vergessen. Ein Hieb mit der Peitsche, und sie krochen wieder in die rechte Ecke. An diesem Tage waren sie etwas vor der Zeit gefüttert worden; wenn man sie also nicht ganz ungewöhnlich reizte, war nichts zu befürchten. Wieder ein Hieb! Ich sah, wie die Zuschauer sich aufrichteten und wandte halb den Kopf um, um einen Blick auf die muthige Dame zu werfen, die sich unter die wilden Bestien wagte. Da war sie — sie ging ziemlich sicher, nur einen Blick richtete ich auf die hohe Gestalt, die langsam auf die Manege zuschritt. — „Fertig!“ flüsterte ich und sah, wie einer der Stallknechte die Außenthür des Käfigs öffnete. „Fertig!“ wiederholte ich und trat einen Schritt zurück, während sechs glühende Augen die Kommende anblitzten. Es war ein aufregender Moment, doch ich fürchtete nichts; mein Blick beherrschte die Bestien vollständig....

„Alles in Ordnung, alles sicher“, sagte ich, mich halb umwendend, „sie werden sich nicht rühren....“ Da! Allmächtiger! Die Gesichter tanzten plötzlich vor meinen Augen; jedes Haar sträubte sich auf meinem Kopfe. — Ich hatte — ich hatte eben in zwei Augen geschaut, aus denen das gräßlichste Entsetzen hervorblitzte! Da stand sie an der inneren Thür, die Hände zitterten, das Gesicht war weiß, wie das einer Leiche, die Blicke hafteten auf Nero, dem wildesten der drei Löwen, und die Unglückliche schien wie eine Statue unbeweglich, von Entsetzen gelähmt. Sie war's, mein Weib! Ja, es war Lottie, mein eigenes Weib.

Ein schwerer Seufzer hob meine Brust, all' meine Nerven spannten sich; ich hatte die Situation erfaßt. Mein Weib! Die Mutterliebe hatte ihre Angst besiegt, ihre unüberwindliche Angst vor den wilden Thieren. Um Jim zu retten, um das zu seiner Rettung nöthige Geld zusammenzubringen, hatte sie in den Käfig hineinzugehen gewagt, sie wollte dort singen, singen.... Es ist ja so einfach und ungefährlich, hatte ich oft mit lachendem Munde erklärt.... Dieser einzige Gedanke hatte sie hergeführt, doch im letzten Augenblick verließ sie die Kraft, und wieder bemächtigte sich ihrer die Angst mit verdoppelter Gewalt.

Wie ich in dieser furchtbaren Minute mich selbst aufrecht erhalten — das vermag ich nicht zu sagen. Aber da brachte mich ein verdächtiges Brüllen wieder zu mir. Ich schwang die Peitsche und rief: „Geh! Ich will Alles thun, was Du willst! Verlaß den Käfig! Ueberlaß Alles mir und geh!“

In diesem Augenblick stieß sie ein leises Lachen aus, das schrill in meinen Ohren tönte.

„Nein“, hauchte sie — ich hörte, wie ihre Zähne vor Angst klapperten. „Nein, ich muß singen. Ich fürchte mich nicht, wenn Du dabei bist. Du lachtest einst über mich. Jetzt will ich singen —, um Jims willen muß ich singen. — Ha! sieh!“

Das letzte Wort verwandelte sich in einen kreischenden Schrei. — Was sich jetzt zunächst ereignete, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß Nero sich zum Sprunge aufgerichtet hatte, daß ich in wahnsinniger Angst auf ihn zugestürzt war und ihm den linken Arm in den Rachen steckte, gerade als er sich zum Sprunge anschickte. Die gewaltigen Zähne bohrten sich durch Fleisch und Aermel und rissen mich zu Boden. Der heiße Athem schlug mir in's Gesicht; ein wildes Heulen erfüllte die Luft, während sich des Publikums eine heftige Panik bemächtigt hatte. Ich lag an der Erde, meine Kräfte schwanden. Dann hörte ich das Klirren der Käfigstangen, ich hörte einen Schuß und eiserne Stangen wurden in den Käfig geschoben. In dieser höchsten Noth erinnerte ich mich, daß mein Revolver, den ich stets im Falle einer Gefahr bei mir trug, mit sechs Kugeln geladen war. Derselbe lag in der linken Hand, die ich nicht bewegen konnte; mit übermenschlicher Anstrengung gelang es mir, ihn in die rechte Hand zu bekommen. Während ich so dalag, starrten mich die gelben Augen blitzend an. Ich legte die Waffe an die Stirn, zwei-, drei-, viermal knackte der Hahn, und jedesmal bohrten sich mir die Zähne tiefer ins Fleisch. Dann aber brach der Löwe zusammen, während mich eine wohlthätige Ohnmacht umfing.

Viele Tage später, als meine Wunden zum Theil vernarbt waren, erfuhr ich, was sich weiter ereignet hatte. Ich erfuhr, wie die Zirkusbeamten Lottie in Sicherheit gebracht und die beiden anderen Thiere erschossen hatten. Jimmie saß schluchzend an meinem Bette. Er hatte mich die ganze Zeit aufopfernd gepflegt. — Und Lottie? Ach, das war das Entsetzlichste von Allem; denn der Junge hatte, wenn auch seine Schuld am nächsten Tage getilgt wurde, einen hohen Preis für seine tollen Streiche zu zahlen. Man wollte es uns zuerst nicht sagen und sie uns eine Woche lang nicht sehen lassen. Dann aber ließen wir uns nicht länger zurückhalten, und wir verstanden das Entsetzliche ohne ein Wort. Sie lachte und streichelte Jimmies Locken wie ein Kind — ihr Verstand war geschwunden, sie war wahnsinnig geworden.

Jetzt begreift Ihr wohl, warum wir, Jim und ich, seitdem nie wieder eine Karte angerührt haben“.

Eine resolute Tänzerin.

Wie unlängst mitgetheilt wurde, soll die Tochter der einst so berühmten Tänzerin Lola Montez, der Geliebten Ludwigs I. von Baiern, in einer kleinen Stadt der Ver. Staaten arm und verlassen gestorben sein. Hätte die mit dem größten Elend kämpfende Frau noch kurze Zeit gelebt, so würde sie jetzt in den Besitz eines kleinen Vermögens gelangt sein. Dieser Tage wurde in Paris in einer armseligen Dachkammer ein Mann todt aufgefunden, aus dessen Papieren man ersehen hat, daß er ein naher Verwandter der schönen Lola Montez gewesen ist. Niemand wußte, wer der einsame Sonderling war, den die Nachbarn den „alten Montez“ nannten und von dem Jedermann glaubte, daß er arm wie eine Kirchenmaus wäre. Dem war jedoch nicht so. Der menschenscheue Kauz hatte sich ein recht hübsches Vermögen zusammengespart, und dieses entdeckte man in Form eines Bündels Banknoten unter seinem Nachlaß. Der Staat forschte jetzt nach etwaigen Verwandten des Verstorbenen. Von einigem Interesse dürfte ein Brief sein, der sich zwischen den Papieren des alten Montez befand und den die vielbewunderte und vielgeschmähte Lola in den Tagen ihres Glanzes geschrieben hat. Sein Inhalt, der charakteristisch für die Energie und das Selbstbewußtsein ist, durch welche Eigenschaften sich die schöne Ballerina stets auszeichnete, lautet folgendermaßen: „Mein lieber Perez. Du liest sicher jene infamen französischen Zeitungen, die sich das boshafte Vergnügen machen, mir Familie, Heimath und sogar den Besitz eines Geburtsortes abzustreiten, gerade als ob man mich unter einem Kohlkopf gefunden hätte. Und selbst dieser Kohlkopf müßte doch in irgend einem Garten gewachsen sein, und diesen Garten sollte man doch irgendwo auf dem Erdenrund finden können. Aber nein, er existirt nirgends, und Lola Montez ist weniger als nichts. Ich möchte Dich daher bitten, so bald wie möglich nachstehende Darlegung in den drei wichtigsten Pariser Blättern zu veröffentlichen. Für die Wahrheit dieser Erklärung kann ich, wie Du weißt, jederzeit an der Hand unantastbarer Beweise einstehen. April 1847.“ — Die Erklärung lautete: „Lola Montez, die als gefeierte Tänzerin gegenwärtig soviel Interesse und Wißbegier erregt, ist im Jahre 1823 geboren. Sie trägt mit voller Berechtigung die Namen Maria Dolores Parris y Montez. Ihr Vater war ein Offizier in der Carlisten-Armee und starb sehr jung auf dem Schlachtfeld. Ihre Mutter, Senora y Montez, schloß eine zweite Ehe mit einem Irländer, weßhalb die Legende entstanden ist, daß sie eine Engländerin sei. Lola Montez hat nicht nöthig gehabt, ihren gut genug klingenden Namen gegen einen anderen einzutauschen. Er gehört ihr ebenso wie ihre wunderbare Schönheit, mit der sie thun kann, was ihr beliebt. Lola Montez wünscht nun, ihre französischen Feinde davon in Kenntniß zu setzen, daß sie dank ihren unvergleichlichen blauen Augen einen königlichen Protektor gefunden hat, der den Verleumdern seines Schützlings die Hölle heiß zu machen gedenkt, wenn sie nicht ihre falschen Anschuldigungen widerrufen und die Publikation ihrer beleidigenden Artikel einstellen.“ Dieses absonderliche, in schlechtem Spanisch abgefaßte Dokument befindet sich bereits im Besitz eines Autographensammlers, der nun eifrig damit beschäftigt ist, herauszubekommen, ob Perez y Montez es thatsächlich von den damaligen Zeitungen hat drucken lassen.

— Ueberraschende Wirkung. — Mutter (brummend): Jeden Tag holst Du Dir einen postlagernden Brief ab, und es führt doch Alles zu nichts! — Tochter: O doch! . . . mit dem Postsekretär werde ich mich demnächst verloben!

— Friedensbestrebung. — Kneppchen: Soll mich mal wundern, ob se 'n Krieg aus der Welt schaffen können. — Läppchen: Den Krieg von den Völkern vielleicht, aber der Krieg in den Völkern bleibt dann immer noch übrig. — Die Kampelei um das bischen Geld und Titel un so. — Dreppchen: Ja, un wenn das mal ausgeglichen is, da bleibt immer noch der häusliche Kampf, die Kampelei um 'n Hausschlüssel, übrig. — Im Himmel wird's hoffentlich besser.

Immer zerstreut.

Professor Ueberschlau ist ein ausgezeichneter Botaniker, mehr noch ausgezeichnet freilich durch seine schier unglaubliche Zerstreutheit. Nachdem er vor Kurzem erst seine Uhrkette in Spiritus gelegt hatte und eine lebende Blindschleiche an seine Uhr als Kette befestigen wollte, passirte ihm an einem heißen Sommertage eine andere kleine Geschichte. Lustig streifte er mit Käscher, Spiritusflasche und Botanisirtrommel im Walde herum, als er an den Rand eines nicht tiefen Weihers kam, dessen schönes klares Wasser in ihm den Wunsch erweckte, ein kühles Bad zu nehmen. Mit einem behaglichen „Ah!“ hüpft unser Professor in die spiegelklare Fluth, doch als er daraus emportaucht, schreit er entsetzt: „Um Gotteswillen, ich habe ja vergessen, mich vorher auszuziehen!“

— Nicht verlegen. — Sie sagen, d er Stuhl stammt aus der Zeit Napoleon I., er ist doch aber seinem Styl noch viel älter! — Antiquitätenhändler: Ganz recht, er hat ihn aber auch alt gekauft!